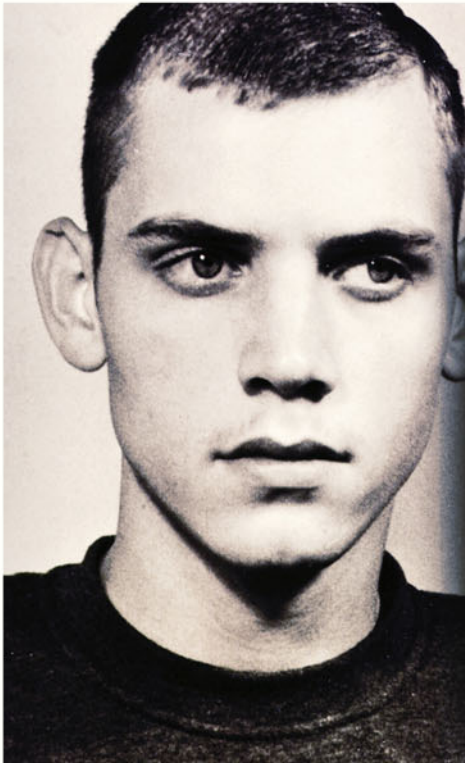


DIE BRAUNE ARMEE FRAKTION

Die unheimlichen Bekenntnisse
einer rechtsradikalen
Terrorgruppe



Hausmitteilung

14. November 2011

Betr.: SPIEGEL-Fest, „Dein SPIEGEL“

Mit den eher unfreundlichen Worten „Dieses Scheißblatt“ eröffnete der ehemalige Bundesfinanzminister Peer Steinbrück seine Rede auf der Einweihungsfeier für das neue SPIEGEL-Verlagshaus am vergangenen Montag. Steinbrück zitierte damit allerdings nur Willy Brandt, der sich 1974 darüber geärgert hatte,



Mascolo, Scholz, Saffe, Steinbrück



SPIEGEL-Verlagshaus

dass der SPIEGEL über eine bevorstehende Kabinettsumbildung „wieder einmal mehr wusste“, als Brandt lieb war – in der Beleidigung war also ein Kompliment enthalten. Eröffnet wurde die Party mit rund 2000 Gästen, darunter viele Prominente aus Politik, Wirtschaft und Medien, von SPIEGEL-Geschäftsführer Ove Saffe. Er begrüßte neben Steinbrück auch Hamburgs Ersten Bürgermeister Olaf Scholz, den SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel, Grünen-Fraktionschef Jürgen Trittin, Regierungssprecher Steffen Seibert sowie Mitglieder der Familie Augstein. SPIEGEL-Gründer Rudolf Augstein war an diesem Tag vor neun Jahren gestorben. SPIEGEL-Chefredakteur Georg Mascolo wies auf eine Inschrift mit einem Zitat Augsteins hin, die das Atrium des Verlagshauses schmückt und zum Credo des Unternehmens geworden sei: „Sagen, was ist“. Diesem Bekenntnis sollten die rund 560 Journalisten der SPIEGEL-Gruppe folgen. Im SPIEGEL sei nicht betriebswirtschaftliches Kalkül, sondern stets die „journalistische Leidenschaft der erste Unternehmenszweck“ gewesen. So werde es auch bleiben, sagte Mascolo. Farbenfroh illuminiert leuchtete an diesem Tag die Fassade des Neubaus, unter dessen Dach nun die Redaktionen von SPIEGEL, SPIEGEL TV, SPIEGEL ONLINE und manager magazin arbeiten.



Ob „du Opfer“, „fette Sau“ oder „geh sterben“: Mobbing mit fiesen Sprüchen kommt in fast jeder deutschen Schulklasse vor. Systematisch werden Mädchen und Jungen ausgegrenzt, gekränkt oder gar verprügelt. „Dein SPIEGEL“, das Nachrichten-Magazin für Kinder, beschreibt in der Titelgeschichte, wie Mobbing-Opfer leiden, wer die typischen Täter sind – und warum Mitschüler zusehen, ohne zu helfen. Außerdem im Heft: Der Wirtschaftsminister und FDP-Vorsitzende Philipp Rösler versucht Kinderreportern zu erklären, warum der Euro, aber auch seine Partei in einer Krise stecken. „Dein SPIEGEL“ erscheint an diesem Dienstag.

In diesem Heft

Titel

Bombenbau, Bankraub, Polizistenmord – wie aus Neonazis Schwermörder wurden 66

Deutschland

Panorama: Bundeswehr sucht Elitekriegerinnen / Schlechte Hygieneverhältnisse auf Bremer Neugeborenenstation / Grüne wollen Frauenschranke 17
Familie: Das Betreuungsgeld sorgt für Krach in der Koalition 20
CDU: Konservative klagen über Merkel 24
 Ursula von der Leyen und Norbert Röttgen kämpfen um die Rolle der Nummer zwei in der Partei 26
Linke: Fraktionsvorsitzender Gregor Gysi über den idealen Parteichef, den Aufstieg seiner Rivalin Sahra Wagenknecht und die Rückkehrpläne Oskar Lafontaines 28
Auslandseinsätze: Die Bundeswehr rüstet ihre Soldaten schlecht aus 30
Bundeswehr: Die Ermittlungsakten zum Tod der 2008 verunglückten „Gorch Fock“-Kadettin Jenny Böken geben Rätsel auf 32
Außenpolitik: Wie der Afghanistan-Diplomat Michael Steiner den deutschen Abzug organisiert 35
Kriminalität: Deutsche Glücksritter, Ganoven und ehemalige Betrüger entdecken Mallorca 47
Zeitgeschichte: SPIEGEL-Gespräch mit dem Historiker Ian Kershaw über die letzten Tage des „Dritten Reichs“ und den Durchhaltewillen der Deutschen 50

Serie

Europa (I): Wie könnte ein Staatenbund der europäischen Nationen funktionieren? ... 38
 Steuert die Bundesregierung auf eine Volksabstimmung über Europa zu? 40

Gesellschaft

Szene: Pinguin-Fanatiker in Belgien / Ratgeber zum Überleben in Krisenregionen 54
 Eine Meldung und ihre Geschichte – eine amerikanische Ehe endet nach 72 Jahren 56
Partnerschaft: Das komplizierte Liebesleben moderner Chinesen 58
Ortstermin: Die deutsche Einheit in 17 Minuten 65

Wirtschaft

Trends: Mehr Transparenz bei Arztrechnungen / Kühne + Nagel-Managern droht Ärger mit der US-Justiz / EADS fürchtet Nachteile durch Staatsbeteiligung 76
Währung: Die Bundesbank wehrt sich gegen eine Euro-Rettung um jeden Preis 78
 Planspiele für Griechenlands Rückkehr zur Drachme 82
Außenhandel: Die USA und Israel fordern schärfere Iran-Sanktionen 86
Unternehmen: Warum Haniel-Chef Jürgen Kluge scheiterte 89
Irland: Der vorbildliche Schuldner 90
Ernährung: Angeblich reine Produkte enthalten oft verborgene Zusatzstoffe 92

Ausland

Panorama: Deutsche Waffenlieferungen nach Indien / Konflikt um brasilianisches Öl ... 94
Nuklearwaffen: Belege für Teherans Griff nach der Bombe 96

Brennende Terroristenwohnung in Zwickau, Täter



Terror von rechts

Seite 66

Die Gruppe ostdeutscher Neonazis hat offenbar mindestens zehn Menschen getötet und diverse Anschläge verübt. Steckt dahinter ein bundesweites Terrornetzwerk?

Rausgeschmissenes Geld?

Seite 20

Eigentlich wollte die Regierung das Dickicht der familienpolitischen Leistungen lichten. Jetzt führt sie das Betreuungsgeld ein. Experten laufen Sturm dagegen, selbst in der Koalition regt sich Widerstand.

Der eiserne Notenbanker

Seite 78

Bundesbank-Präsident Jens Weidmann führt einen einsamen Feldzug für stabiles Geld und solide Staatsfinanzen. In Rekordgeschwindigkeit wandelte er sich vom loyalen Diener Angela Merkels zu ihrem mächtigsten Widersacher.

Die Liebe der Chinesen

Seite 58



Hochzeitsmesse in Shanghai

Die Ansprüche sind hoch, die Konkurrenz ist enorm. 180 Millionen chinesische Singles, sagt ein Untersuchungsbericht, sind auf der Suche nach dem oder der Richtigen. Wohnung, Bildung, die richtige Körpergröße: Das alles braucht ein chinesischer Heiratskandidat, wenn er eine standesgemäße Frau finden möchte. Auf Singlepartys suchen viele verzweifelt nach ihrem Glück.



Zeitenwende in Rom

Seiten 100, 102

Nach insgesamt 17 Jahren Berlusconi bricht in Italien eine neue Ära an. Aber ist das überschuldete Land überhaupt noch in der Lage, sich selbst zu retten? Berlusconis Nachfolgern bleibt dafür nur wenig Zeit.

ROBERTO MONALDO / AP

Atombombe: Dementi aus Teheran

Seiten 96, 98

Die Wiener Nuklear-Inspektoren der IAEA sind überzeugt, dass die Teheraner Führung nach der Bombe greift. Irans Außenminister Salehi widerspricht und beklagt die Versuche des Westens, sein Land zu schwächen.

Kino-Drama über den Krebstod

Seite 153

In seinem neuen Film „Halt auf freier Strecke“ erzählt der deutsche Regisseur Andreas Dresen von einem Familienvater, der unheilbar an einem Gehirntumor erkrankt: ein schonungsloses, tief bewegendes Drama über das Sterben.

Das Jahrhunderttalent

Seite 118

Der Dortmunder Mittelfeldspieler Mario Götze, 19, wird von seinen Fans gefeiert und bereits von internationalen Top-Clubs umschwärmt, er gilt als Jahrhunderttalent des deutschen Fußballs. In seinem Verein ist er schon eine Schlüsselfigur, in der Nationalmannschaft eine feste Größe. Sein Vater, ein Professor für Datentechnik, plant und lenkt die Karriere.



Götze

ULMER / IMAGO

Der iranische Außenminister Ali Akbar Salehi wehrt sich gegen die Vorwürfe der Atomenergiebehörde und warnt die Welt vor einem Krieg	98
Italien: Wie der Schuldenstaat sich aus der Krise befreien will	100
Berlusconis lange Prozesse	102
Kriegsverbrechen: Lebenslänglich für Kill-Team-Anführer	104
Spanien: Machtwechsel in der Krise?	106
Griechenland: Können Chinas Milliarden das Land retten?	110
Global Village: Der deutsche Filmstar Armin Mueller-Stahl wird Ehrenbürger im einst ostpreußischen Tilsit	115

Sport

Szene: Unersättlicher Titelsammler – der Surf-Rekordchampion Kelly Slater / Viererbob-Weltmeister Manuel Machata über seinen Ausflug in den Automobilsport	117
Fußball: Der Dortmunder Jungstar Mario Götze hat eine große Zukunft vor sich	118

Wissenschaft · Technik

Prisma: Echtheitstest für Scotch / Laser macht braune Augen blau	124
Bücher: Liegt die Zukunft des Lesens im Netz?	126
Kryptozoologie: Exkursion auf den Spuren des rätselhaften Affenwesens Bigfoot	129
Evolution: Das Geheimnis der Haustierzähmung	131
Raumfahrt: Testmission am Meeresgrund – die Nasa probt die Landung auf einem Asteroiden	134

Kultur

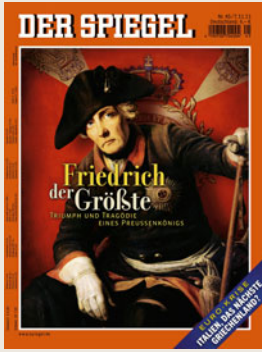
Szene: Julia Francks neuer Roman „Rücken an Rücken“ / Wie der Discounter Aldi Künstler inspiriert	136
Autoren: Der chinesische Dissident Liao Yiwu und sein erschütterndes Buch über vier Jahre Haft	138
Die Dankesrede von Liao Yiwu zur Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises ...	140
Musiker: Popstar David Byrne hat eine Mission – Radfahren	144
Bestseller	146
Literatur: Der niederländische Schriftsteller Leon de Winter erzählt die Währungskrise als Tier-Fabel	150
Kino: Der ergreifende Film „Halt auf freier Strecke“ von Andreas Dresen	153
Kunstkritik: Londons National Gallery feiert das Maler-Genie Leonardo da Vinci	156

Medien

Trends: Neue Hürden beim WAZ-Verkauf / Niggemeiers Medienlexikon	159
Verleger: „Playboy“-Gründer Hugh Hefner will die Häuschen-Marke wiederbeleben	160
Journalisten: Das Netzwerk Recherche plant den Neustart	162

Briefe	10
Impressum, Leserservice	168
Register	170
Personalien	172
Hohlspiegel/Rückspiegel	174

Titelbild: Fotos Polizei/DPA (1)



SPiegel-Titel 45/2011

„Ein genialer Einfall!
Der Alte Fritz ist nicht der Große,
nein, der Größte. Ist er der
größte Kriegstreiber oder der
größte Diener seines Staates?
– Vielleicht beides.“

Dr. Ralph Theile aus Aachen zum Titel „Friedrich der Größte. Triumph und Tragödie eines Preußenkönigs“

Friedrich II. war von Anfang an entschlossen, seinem Land eine herausragende Stellung zu verschaffen. Da die Armut steuerpolitisch nicht zu überwinden war, blieb als Ausweg nur die Expansionspolitik übrig.

FÜRSTENZELL (BAYERN)

WALTER BERCHTOLD

Friedrich II. schrieb 1781 an den französischen Naturwissenschaftler d'Alembert einen Brief, der die andere Seite des Preußenkönigs zeigt: „Weit davon entfernt, mich über mein nahes Ende zu beklagen, muss ich mich vielmehr bei dem Publikum entschuldigen, weil ich die Unverschämtheit besaß, so lange zu leben, es gelangweilt und belästigt zu haben und ihm dreiviertel Jahrhundert hindurch beschwerlich gefallen zu sein, was zu weit geht.“

FRANKENBERG (HESSEN) KARL-HEINZ HARTMANN

Nr. 44/2011, Der Gipfel spaltet den Kontinent

Armes reiches Land

Deutschland willigt in eine Transferunion ein – unter Bruch der Verfassung und internationaler Verträge, erhält dafür das Versprechen auf eine stabilitätsorientierte Zukunft. Nebenbei verliert die EZB das deutsche Hartwährungskonzept. Das nenne ich einen vollen Erfolg französischer Diplomatie: Die Deutschen sind gebändigt, der Euro ist französisch.

MORSBACH (NRW)

PROF. DR. EDO ENKE

Wenn die Überheblichkeit Deutschlands so weiterwächst, werden unsere Nachbarn sagen können: „Es war einmal so ein armes Land, das nur Geld hatte.“

FREIBURG I. B. ANE DIEZ DE ARIZALETA ELDUAYEN

Ich kann das Handeln unserer Politiker nicht mehr verstehen, leider macht sich auch niemand die Mühe, dies dem Bürger so zu erklären, dass die Vision dahinter deutlich wird und die Zweifel ausgeräumt werden!

ÜCKERITZ (MECKL.-VORP.) VOLKER UHLENBROCK

Wenn EU und Euro Erpressung der Völker Europas bedeuten, hat beides keine Daseinsberechtigung.

DIERHAGEN (MECKL.-VORP.) RÜDIGER HANSCH

Nr. 45/2011, Friedrich der Größte. Triumph und Tragödie eines Preußenkönigs

Dunkler Glorienschein

Ich empfehle Friedrichs „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“. Er schreibt, drei Faktoren hätten den Untergang Preußens verhindert: die Zerstrittenheit der gegnerischen Koalition, die Abhängigkeit ihrer Generale von höfischer „Staatsklugheit“ und der Tod der russischen Zarin. Kann man es nüchterner sehen?

BERLIN

WERNER KLISS

Sehr gut finde ich, dass Preußens Glorienschein ein wenig abgedunkelt wird.

CRAILSHEIM (BAD.-WÜRTT.)

ACHIM KUPKA

Unter der Last der väterlichen Unterdrückung hat Kronprinz Friedrich vermutlich schon mit 18 Jahren, vielleicht unbewusst, einen Weg gefunden, um sich für seine späteren Aufgaben zu stärken. Er erkannte die Bedeutung des Exerzierens als tägliche Übung. Es handelte sich nicht einfach um ein Paradiern, sondern um das „Exercitium ad integrum“, eine Übung, die vor allem im Jesuitenorden und Zen-Buddhismus betrieben wird und welche das Durchhaltvermögen zum obersten Ziel setzt.

ASCONA (SCHWEIZ)

PROF. DR. WOLFGANG OPPENHEIMER

Die Widersprüchlichkeit Friedrichs II. sollte jede Generation aufs Neue beschäftigen: Ein aufgeklärter und musisch begabter Monarch war zugleich ein rücksichtsloser Feldherr. Unter ihm stieg das allmählich vom Polizeistaat zum Rechts- und Wohlfahrtsstaat mutierende Preußen durch mehrere Präventivkriege zur fünften Großmacht in Europa auf. Ein erstes Selbstbewusstsein und Nationalgefühl der Deutschen konnte sich entwickeln. Unglücklicherweise wurde Friedrichs obrigkeitsstaatlich geprägte Vorstellung „nichts durch das Volk, alles für das Volk“ später entsetzlich pervertiert. Heute sind wir das Volk, das sich bemerkbar machen kann.

MÜNCHEN

ANIT VAN HERCKE

Als Kronprinz, unter seinem despotischen Vater leidend, verfasste Friedrich II. den „Antimachiavell“. Später verhielt er sich wie ein lupenreiner Machiavellist. In diesem Licht erklären sich seine Reformen. Er tat stets, was ihm opportun erschien. Und so kann man die Regenschaft Friedrichs II. wohl eher als „aufgeklärten Despotismus“ denn als „aufgeklärten Absolutismus“ bezeichnen.

GREBENSTEIN (HESSEN)

RAINER DEGETHOFF



Friedrich-II.-Denkmal in Berlin, 1939

Jede Generation aufs Neue beschäftigt

Bei aller Anerkennung der kritischen Würdigung fehlt ein Eingehen darauf, dass in Friedrichs Staat entscheidende Grundlagen für das Preußen des 19. Jahrhunderts als Bildungs- und als Rechtsstaat gelegt wurden, hinter denen die aufgeklärten westlichen Staaten zurückblieben. Friedrich war schon zu Lebzeiten sehr populär und stellte weithin eine Art Idol dar.

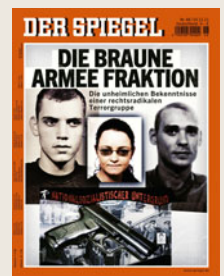
LEER (NIEDERS.)

DR. ENNO EIMERS

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Wurde der Rechtsextremismus bisher unterschätzt?
- **Parlament** Sollte auch bei der Bundestagswahl die Fünf-Prozent-Hürde fallen?
- **Iran** Hindern schärfere Sanktionen Teheran am Bau einer Atombombe?



Nr. 44/2011, Bürgerproteste gegen
Frankfurts vierte Landebahn

Wut und Mut

Am 22. Oktober frühmorgens um 05.05 Uhr wurde ich durch einen ohrenbetäubenden Krach mitten aus dem Schlaf gerissen. Mein Zimmer war hell ausgeleuchtet, und grelles farbiges Licht flackerte gespenstisch durch den ganzen Raum. Noch schlaftrunken stürzte ich ans Fenster und sah vor mir ein riesengroßes Flugzeug im Landeanflug. Rundum bestrahlten grelle Blinklichter und Scheinwerfer die Häuser. Ich dachte zunächst an eine unmittelbar bevorstehende Notlandung oder sogar an einen Absturz. Der Schreck saß mir noch in den Knochen, als weitere Flugzeuge



Flugzeug über Frankfurter Vorort
Wer würde dieses Haus noch wollen?

mit dem gleichen Lärm- und Lichtspektakel folgten. Es war wie in einem Horrortitel. Der von mir beschriebene Zustand hat sich bis heute nicht geändert.

FRANKFURT AM MAIN EBERHARD BACHER

Seitdem die neue Landebahn in Betrieb ist, ist für mich mein Zuhause kein Zuhause mehr. Nirgendwo mehr Ruhe, die Sorgen um die gesundheitlichen Folgen für die Kinder, der Schlafmangel. Wir wurden unseres Heims beraubt. Ich hatte mir ein Haus in Hochheim gesucht und nicht ein wesentlich günstigeres in Raunheim oder Flörsheim, weil ich wusste, dass ich diese permanente Lärmhölle nicht aushalte. Aber jetzt? Wer würde dieses Haus noch wollen?

HOCHHEIM (HESSEN) ANJA LEIPOLD

Der Schutz von Gesundheit und Leben rangiert im Grundgesetz eindeutig vor Eigentum und Gewinn. Dies wird permanent vernachlässigt. Fundierte Studien über die Belastung durch Fluglärm werden ständig nicht beachtet. Auch die Wertminderung von Immobilien im Umfeld von Flughäfen ist belegt. In aller Re-

gel findet hier eine kalte Enteignung von Leuten statt, die hart gearbeitet haben und für sich und ihre Nachkommen Werte schaffen wollten.

KAARST (NRW) JÜRGEN LÄMKE

Wir hängen uns die lebenslange Finanzierung eines Häuschens an das Bein und kriegen diesen Teil unserer Vorsorge von den Menschen wieder kaputtgemacht, die uns täglich predigen, wie wichtig es sei, dass wir nun selbst für unsere Rente etwas tun. Ich werde hier zum Wutbürger, aber auch zum Mutbürger.

HOCHHEIM CHRISTIANE REITZ

Über uns brettern im Abstand von Minuten die Flieger. Messungen mit einem privaten Gerät ergaben 64 bis 82 Dezibel. Denn die Dateneinsicht eines von der Fraport schon installierten Messgeräts ist für die Betroffenen nicht möglich. Mit dem schon angekündigten und eventuell genehmigten Geld für Schallschutz werden wir nur ein bis zwei Räume gegen den Lärm halbwegs abschotten und belüften können, abgesehen von dem nun nicht mehr zu nutzenden Garten.

HOCHHEIM RENATE UND RAINER LÖCHEL

Nr. 44/2011, Streitgespräch zwischen
Commerzbank-Chef Martin Blessing und
Mitgliedern der Occupy-Bewegung

Zahlt endlich Steuern!

Zwei tolle junge Menschen. Ein Banker, der seine 500 000 Euro jährlich allemal wert ist. Es tat gut, solch ein kultiviertes, von gegenseitiger Achtung geführtes Streitgespräch zu lesen.

HALVER (NRW) RÜDIGER NIELAND

Der Schlagabtausch dieser bemerkenswerten Männer war pures Lesevergnügen. Interessanterweise scheint Herr Fialka genau dem brillanten, geistreichen Prototyp von Akademiker zu entsprechen, wie er in der Finanzindustrie so geschätzt wird. Ich stelle mir vor, dass Herr Blessing Herrn Fialka ein entsprechend hochdotiertes Angebot unterbreitet. Ob dieser wohl annehmen würde ...?

NENTERSHAUSEN (RHEINL.-PF.) KARIN DECKER



Diskussionspartner Sack, Fialka, Blessing
Kultiviertes Streitgespräch

Endlich wird das Thema leistungsloses Einkommen durch das Schuld- und Zinssystem angesprochen. Dadurch wird denjenigen, die durch Arbeit und Innovation echte Wertschöpfung betreiben, ein Teil ihrer Energie entzogen zugunsten derjenigen, die durch Kapital Geld aus dem Nichts schaffen. Es ist höchste Zeit zu erkennen: Wir haben keine Finanz-, sondern eine Systemkrise.

LICH (HESSEN)

JOHANNES SEEWALD

Blessings Beurteilung der Lage in den USA ist absolut richtig. Nur würde er hier von Cantor & Co. als regulierungswütiger Sozialist verschrien werden.

McLEAN (USA)

ANDREAS DOMS

„Wie müsste die Welt organisiert sein, damit es möglichst vielen Menschen gutgeht?“ Genau, Herr Sack, mit 22 Jahren habe ich schon vier Jahre lang im Schichtdienst gearbeitet, Sie sind Azubi. Herr Fialka, mit 31 Jahren habe ich schon 13 Jahre lang im Schichtdienst gearbeitet, Sie sind Student. Zahlt endlich Steuern. Wie soll ich Sie ernst nehmen, Leute, die selbst nur von anderen nehmen, genauso wie die Banken. Natürlich in kleinerem Rahmen.

BINGEN (RHL.-PF.)

ANDREAS MARQUARDT

Nr. 44/2011, Unterwegs mit deutschen Scharfschützen in Afghanistan

Verdammt harter Job

Wen wundert es, dass der Oberfeldwebel Sommerkorn zu wenig über die Zusammenhänge des Krieges weiß. Wenn schon Oberst Klein als Offizier aufgrund einer nicht nachzuvollziehenden Lagebewertung die Bombardierung von Tanklastzügen befahl.

WREMEN (NIEDERS.)

ULRICH HAJEK

Der entscheidende Hinweis: 110 Euro Auslöse pro Tag. So funktioniert die Welt. Kann ich mein Haus vielleicht doch abbezahlen? Der Rest ist moralisches Rechtfertigungsgeschwätz.

COTTBUS

UWE HINZ

Trotz manchmal unzureichender Ausrüstung und einer wankelmütig erscheinenden politischen Führung erledigen unsere



Scharfschütze Sommerkorn mit Kameraden
Höchster Respekt

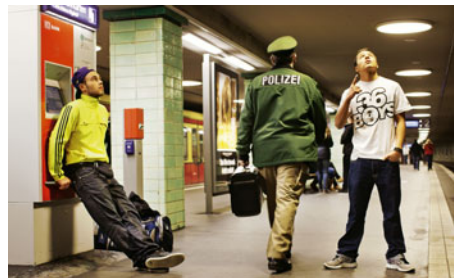
Soldaten einen verdammt harten Job, und sie tun es viel besser, als es der Bevölkerung vermittelt wird. Als Sanitätsoffizier der Reserve habe ich einen freiwilligen Einsatz im Isaf-Hospital Masar-i-Scharif abgeleistet. Was ich im Mikrokosmos des sicheren Lagers erleben konnte, nötigt mich höchsten Respekt vor deren Leistung ab.

MÜNSTERHAUSEN (BAYERN)

MARKUS BODE

Nr. 44/2011, Zu viele Immigrantenkinder und -enkel tun sich schwer in Deutschland

Hol- und Bringschuld



Junge Migranten in Berlin

Hinter jedem Scheitern ein Schicksal

Es ist Ihnen in beinahe allen Punkten beizupflichten. Das Wichtigste ist jedoch nicht, dass dem Staat durch die mangelnde Integration Arbeitskräfte fehlen, sondern dass sich hinter jeder gescheiterten Integration ein menschliches Schicksal verbirgt.

ROTT (BAYERN)

DOMINIK OPPERMANN

Die Schlussfolgerung kann doch nur sein, von staatlicher Seite frühzeitiger und stärker in die Erziehung einzugreifen.

BERLIN

TORSTEN KEMPF

Ich kann das Gerede von der Förderung, die angeblich fehlt, nicht mehr hören.

HAMBURG

GERALD BÖHNEL

Ehrlicherweise muss man doch sagen, dass das Zusammenleben immer wieder durch gewalttätiges Dominanzgehabe einiger weniger junger Männer aus der islamischen Welt gestört wird und damit die Abwehrhaltung wieder wachsen kann.

CHEMNITZ

MARCUS FEIT

Bildung, Arbeit, Integration sind eine Hol- und Bringschuld des Staates. Niemand behauptet, es sei leicht, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden, aber dass es möglich ist, beweisen tagtäglich unzählige Beispiele.

BERLIN

GIORGIO FORLIANO

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe dieser Ausgabe befindet sich im Mittelband ein 8-seitiger Beihefter der Firma Karstadt, Essen.



HANS-JÜRGEN BURKARD / BILDERBERG

Übung des Kommandos Spezialkräfte auf Sardinien

KSK

Elitekriegerinnen gesucht

Für verdeckte Zugriffe in Krisengebieten will das geheim operierende Kommando Spezialkräfte (KSK) der Bundeswehr erstmals Frauen rekrutieren. Mit einem speziell auf Anwärtnerinnen zugeschnittenen Trainingsprogramm sollen die bisher ausschließlich männlichen deutschen Elitekrieger ab Mitte 2012 mit weiblichen Kommandokräften verstärkt werden. Aus Sicht der KSK-Führung hat die Einsatzerfahrung in muslimischen Ländern wie Afghanistan gezeigt, dass Soldatinnen bei heiklen Zugriffsmissionen und bei Durchsuchungen von meist strikt nach männlichen und weiblichen

Bewohnern getrennten Gehöften deeskalierend wirken. Die US-Spezialkommandos setzen bei ihren verdeckten Operationen auch weibliche Soldaten zur Unterstützung ein. Das KSK hatte sich in der Vergangenheit wiederholt Soldatinnen aus anderen Bundeswehreinheiten ausgeliehen. Die Aufnahmeprüfung des KSK führt die Anwärtner der Eliteeinheit mit Gewaltmärschen und psychologischen Tests an den Rand der körperlichen und seelischen Belastbarkeit; für die weiblichen Rekruten soll das Programm etwas entschärft werden.

HYGIENE

Schlechte Werte für Bremer Klinik

Die Hygieneverhältnisse auf der Neugeborenenintensivstation im Klinikum Bremen-Mitte, wo in den vergangenen Monaten mindestens drei Frühgeborene an einer Infektion mit multiresistenten Darmkeimen starben, sind nach außen offenbar viel zu positiv dargestellt worden. In einem bundesweiten Vergleich, der im Online-Portal „Qualitätskliniken.de“ einsehbar ist, schneidet die Bremer Neugeborenenstation äußerst schlecht ab. „90 Prozent der größeren Neonatologie-Abteilungen weisen bessere

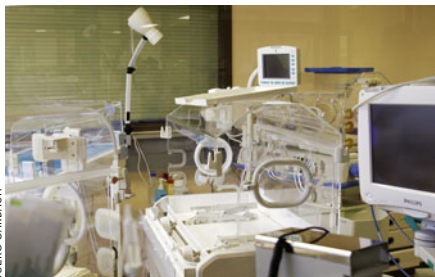
Ergebnisse auf“, sagt Günther Heller, Projektleiter der Bundesfachgruppe Perinatalmedizin des Aqua-Instituts, das die Daten gesammelt und ausgewertet hat. „Wir haben auffällige Befunde“, sagt Diethelm Hansen, Chef des Klinikverbundes Gesundheit Nord, zu dem das Klinikum Bremen-Mitte gehört. Warum der Ausbruch des Keims erst im September gemeldet wurde, obwohl er schon im April aufgetreten war, versucht das Klinikum

derzeit noch herauszufinden. Die Infektionen mit multiresistenten Keimen wurden bislang nicht systematisch im Computer erfasst. Stattdessen wurden alle mikrobiologischen Befunde der Abteilung in einem Aktenordner abgeheftet, der regelmäßig von einer zur Hygienefachkraft weitergebildeten Krankenschwester auf Auffälligkeiten durchgesehen wurde. Um Pannen künftig zu vermeiden, werde die Klinik nun „strikte Verfah-

rensabläufe“ festlegen, sagte Hansen. Die oppositionelle Bremer CDU will in einem Untersuchungsausschuss klären, ob statt menschlichen Versagens womöglich die Sorge um den Ruf des Klinikums und wirtschaftliche Gründe zur verspäteten Meldung geführt haben könnten.

„Wenn wir von Hygienemängeln in anderen Kliniken hörten, haben wir uns immer entspannt zurückgelehnt.“

Ein Klinikmitarbeiter



JOERG SARBACH

INNERE SICHERHEIT

Trojaner-Treffen

Das Bundeskriminalamt (BKA) setzte die umstrittene Trojaner-Software der Firma DigiTask in abgespeckter Form nicht nur selbst ein, sondern rief im Juli 2008 eigens ein Forum zum internationalen Erfahrungsaustausch ins Leben. Die vom BKA initiierte Arbeitsgruppe wurde zunächst sogar nach dem Unternehmen benannt, wie das Bundesinnenministerium nun auf eine Frage des Linken-Abgeordneten Andrej Hunko mitteilte. Danach traf sich die „DigiTask User Group“, an der offenbar vor allem Techniker teilnahmen, erstmals im September 2008 und danach jeweils zweimal jährlich. Das letzte Treffen der zwischenzeitlich unverfänglicher in „Remote Forensic Software User Group“ umbenannten informellen Gruppe fand im April statt. Teilnehmer kamen aus der Schweiz, den Niederlanden und Belgien.

GRÜNE

Frauenschranke geplant

Auf Druck der Parteibasis werden die Grünen voraussichtlich eine formale Hürde für männliche Spitzenkandidaten bei Bundestagswahlen errichten. Wenn Männer wie Fraktionschef Jürgen Trittin oder der Parteivorsitzende Cem Özdemir als alleinige Spitzenleute für die Bundestagswahl kandidieren wollen, müssten die Frauen in der Partei das genehmigen. Das sieht ein Antrag des Berliner Grünen Felix Pahl vor, den wichtige Frauenpolitikerinnen in der Partei unterstützen; auch der Bundesvorstand bezeichnet den Vorschlag als „gut und richtig“. Offen wird in dem Antrag gelassen, auf welche Weise die Frauen eine Schranke gegen männliche Alleingänge errichten können – etwa per Votum der weiblichen Delegierten eines Parteitags. Der Antrag für den Bundesparteitag Ende November in Kiel würde eine neue Vorschrift zur Urwahl von Spitzenkandidaten in der Satzung ergänzen. Bisher sehen die Statuten vor, dass Wahllisten paritätisch mit Frauen und Männern besetzt werden – und zwar mit einer Frau an der Spitze.



MARC-STEFEN UNGER

Trittin, Özdemir



THOMAS LOHNES/DAPD

Entwicklungshelferin, Kinder in Costa Rica

FREIWillIGENDIENSTE

Fehlende Qualitätssicherung

Junge Erwachsene, die auf Kosten des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) einen Freiwilligendienst im Ausland leisten („weltwärts“-Programm), machen häufig schlechte Erfahrungen. Das geht aus einem bislang unveröffentlichten Untersuchungsbericht hervor, den das Ministerium in Auftrag gegeben hat. „Die Umsetzung des weltwärts-Förderprogramms entspricht nur zum Teil den Vorgaben des BMZ“, heißt es darin. Die Prüfer machten „Defizite bei der Auswahl der Einsatzplätze“ und teilweise „erhebliche Mängel bei der pädagogischen Begleitung vor Ort“ aus. Ein Viertel der Teilnehmer bewertet den eigenen Einsatzplatz als „gar nicht oder kaum für einen Freiwilligen geeignet“. Knapp die Hälfte berichtet davon, „sich ihre Arbeit selbst suchen zu müssen“. Ein Drittel der Partnerorganisationen gibt denn auch an, nur schwer passende Aufgaben für die jungen Deutschen zu finden. Positive Effekte gibt es dem Bericht zufolge bei der persönlichen Entwicklung der Freiwilligen.

KARRIEREN

Deutsche auf der Kippe

Der Wechsel von Werner Hoyer (FDP), Staatsminister im Auswärtigen Amt, an die Spitze der Europäischen Investitionsbank wird mindestens einen Finanzmanager mit SPD-Parteibuch den Job kosten. Da gemäß dem Statut nur ein Deutscher Mitglied des Bankdirektoriums sein darf, wird der bisherige Vizepräsident Matthias Kollatz-Ahnen den Weg für Hoyer freimachen müssen. Der Ingenieur und Volkswirt Kollatz-Ahnen, Ehemann der rheinland-pfälzischen Bildungsministerin Doris Ahnen (SPD), sitzt seit fünf Jahren im Direktorium der Investi-

tionsbank. Ebenfalls um seinen Posten fürchten muss offenbar Thomas Mirow. Der ehemalige Finanzstaatssekretär ist seit 2008 Präsident der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung in London und könnte ebenso mit seinem Job dafür bezahlen, dass mit Hoyer ein weiterer Deutscher einen wichtigen europäischen Posten besetzt. Scharfe Kritik kommt bereits aus der SPD-Bundestagsfraktion. Von einem „schmutzigen Deal“ spricht deren europapolitischer Sprecher Michael Roth. „Bei aller persönlichen Wertschätzung für Herrn Hoyer – es wäre ein Skandal, sollte die Bundesregierung allen Ernstes zwei international hoch anerkannte Experten aus dem Weg räumen wollen, damit Außenminister Westerwelle einen unliebsam gewordenen Parteifreund entsorgen kann.“

GESUNDHEIT

Teure Riester-Pflege

Koalitionskreisen zufolge könnten die steuerlichen Zuschüsse für eine freiwillige Pflegezusatzversicherung bis zu einer Milliarde Euro jährlich betragen. Nach Berechnungen des Bundesgesundheitsministeriums würde ein Betrag dieser Größenordnung fällig, wenn alle Deutschen, die die Bedingungen für eine Riester-Förderung in der Rente erfüllen, auch einen Vertrag für die Pflege abschließen würden. Dies sind derzeit rund

40 Millionen Menschen. Die Bundesregierung hatte vergangene Woche entschieden, eine staatlich geförderte Pflegezusatzversicherung einzuführen. Durch die gutgehende Konjunktur entwickelten sich die Finanzen der Pflegekassen im laufenden Jahr bisher positiv. „Mit einem deutlichen Einnahmeanstieg von über zwei Prozent und einem Ausgabenanstieg von unter drei Prozent“ könne sich „nochmals ein geringfügiger Überschuss ergeben“, heißt es in einem Bericht des Ministeriums an den Gesundheitsausschuss des Bundestags.

FDP

Genscher und Kinkel gegen Schäffler

Die früheren FDP-Vorsitzenden und Außenminister Hans-Dietrich Genscher und Klaus Kinkel greifen in die Debatte um den Euro-Entscheid ihrer Partei ein. In einem gemeinsamen Brief an alle Mitglieder appellieren sie, bei der Abstimmung die Linie der Par-

teiführung zu unterstützen. Sie seien nicht bereit, Jahrzehnte europäischer Friedenspolitik aufs Spiel zu setzen, heißt es in dem Schreiben. „Angesichts der großen europäischen Probleme und Herausforderungen sind Kleinmut genauso wie kurzfristige vermeintlich ökonomische Betrachtungen und Sehnsucht nach europäischer Kleinstaaterei schlechte Ratgeber.“ Genschers und Kinkels Appell richtet sich gegen den FDP-Abgeordneten Frank Schäffler, der den permanenten

Euro-Rettungsschirm ESM ablehnt und den Mitgliederentscheid initiiert hatte. In der FDP-Präsidiumssitzung am vergangenen Montag war zunächst umstritten, ob der Brief der ehemaligen Vorsitzenden verschickt werden dürfe. Der frühere Bundesschatzmeister Hermann Otto Solms warnte, dies könne als unlauterer Eingriff in die Mitgliederbefragung ausgelegt werden. Die Mehrheit des Präsidiums stimmte jedoch dafür, das Schreiben zu versenden.



Kinkel, Genscher

ABSCHIEBUNGEN

Jesuiten contra Friedrich

Das Bundesinnenministerium will sich nicht an der Finanzierung von unabhängigen Beobachtern der Kirchen beteiligen, die bundesweit Abschiebungen überwachen sollen. In der Vergangenheit ist es laut Jesuiten-Flüchtlingsdienst bei diesen Aktionen zur Verweigerung von Essen und Trinken, zu unverhältnismäßiger Gewalt bis hin zu Todesfällen gekommen. „Deutschland missachtet die Verpflich-

tung, Abschiebungen wirksam beobachten zu lassen“, sagt der Direktor des Flüchtlingsdienstes, Pater Martin Stark. „Der Staat muss aber die notwendige Transparenz auch finanziell unterstützen.“ Da die Jesuiten mit ihrer Forderung auf Ablehnung stoßen, wollen katholische und evangelische Kirche den Kampf um eine humanere Abschiebep Praxis nach EU-Vorgaben nun juristisch ausfechten. Das von Hans-Peter Friedrich geführte Ministerium, das bislang in Düsseldorf, Frankfurt und Hamburg Beobachter installiert hat, argumentierte bisher, staatliches Handeln könne nicht durch Vertreter der Kirchen kontrolliert werden.



GEORG HILGEMANN / ACTION PRESS

Unions-Politikerinnen Haderthauer, Schröder: „Eine hochmoderne Lösung, sie ist wertorientiert“

FAMILIE

Im Reich des Unsinnns

Das Betreuungsgeld für Mütter, die ihre Kinder selbst betreuen, dient vor allem ideologischen Zwecken. Und es entzweit die Frauen in der Union: CSU kämpft gegen CDU. Sinnvoll wäre vielmehr ein rascher Ausbau der Kitas.

Wenn es so weitergeht, bekommen demnächst Leute, die nicht in die Oper gehen wollen, eine Subvention. Der Staat zahlt ihnen Geld dafür, dass sie zu Hause bleiben, eine sogenannte Sofaprämie. Der Grund für diese neue Sozialleistung liegt auf der Hand: Es ist gerecht, denn Leute, die in die Oper gehen, bekommen auch eine Subvention. Der Staat schießt bis zu 250 Euro bei einer Eintrittskarte zu.

Eine solche Leistung einzuführen wäre absurd. Und doch soll es in Deutschland bald etwas Ähnliches geben. Demnächst, so wurde gerade beschlossen, wird das Betreuungsgeld eingeführt. Es soll Eltern unterstützen, die ihre Kinder nicht in Kindertagesstätten geben, vor allem also Frauen, die nicht arbeiten gehen, sondern zu Hause bleiben. Diese Subvention wird als Herdprämie verspottet.

Was will dieser Staat nun: dass Mütter arbeiten gehen oder dass Mütter zu Hause bleiben? Dass Mütter ihre Kinder in eine Kita geben oder nicht? Das Betreuungsgeld ist eine Staatsförderung für alle Eltern, die staatlich geförderte Kindertagesstätten meiden. Kabarettisten erfinden solche Geschichten, um politischen Aberwitz deutlich zu machen, aber dies ist die Realität.

„Erst das Elterngeld, dann das Betreuungsgeld, das ist eine absolut widersprüchliche Politik“, sagt Katharina Spieß, Bildungsökonomin am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung.

Die Familienpolitik entwickelt sich immer mehr zu einem Reich des Unsinnns. Das wurde am Sonntag vorverganger Woche noch einmal deutlich, als der Koalitionsausschuss nach langem Streit das Betreuungsgeld beschloss. Wer sein Kind

nicht in eine öffentlich geförderte Kita gibt, soll von 2013 an dafür 100 Euro im Monat vom Staat bekommen. Ein Jahr später werden es 150 Euro sein. Rund zwei Milliarden soll das Betreuungsgeld nach Schätzungen den Staat im Jahr kosten.

Die CSU freut sich. In der Vorstandssitzung am Montag lobte Bayerns Sozialministerin, Christine Haderthauer: „Das ist eine hochmoderne Lösung, sie ist wertorientiert.“ Viele Frauen der CDU sehen das anders. „Ich bleibe bei meiner generellen Skepsis gegenüber der Idee des Betreuungsgelds“, sagt die saarländische Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer. „Ich halte die Barauszahlung für den falschen Weg.“ Nun gibt es Streit in der Union, Krisensitzungen, Tränen.

Familienpolitik ist ein emotionales und ein ideologisches Thema. Es geht immer



STEFAN AREND / EPD

Kinder in Tagesbetreuung*: Nicht den Eltern Geld geben, sondern den Kindertagesstätten und Schulen

noch um das Frauenbild. Ist eine Mutter, die arbeitet, Rabenmutter? Ist eine Mutter, die nicht arbeitet, Heimchen am Herd, ist sie so, wie Frauen in den fünfziger Jahren waren? Das schwingt mit in den Diskussionen zum Betreuungsgeld.

Familienpolitik ist auch ein zukunftsweisendes Thema. Es geht darum, ob der demografische Wandel aufzuhalten ist, ob Frauen in Deutschland wieder genug Kinder bekommen, damit die Bevölkerung nicht weiter schrumpft.

In keinem anderen Politikfeld wird so viel an den Lebensentwürfen der Menschen herumgedoktert. Die Frauen sollen die ideologisch jeweils richtige Rolle einnehmen, aber in jedem Fall Mutter werden. Das sind hohe Anforderungen, und die führen zu einer Menge Nonsens.

Das Betreuungsgeld ist nun das jüngste Beispiel. Es passt nicht ins System und ist mit heißer Nadel gestrickt. Viele Details sind ungeklärt. Die Folgen sind Ratlosigkeit und, natürlich, Streit.

Ratlosigkeit: Als die Bundesminister und andere Spitzenpolitiker der Union sich am Mittwochmorgen zum Frühstück vor der Kabinettsitzung versammelten, diskutierten sie auch das Betreuungsgeld. Umweltminister Norbert Röttgen wollte wissen, ob man das Betreuungsgeld auch in Ländern bekomme, in denen Tagesmütter öffentlich gefördert werden. So

recht wusste niemand eine Antwort. Röttgen fragte weiter. Was denn sei, wenn das Geld für die Tagesmütter steuerlich abgesetzt werden könne? Sei das dann auch eine öffentliche Förderung?

Wieder Stille. Da wird es Finanzminister Wolfgang Schäuble zu bunt. Diese Unterscheidung könne man nicht auch noch machen, sagt er. Als die Runde auseinandergeht, weiß niemand so richtig, wie das funktioniert mit dem Betreuungsgeld.

Plan B Staatliche Familienförderung

Für Berufstätige

Elterngeld

seit Januar 2007

abhängig vom vorherigen Einkommen;
Zahlung für die ersten 14 Lebensmonate

Höhe: maximal **1800 €/Monat**

Kosten 2010: **4,6 Mrd. €**

Kinderversorgung zu Hause

Betreuungsgeld

ab 2013 geplant

Verzicht auf die Unterbringung in einer öffentlichen Kita, für Kinder im zweiten und dritten Lebensjahr

Höhe: **100 €/Monat** im zweiten Lebensjahr

150 €/Monat im zweiten und dritten Lebensjahr (ab 2014)

geschätzte Kosten: **2 Mrd. €/Jahr**

DER SPIEGEL

**Streitpunkt
in der
Koalition**

Streit: Bei einem Treffen der Frauen der Unionsfraktion mit ihrem Chef Volker Kauder am Freitagmorgen flossen Tränen. Dorothee Bär von der CSU sagte, wenn man das jetzt nicht mitmache, falle man allen drei Parteivorsitzenden in den Rücken. Außerdem beschädige man Familienministerin Kristina Schröder. Das brachte Rita Pawelski, Vorsitzende der Frauen in der Unionsfraktion, in Rage. Sie ist gegen das Betreuungsgeld. Ein Wort wechselte das andere, und am Ende begann Pawelski zu weinen. Gitta Connemann, Abgeordnete aus Leer, sagte daraufhin, sie mache das jetzt nicht mehr mit, die Sitzung sei ihr peinlich. Man könne seine Probleme auch unter vier Augen lösen. Das ist in dieser Koalition allerdings noch nie gelungen.

Pawelski hat schon angedeutet, dass die CDU-Frauen dem Betreuungsgeld in dieser Form nicht zustimmen werden. Sie will, dass Gutscheine für die Bildung der Kinder verteilt werden. So sehen das auch die Frauen der FDP. „Wir haben uns immer gegen die Herdprämie gewandt. Das Betreuungsgeld ist familienpolitischer Unsinn“, sagt die Bundesvorsitzende der Liberalen Frauen, Doris Buchholz. „Wenn überhaupt, dann darf es nur in Form von Bildungsgutscheinen ausgegeben werden.“

Ein Problem ist das Betreuungsgeld vor allem, weil es ein Verhalten fördert,

* In einem Waldkindergarten in Nordrhein-Westfalen.

das in die Not führen kann. Im Jahr 2008 hat die Große Koalition das Unterhaltsrecht geändert. Sie setzte fest, dass ledige oder geschiedene Frauen mit Kind nur noch drei Jahre lang Anspruch auf Betreuungsunterhalt durch den Vater haben. Danach sollen sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen. Es gibt bereits Gerichtsurteile, die Mütter dazu verpflichten, auch mit kleinen Kindern Vollzeit zu arbeiten.

Das Elterngeld sollte dafür sorgen, dass junge Mütter sich nach einer Auszeit bald wieder um ihren Beruf kümmern. Es passt zu der Forderung, die sich für Mütter aus dem neuen Unterhaltsrecht ergibt. Diese Forderung lautet: Vernachlässige deinen Beruf nicht, in Zukunft wird kein Mann mehr ein Leben lang für dich zahlen müssen.

Das neue Betreuungsgeld aber wird dafür sorgen, dass sich Mütter ein wenig besser fühlen, wenn sie sich nicht um ihren Beruf kümmern. Das passt nicht zum Unterhaltsrecht. Der Staat fördert eine Haltung, die er an anderer Stelle bestraft.

Das ist offenkundig kontraproduktiv. Aber wie wird so eine Idee zum Regierungsprogramm? Über Deals. Das Betreuungsgeld ist auch ein Beleg für das, was politische Deals anrichten. Wenn jeder was kriegen muss, leidet der Verstand.

Den ersten Deal gab es im Sommer 2007. Die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen hatte den Ausbau der Kitas gegen viele Widerstände durchgesetzt. Ihren Kritikern galt sie damals als Rabenmutter der Nation. Doch dem Großteil der Frauen und Mütter im Land hat sie mit ihrem Wunsch, Beruf und Familie leichter vereinbaren zu können, aus der Seele gesprochen.

Wie sie das erlebt hat, erzählte Bundeskanzlerin Angela Merkel vergangene Woche in der Unionsfraktion. Von der Leyen habe damals „relativ vehement, beziehungsweise überfallmäßig“ die gesetzlich garantierte Betreuung für Kinder unter drei Jahren gefordert. Daraufhin habe der damalige CSU-Chef Edmund Stoiber eine Kompensation für die Familien gefordert, die ihre Kinder zu Hause erziehen wollten. „Es ist eine Art Gegenleistung“, sagte Merkel. Man könne jetzt nicht vergessen, dass man das zugesagt habe. Stoiber regiert also noch mit.

Das Betreuungsgeld schwelte dann lange als Streitfall durch die Regierung, bis es am Sonntag vorverganger Woche auf der Tagesordnung des Koalitionsausschusses stand. Hier war mit dem vehementen Widerstand der FDP zu rechnen.

Generalsekretär Christian Lindner hatte das Betreuungsgeld noch vor wenigen Monaten eine „überflüssige Ausgabe“ genannt.

In der Sitzung bestanden CSU-Chef Horst Seehofer und sein Generalsekretär Alexander Dobrindt auf dem Betreuungsgeld. Aber FDP-Chef Philipp Rösler und sein Fraktionschef Rainer Brüderle wehrten sich gar nicht vehement. Sie hatten ein ganz anderes Ziel: Die Gehaltsgrenze für ausländische Fachkräfte, die sich in Deutschland niederlassen wollen, soll von 66 000 auf 48 000 Euro gesenkt werden.



Mutter mit Kind*: Ewiger Streit ums Frauenbild

Das nützt Unternehmen, also der FDP-Klientel. Man war sich bald einig, machte einen Deal.

Fast 190 Milliarden Euro gibt der Staat jedes Jahr für Kinder, Paare und Familien aus. Bei den Investitionen in Kindergärten, Schulen und Betreuungseinrichtungen reicht es international zwar nur für einen Platz im Mittelfeld. Doch bei den Direktzahlungen liegt die Bundesrepublik immer noch weit vorn.

Ein für das Jahr 2008 veröffentlichter Bericht der Bundesregierung listet 157 Subventionen und Fördermaßnahmen auf. Selbst Experten fällt es schwer, da den Überblick zu behalten, zumal stets neue Förderungsmaßnahmen hinzukommen, etwa der Bildungsgutschein für Hartz-IV-Familien. Es gibt das Kindergeld und das Elterngeld, den Geschwisterbonus und das Waisengeld, den Kinderzu-

schlag, den Kindererziehungszuschlag und den Kindererziehungsergänzungszuschlag. „Familienpolitik mit Gießkanne“ nennt das der Bielefelder Sozialforscher Klaus Hurrelmann. Egal wie man mit Kindern lebt, der Staat zahlt.

Aber das hilft nicht viel. Bei der Geburtenziffer belegen die Deutschen nach einem OECD-Ranking den fünftletzten Platz. Nur 1,36 Kinder bekommt hier eine Frau im Schnitt in ihrem Leben. Diese Zahl hat sich trotz der vielen Maßnahmen in den letzten Jahren kaum verändert.

Länder, die bei der Geburtenziffer gut abschneiden, investieren ihre Förderung in etwa zur Hälfte in Sachleistungen, zum Beispiel in die frühe Kinderbetreuung oder in Bildungsmaßnahmen. Dänemark beispielsweise zahlt nach OECD-Berechnungen 40 000 US-Dollar pro Kind für die Betreuung.

In Frankreich, Schweden oder Finnland hat man bereits in den siebziger Jahren damit begonnen, den Ausbau der Kinderbetreuung voranzutreiben. „Erfolge in den Pisa-Studien, eine positive Geburtenentwicklung, all das können diese Länder heute vorweisen“, sagt Hans Bertram, Professor für Mikrosoziologie in Berlin.

Eine Forsa-Umfrage aus dem Jahr 2009 stellt fest, dass sich 66 Prozent der Frauen in Deutschland zwischen 18 und 30 Jahren einen Betreuungsplatz für ihr Kind in den ersten drei Jahren wünschen.

Das wäre der richtige Weg: nicht in erster Linie den Eltern Geld geben, sondern es in die Kindertagesstätten oder Schulen

stecken. Aber Deutschland tut sich schwer dabei.

Von Mitte 2013 an haben junge Familien einen Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz für Kinder ab einem Jahr. Die Kommunen aber kommen mit dem Ausbau kaum hinterher. Für 750 000 Kinder unter drei Jahren soll es einen Betreuungsplatz geben. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen noch mehr als 230 000 Plätze geschaffen werden, wie das Statistische Bundesamt in Wiesbaden in der letzten Woche berichtete. Das ist kaum zu schaffen. Städte und Kommunen drängen bereits, den Rechtsanspruch fallenzulassen, aus Angst vor den Klagen der Eltern.

Dann wäre der Unsinn in der Familienpolitik komplett: Man fördert mit dem Elterngeld die Berufstätigkeit von Müttern, gibt ihnen aber keine Chance, ihre Kinder unterzubringen.

KERSTIN KULLMANN,
PETER MÜLLER, ALEXANDER NEUBACHER,
RENÉ PFISTER, MERLIND THEILE

* Werbemotiv aus den fünfziger Jahren.

CDU

Melancholie ohne Manieren

In einem Berliner Salon beklagen die letzten Aufrechten den Untergang des Abendlands, verursacht durch Angela Merkel.

Fünf Tage vor dem Parteitag in Leipzig, an dessen Ende die CDU mal wieder einen Hauch moderner sein wird, steht der Verleger Andreas Krause Landt in einem Berliner Salon, hinter ihm ein Kamin, Ölgemälde an den Wänden, und hält ein Büchlein in der Hand, der Titel: „Schluss mit dem Ausverkauf!“ Ein solches Buch sei immer schwierig zu platzieren, sagt Krause Landt. „Schwierig, weil man nicht weiß, ob die Welle, auf der man zu surfen versucht, die richtige ist.“ Das ist ein seltsamer Auftakt für die Präsentation eines Buchs, dessen Autoren nichts fürchterlicher finden als die Surferei auf irgendwelchen Wellen.

Schon der Untertitel ist so sperrig, dass man ihm keine Anbiederung an die Mechanismen der Moderne vorwerfen kann: „Den traurigen Niedergang der Union, ihre bedingungslose Kapitulation vor dem Zeitgeist und den allgemeinen Verfall unserer Parteiendemokratie erörtern, obwohl sie niemand darum gebeten hat, Arnulf Baring, Josef Kraus, Mechthild Löhr, Jörg Schönbohm“. Ein 128 Seiten langes Klagelied.

Die Autoren sitzen in gelben Ledersesseln und Sofas neben ihrem Verleger, hinter ihnen leuchtet die Quadriga des Brandenburger Tors, auf der Fensterbank eine Büste Bismarcks. Nur 15 Gäste sind gekommen.

Es steht nicht gut um den deutschen Konservativen. Deutet man die Zeichen richtig, dann ist er vom Aussterben bedroht. Sein Lebensraum wurde mit den Jahren immer widriger, seine natürlichen Feinde heißen Globalisierung, Zeitgeist, Frauenbewegung und Angela Merkel. So hat sich der Konservative in sein letztes Rückzugsgebiet verkrümelt, in die heile Welt kleiner Salons. Er veröffentlicht jetzt wütende Protestbücher in Kleinverlagen, mit Kapiteln, die „Wie man die Familie zerstört“ heißen oder „Wie man das Abendland entsorgt“.

Aus den gelben Sesseln erklingen nun die Schlagworte zur Entsorgung des Abendlands, sie lauten Bundeswehr-

reform, Frauenquote, Atomausstieg, Homo-Ehe, Libyen-Politik, Gender Mainstreaming, Abschaffung der Hauptschule und Mindestlohn. Es sind die Verlustmeldungen der letzten Jahre, fast alles, woran man einst glaubte, scheint plötzlich zerstört.

„Ist das alles Frau Merkel zu verdanken, oder haben wir es mit einem breiteren gesellschaftlichen Phänomen zu tun?“, fragt der Moderator. „Oder anders: Vergewaltigt eine Frau ihre Partei und an-



Buchautoren Schönbohm, Löhr, Baring: „Politik par ordre de Mutti“

schließend die Gesellschaft? Oder gibt es für die Positionen, die hier vertreten werden, einfach keine Mehrheit mehr?“

„Vielleicht kann es uns gelingen, die Union aufzuwecken“, sagt Jörg Schönbohm. In der Union hatte er einige Jahre den Posten des Quoten-Konservativen inne. Nach seinem Rückzug fand sich leider keine Neubesetzung. Die Partei habe sich unter Angela Merkel „zum rein akklamatorischen Instrument entwickelt“, schreibt Schönbohm. „Pepita passt zu Pepita. Man möchte es kleinkariert, personell wie intellektuell.“

Neben ihm sitzt Mechthild Löhr, sie ist Vorsitzende der Initiative Christdemokraten für das Leben und Herausgeberin des Buchs „Homo-Ehe. Nein zum Ja-Wort aus christlicher Sicht“. Aktuell beklagt sie die CDU-Politik der „Krippenbeglückung“, bei der „selbst Margot Honecker staunen“ würde. Aber darüber könne man ja heute nicht mehr offen reden. Es

gebe „keinen Diskurs, sondern Dekrete“, „Politik par ordre de Mutti“ nennt Löhr das. Sie sei der festen Überzeugung, dass die meisten Menschen eigentlich konservativ seien, sagt Löhr. „Weil sie etwas bewahren wollen, über das wir in den letzten Jahrzehnten gelernt haben, dass es kostbar und wertvoll ist.“ Löhr glaubt an eine Rettung, an eine Zeit nach Angela Merkel, daran, dass ihre Stunde, die Vergangenheit, noch einmal kommen wird.

So sitzen sie in ihren Ledersesseln und träumen eine gute Stunde lang von der guten alten Zeit, als wäre es noch einmal 1955 oder wenigstens 1985. Als der Feind und Angela Merkel hinter der Mauer standen, die Frauen am Herd und die Schwulen nicht vor dem Standesamt. „Zu Adenauers Zeiten war das anders“, schreibt Baring im Buch.

Sie befinden sich in derselben Lage, in der sich der linke Sozialdemokrat Ottmar

Schreiner vor ein paar Jahren befand, als er die Politik seiner Schröder-Regierung verfluchte. Während Schreiners Partei in der Regierung immer neue Pakte mit der Wirklichkeit schließen musste, wurde er selbst immer trauriger. Es war die Trauer um etwas, das einst als Wesenskern galt. Aber auch Kerne ändern sich, wenn ihre Umgebung es tut.

Arnulf Baring schnell aus der Tiefe seines Sessels hervor. Er trägt einen pinkfarbenen Schlips und ein Einstecktuch in Lila. Ein Blick durch den Salon verrät, dass Konservative generell zu grellen Accessoires neigen. „Adolf Hitler!“, sagt Baring, „Adolf

Hitler dachte noch im Frühjahr 1945, er sei auf der Siegerstraße.“ Auch der letzte deutsche Kaiser und Erich Honecker hätten bis kurz vor dem Zusammenbruch ihrer Regime den Untergang nicht für möglich gehalten. Die Apokalypse ist bei Baring immer nur eine Kurzstrecke entfernt.

Sein Kopf läuft rot an, die Empörung trägt ihn fort. Nach der Frage, ob man von Angela Merkel „vergewaltigt“ worden sei, und dem Verweis auf Adolf Hitler und Erich Honecker beklagt Arnulf Baring nun also die „politische Gedankenlosigkeit“ bei gleichzeitiger „minderwertiger Auswahl des Führungspersonals“, und auf einmal, kurz bevor der Champagner gereicht wird, wird man selbst etwas wehmütig. Und man denkt an jene gute alte Zeit, als Konservative neben der Melancholie noch etwas anderes auszeichnete. Das waren Manieren.

MARKUS FELDENKIRCHEN

Auf eigene Rechnung

Ursula von der Leyen und Norbert Röttgen liefern sich einen zähen Stellungskrieg um die Vormacht an der Unionsspitze. Beide kämpfen für die Erneuerung, distanzieren sich aber von Merkel.

ner. Er spricht zur Energiewende und, aus aktuellem Anlass, zu Europa. An diesem Abend Ende Oktober ist der letzte EU-Gipfel gerade mal zwei Tage her, noch feiern ihn die Zeitungen als Erfolg der deutschen Kanzlerin.

Röttgen könnte jetzt Angela Merkel loben für ihren Punktsieg beim Kampf um eine europäische Stabilitätskultur. Doch er denkt gar nicht daran. Trotz des Gip-

Eigentlich könnte Ursula von der Leyen zufrieden sein. Sie kann eine neue sozialpolitische Großtat der CDU verkünden. Eine echte Kehrtwende, eine kleine politische Sensation. Doch Ursula von der Leyen ist nicht zufrieden. Denn die kleine Sensation hat sich ein anderer ausgedacht.

Von der Leyen ist zu Gast beim Herbstempfang der CSU in Gremsdorf, in der Nähe Erlangens; die Nachricht, dass jetzt auch die CDU einen allgemeinen Mindestlohn fordert, ist erst einige Tage alt. „Wenn die unteren Einkommen stagnieren und das Vermögen der Vorstände in Großunternehmen um 750 Prozent wächst, dann ist etwas nicht mehr in der richtigen Balance“, ruft die Ministerin. Bei den Menschen in der Cafeteria einer Behinderteneinrichtung kommt der Spruch gut an.

Doch von der Leyen geht es nicht nur um den Applaus. Vor allem versucht sie ein Thema zurückzuerobern, das sich selbständig gemacht hat. Auf dem Parteitag in Leipzig will die CDU an diesem Montag einen Streit beerdigen, den Wirtschafts- und Sozialflügel jahrelang mit Leidenschaft geführt haben. Wenn sich die CDU für den Mindestlohn ausspricht, ist dies ein historischer Beschluss. Auch von der Leyen hat sich schon länger dafür starkgemacht, doch der entscheidende Parteitagstrag stammt nicht aus ihrer Feder. Das Papier, das die Kehrtwende auslöst, kommt ausgerechnet aus dem Landesverband Nordrhein-Westfalen. Und dessen Chef ist Norbert Röttgen.

Seit ihrer Wahl zu stellvertretenden Parteichefs vor einem Jahr liefern sich die Arbeitsministerin und der Umweltminister einen zähen Kampf. Es geht darum, wer die Nummer zwei in der CDU ist, und vor allem darum, wer Angela Merkel an der Parteispitze beerben könnte.

Es ist ein Wettbewerb, wie er selbst im Berliner Politikbetrieb nicht oft zu besichtigen ist, der Wettstreit zweier Groß-Egos, die politisch gar nicht so weit auseinanderliegen. Sie kämpfen nicht um die Linie, sondern um die Macht. Anders als die selbstbewussten Ministerpräsidenten von einst, Jürgen Rüttgers oder Roland Koch, verbinden von der Leyen und Röttgen mit ihrem Versuch, an die Parteispitze vorzustoßen, nicht den Anspruch, auch die Politik der Union verändern zu wollen.



Arbeitsministerin von der Leyen: „Über Opposition denke ich nicht nach“

Im Gegenteil: Wollte man die neue CDU in einer Person beschreiben, käme eine Mischung aus von der Leyen, 53, und Röttgen, 46, heraus. Sie spendet Wärme bei sozialen Themen und schleift die Differenzen zur SPD. Er organisiert die Atomwende und deckt Gräben zu den Grünen zu. Beide repräsentieren die neue Merkel-CDU: von konservativem Ballast befreit, offen für Koalitionen nach allen Seiten, streng auf Machterhalt getrimmt.

Von der Leyen und Röttgen wollen die gleiche Politik machen wie Merkel, nur besser.

Wie das klappen könnte, zeigt sich an einem Freitagabend im Schloss Biebrich, einem Barockbau am Rhein in Wiesbaden. Überwiegend ältere Damen mit teuren Handtaschen haben in der Rotunde Platz genommen, Schmuck und Kronleuchter blitzen. Die Frauen-Union hat geladen, Norbert Röttgen ist der Gastred-

felerfolgs der Kanzlerin malt er Europas Zukunft in düsteren Farben. „Die 350 Milliarden griechische Schulden sind nicht die Größenordnung unseres Problems. Ob der Euro bleibt, wissen wir noch nicht.“ Die Krise, das ist seine Botschaft, ist noch lange nicht überstanden. „Ich hätte mir nie vorstellen können, dass ich mir einmal in meinen Lebzeiten Sorgen um den Bestand der Währung machen würde.“

Wer jetzt noch keine Angst um sein Geld hat, hat keins. Und wie nebenbei deckt er so Merkels größtes Manko auf: Sie kann die Euro-Krise und deren Lösung den Menschen nicht erklären. Röttgen kann es besser.

Vor allem aber sucht Röttgen beim Euro-Thema den nächsten Stich gegen Konkurrentin von der Leyen. Seit dem Sommer liefern sich beide einen Überbietungswettbewerb, wer der bessere

Euro-Erklärer ist. Röttgen macht daraus gar keinen Hohl. „Jedenfalls dürfen uns solche Mutmaßungen nicht von der notwendigen Debatte abhalten“, sagt er.

Von der Leyen startete mit ihrem Vorstoß, die Schuldenländer sollten ihre Goldreserven als Pfand gegen weitere Hilfen hinterlegen. Das brachte ihr zwar einen Rüffel von Finanzminister Wolfgang Schäuble ein, vor allem aber jede

Pathos. In Gremsdorf, bei der CSU, plaudert sie über ihren Lebensweg, verweist auf ihren Geburtsort Brüssel. „Flamen und Wallonen schrien uns Kindern Nazi, Nazi hinterher.“ Auf ihre Zuhörer wirkt sie damit authentisch, für ihr Plädoyer für mehr Europa bekommt von der Leyen sogar bei der CSU Applaus.

Dass die Kanzlerin alt aussieht, wenn sie nach langen Gipfelnächten müde

Heute sagen beide, sie hätten sich von Merkel emanzipiert.

Wie das aussieht, kann die Kanzlerin derzeit bei der Debatte über den Mindestlohn erleben. Lange blieb Merkel nur Zuschauerin. Sie sah zu, als der CDU-Fraktionschef in NRW, Karl-Josef Laumann, eine Graswurzelbewegung in der CDU in Gang brachte und das Thema Mindestlohn auf die Agenda des Parteitags setzte. Sie sah auch noch zu, wie Röttgen den Vorstoß in der Berliner Parteimaschine mehrheitsfähig machte und von der Leyen verkündete: „Die Aufgabe stellt sich jetzt.“

Erst als der Widerstand im Wirtschaftsflügel unüberhörbar wurde, raffte sich Merkel auf, den Streit zu entschärfen. Die Kanzlerin sprach sich dafür aus, den künftigen Mindestlohn nicht an die Zeitungsbranche zu koppeln und Unterschiede nach Regionen und Branchen zuzulassen. Sie plädierte für Mindestlöhne, ohne zu sagen, wo sie liegen sollen. Befrieden konnte Merkel die Debatte damit nicht. Im Gegenteil: Röttgen sucht sogar den offenen Konflikt mit der Parteichefin. „Wenn sich die CDU für eine allgemeine Lohnuntergrenze ausspricht, müssen wir auch eine Vorstellung über die Höhe haben. Sonst ist der Beschluss ohne Wert.“

Von der Leyen nimmt eine vermittelnde Position ein. Sie will ebenfalls einen allgemeinen Mindestlohn, aber es muss ja nicht Röttgens Mindestlohn sein. „Wir sollten von den Erfahrungen des Auslands lernen, wo sich eine Handvoll begründeter Differenzierungen bewährt hat“, sagt sie. Für Jugendliche oder Auszubildende zum Beispiel könne ein niedrigerer Einstieg sinnvoll sein.

Von der Leyen weiß genau, dass Röttgen im Moment die besseren Karten hat. Zwar ist sie in Umfragen beliebter. Zudem hat sie bei Karrierefrauen und jungen Müttern bislang weit mehr für die CDU erreicht als Röttgen beim angegrüneten Bürgertum. Auch was die Zahl ihrer Feinde in der Bundestagsfraktion angeht, stehen sich beide in nichts nach.

Doch als Chef des mächtigen Landesverbands NRW hat Röttgen eine Hausmacht, die von der Leyen fehlt. Zudem ist er sieben Jahre jünger und könnte auch dann noch einen jugendlich wirkenden Kanzlerkandidaten abgeben, wenn die Union nach der Wahl 2013 erst einmal in die Opposition müsste. Vor allem aber kennt Röttgen das Geschäft auf der Oppositionsbank, von der Leyen dagegen hat immer regiert, in Hannover, in Berlin.

Genau das könnte sich zu ihrem Nachteil wenden. „Die nächste Wahl wird entweder mit Angela Merkel gewonnen, oder wir landen erst einmal in der Opposition“, sagt sie. „Aber über Opposition denke ich nicht nach.“ Kein Wunder, denn dann schlägt die Stunde ihres Widersachers.

PETER MÜLLER



HENNING SCHACHT / ACTION PRESS

Umweltminister Röttgen: Die besseren Karten

Menge Aufmerksamkeit. Und das zählte. Statt klein beizugeben, erklärte sie flugs die „Vereinigten Staaten von Europa“ zum Ziel der CDU-Politik (SPIEGEL 35/2011).

Von der Leyen witterte genau, welchen Fehler Europas Politiker machten, als sie nach dem Euro-Gipfel Ende Juni in die Ferien fuhren und ihre Beschlüsse zu Griechenland und Rettungsfonds weitgehend unerklärt stehen ließen. „Es tat sich ein politisches Fenster auf“, sagt sie. Ein Zustand, wie gemacht für von der Leyen. „Wir können kein großes Thema bewegen, wenn wir es nicht öffentlich breit diskutieren.“

Anders als Röttgen greift von der Leyen dabei zu einem Mittel, das ihr stets geholfen hat – sie läßt das spröde Europa-thema mit Gefühl auf. Während Röttgen nüchtern über Verschuldungsexzesse dozieren, verläßt sich von der Leyen auf

Kompromisse verkündet, während sich ihre Stellvertreter in der Euro-Rhetorik übertreffen, stört weder von der Leyen noch Röttgen.

Beide erleichtern ihren Gipfelsturm, indem sie ihre Seilschaft mit der Kanzlerin lockern. Zwar haben sowohl Ursula von der Leyen als auch Norbert Röttgen mit Merkmals Hilfe Karriere gemacht. Inzwischen aber haben beide so manche persönliche Enttäuschung mit der Kanzlerin erlebt: von der Leyen, als die Kanzlerin ihr in letzter Minute Christian Wulff für das Amt des Bundespräsidenten vorzog, Röttgen, als Merkel ihn mit seinen Attacken gegen die Laufzeitverlängerung für die Atomkraft im vergangenen Jahr ins Leere laufen ließ.

Heute sind beide enttäuscht darüber, dass es Merkel nicht besser gelingt, mit ihrer schwarz-gelben Koalition wenigstens sauberes Handwerk abzuliefern.



Kapitalismuskritiker Gysi

„Das Ergebnis war ein Dämpfer“

LINKE

„Eine schöne Gemeinheit“

Fraktionschef Gregor Gysi, 63, über die Krise seiner Partei, den Aufstieg seiner Rivalin Sahra Wagenknecht und die Macht der Finanzmärkte

SPIEGEL: Herr Gysi, bei den Wahlen zum Fraktionsvorstand wurden Sie und Ihre Vertreter in der vergangenen Woche hart abgestraft. Was haben Sie falsch gemacht?

Gysi: Es stimmt, das Ergebnis war ein Dämpfer für alle. Auch für mich. Ich hoffe, dass alle daraus eine Erkenntnis ziehen: dass keiner ohne den anderen gewinnen kann. Ich empfehle jetzt jedem, das Gespräch mit denen zu suchen, von denen er nicht gewählt wurde.

SPIEGEL: Vor kurzem haben Sie noch ganz anders geklungen. Da sagten Sie: In der Linken rasen zwei Lokomotiven aufeinander zu, und in der Mitte steht Gregor Gysi und wird zerquetscht.

Gysi: Mitunter fühlt es sich so an. Aber ich bleibe dabei: Die Flügel und Strömungen, ich nenne sie mal verkürzt Radikale und Reformen, müssen lernen, dass es nicht darum gehen kann, die jeweils anderen zu besiegen. Weil sie sonst selbst verlieren.

SPIEGEL: Das erzählen Sie seit Jahren. Offensichtlich nimmt Sie keiner mehr ernst. Realos und Radikale misstrauen und bekämpfen sich wie eh und je.

Gysi: Das ist nicht richtig. Wir haben gerade auf unserem Erfurter Parteitag mit großer Einigkeit ein Programm beschlossen. Jetzt müssen wir wieder mehr Politik machen.

SPIEGEL: Warum haben Sie dann in Erfurt erst mal Ihren natürlichen Partner SPD vergrault, indem Sie dessen Ikone Willy Brandt frech für sich vereinnahmten?

Gysi: Das war eine schöne Gemeinheit. Aber die SPD hat es verdient. Willy Brandt hat in seiner Nobelpreisrede gesagt: „Krieg ist die Ultima Irratio“, also ein letzter Akt der Unvernunft. Die SPD aber sagt: Krieg ist das letzte Mittel der Vernunft – die Ultima Ratio. Damit haben sie Willy Brandt zu uns geschickt.

SPIEGEL: Wie wollen Sie so je ein linkes Lager bilden? SPD und Grüne haben Ihr Erfurter Programm als Absage an Ihren Regierungswillen verstanden.

Gysi: Das ist falsch, und außerdem finden beide regelmäßig eine Ausrede. Die müssen bitte schön begreifen, dass wir einen inneren Klärungsprozess durchführen und unser neues Parteiprogramm natürlich auch ein Kompromiss ist. Man geht in die Politik, um die Gesellschaft zu verändern. Selbstverständlich müssen wir bereit sein, in eine Regierung zu gehen.

SPIEGEL: Und dort beschließen Sie dann eine Grundsicherung für alle Lebenslagen, Milliardeninvestitionen sowie Millionen neue Jobs im Öffentlichen Dienst. Haben Sie eine Gelddruckmaschine?

Gysi: Programme beschreiben nur Ziele, einen Weg, den wir einschlagen wollen.

Das ist kein Bundestagswahlprogramm, schon gar kein Koalitionsvertrag.

SPIEGEL: Den Profit in der Wirtschaft will Ihre Partei nun auch offiziell abschaffen. Will der Anwalt Gysi mit seiner Kanzlei kein Geld verdienen?

Gysi: Doch, auch mehr. Es geht gar nicht generell um „kein Profit“. Wir wollen nur, dass die öffentliche Daseinsvorsorge nicht den Märkten überlassen wird. Wasser, Strom, Energie, Bildung und Verkehr gehören in die öffentliche Hand. Außerdem können wir keine wirtschaftliche Konzentration zulassen, die das gesamte Geschehen dominiert. Die Banken sind zu mächtig geworden. Wir wollen sie kleiner haben und öffentlich-rechtlich gestalten.

SPIEGEL: Und wer kommt als Nächstes dran? Soll die öffentliche Hand auch die Autoindustrie und den Mittelstand übernehmen?

Gysi: Wenn wir so unreal wären, wie Sie immer behaupten, warum schreiben dann alle bei uns ab? Die Union entdeckt den Mindestlohn, die FDP die Transaktionssteuer, alle wollen, zumindest ein bisschen, raus aus Afghanistan, alle warnen vor der Macht der Finanzmärkte, wollen Banken kontrollieren.

SPIEGEL: Vielleicht werden Sie schlicht nicht mehr gebraucht?

Gysi: SPD und Grüne sind durch die Umfragewerte überheblich geworden. Die hoffen immer noch, dass wir einfach wieder verschwinden. Die denken, sie brauchten uns nicht, weil sie sowieso eine eigene Mehrheit schaffen. Das wird aber nicht passieren, es sei denn, Union und FDP sind noch bescheuerter, als man denkt. Wir sind heute die Einzigen, die von links Druck machen. Wir sind diejenigen, die Widerstand leisten im Bundestag. Das Land braucht uns.

SPIEGEL: Die Wähler sehen das anders. Ihr Bundestagswahlergebnis haben Sie in den Umfragen mittlerweile fast halbiert.

Gysi: Das hat mehrere Gründe. Es gibt in Bezug auf uns auch noch Ängste; wir sind ein Experiment. Wir sind ja in dem Sinne noch nicht etabliert bei den Leuten, im Denken und im Fühlen. Zudem steckt das Land in einer Krise. Da haben Deutsche noch mehr Angst vor Experimenten. Da tendieren sie zu dem, was sie kennen.

SPIEGEL: Die Piraten und die Occupy-Bewegung sind auch Experimente – und erhalten dennoch Zulauf. Warum wirkt die Linke auf viele so abschreckend?

Gysi: Na ja. Wir haben aber selbst zu oft dazu beigetragen mit unnötigen Ausrutschern und Debatten ...

SPIEGEL: ... über Wege zum Kommunismus, Antisemitismus, Mauerbau, Castro-Hymnen. Das sind doch mehr als Ausrutscher.

Gysi: Ich könnte zu jedem einzelnen Punkt Vorträge halten und es erklären. Aber das wird nichts nützen. Entscheidend ist, was über die Medien in den Köpfen der Menschen hängenbleibt. Das müssen nun endlich alle begreifen.

SPIEGEL: Wenn das Land, in dem Sie leben, so wahnsinnig ungerecht ist, warum blicken im Augenblick alle neidisch auf die Bundesrepublik?

Gysi: Unser Wohlstand, der übrigens sehr ungleich verteilt ist, hat ja zu tun mit der Not der anderen. Unsere Überschüsse sind deren Defizite. Nicht nur, aber eben auch. Unsere Überschüsse beruhen auf Lohndumping und Rentenkürzungen. Die sogenannten Erfolge in der Arbeitslosenstatistik beruhen hauptsächlich auf prekärer Beschäftigung. Menschen bei uns haben immer öfter Arbeit, von der sie nicht leben können. Das ist die Wahrheit.

SPIEGEL: Ohne Reformen stünde Deutschland heute wahrscheinlich schlechter da.

Gysi: Unsinn! Früher gab es einen Konsens in der alten Bundesrepublik: Löhne, Renten und Sozialleistungen müssen sich mit der Produktivität entwickeln. Das ist

alles kaputtgemacht worden durch den neoliberalen Kurs aller anderen Fraktionen im Bundestag.

SPIEGEL: Könnte es nicht sein, dass die Hartz-IV- und andere schmerzliche Sparbeschlüsse dem Land geholfen haben, dem Schicksal der europäischen Krisenstaaten zu entgehen?

Gysi: Was heißt denn hier „helfen“? Es hilft doch nur den Profiten der Acker- männer und schwächt die Binnenwirtschaft durch rückläufige Kaufkraft! Die Realwirtschaft wird immer abhängiger von den Banken. Eigentlich müsste sie jetzt auf uns setzen und den Aufstand proben.

SPIEGEL: Personaldebatten, ideologische Scharmützel, ewige Opposition: Das alles machen Sie seit über 20 Jahren mit. Warum tun Sie sich das immer noch an?

Gysi: Die Stimmung in Deutschland war noch nie so kapitalismuskritisch wie jetzt. Nicht allein durch uns, ich weiß. Wäre ich zynisch, müsste ich sagen: Danke, Deutsche Bank. Aber gerade deshalb sind wir dazu verdammt, endlich wieder mehr Politik zu machen. Wir werden ge-

braucht. Und da ich zum Golfspielen nicht taugt, weil ich nicht mal den Ball trafe, muss ich Ihnen mitteilen: Lieber SPIEGEL, wir werden noch öfter miteinander streiten.

SPIEGEL: Ihre Partei debattiert erst mal weiter mit Inbrunst über die Führungsfrage. Was ist Ihr Rat, wie sieht ein idealer Linken-Chef aus?

Gysi: (lacht) Auf jeden Fall klein, mit Halbglatze und Brille. Im Ernst: Sie brauchen erstens eine Beziehung, eine innere, eine mit dem Herzen zusammenhängende Bindung an die Partei. Heute bedeutet das bei uns: Wir brauchen eine politische Heimat sowohl im Osten als auch eine im Westen. Das Zweite: Du darfst dich in deiner Funktion niemals überschätzen. Es stellt sich auch die Frage der natürlichen Autorität. Man muss sich immer in seiner Begrenztheit wahrnehmen. Man braucht drittens politische Ziele, man muss für sie streiten, aber auch zuhören und sich korrigieren können. Und natürlich muss man den Umgang mit der Öffentlichkeit beherrschen.

SPIEGEL: Das alles trifft auf die aktuellen Parteichefs Gesine Lötzsch und Klaus Ernst kaum zu. Eher auf Ihre alte Rivalin Sahra Wagenknecht.

Gysi: Sie schätzen die Vorsitzenden falsch ein. Sahra Wagenknecht hat sich entwickelt, und dadurch hat sich auch meine Einstellung zu ihr verändert. Und weil ich mich natürlich auch entwickelt habe, kommen wir jetzt gut miteinander klar. Aber wer auch immer die Partei künftig führt: Wir müssen weiterhin beide Geschlechter, Landesteile und Strömungen in der Spitze sehen, anders geht es nicht.

SPIEGEL: Und das alles garantiert am besten Oskar Lafontaine?

Gysi: Lafontaine entscheidet selbst. Er ist wieder gesund, er ist quicklebendig. Sicher ist er im Saarland auch etwas unterfordert.

SPIEGEL: Herr Gysi, wissen Sie, von wem der Satz stammt: „Utopien enden meist in Konzentrationslagern“?

Gysi: Klingt nach Heiner Geißler.

SPIEGEL: Der stammt von Ihrer Tante Doris Lessing, der Literaturnobelpreisträgerin.

Gysi: Stimmt, habe ich nicht eine tolle Familie? Es kommt aber immer auf die Utopien und das eigene Leben an. Und es gibt natürlich ganz falsche Utopien, wenn man die denn als solche bezeichnen kann. Aber ich glaube, wir müssen auch träumen dürfen. Wenn ich nicht eine Utopie habe von einer gerechten Gesellschaft, auch in dem Wissen, dass ich sie nie erleben werde, habe ich keine Orientierung für meine Politik. Ich mag aber auch nicht, wenn jemand sich eine Utopie aufbaut und dann nicht fähig ist, auch kleinere Schritte dorthin zu akzeptieren.

INTERVIEW: MARKUS DEGENERICH,
FRANK HORNIC



Genossen Lafontaine, Lötzsch: „Man muss sich in seiner Begrenztheit wahrnehmen“



Spitzenfunktionäre Ernst, Wagenknecht: „Endlich wieder mehr Politik machen“

AUSLANDSEINSÄTZE

Bedrohliche Druckknöpfe

Bevor die Soldaten in den Krieg ziehen, gehen sie shoppen. Denn Hemden und Helm der Bundeswehr taugen nicht für Afghanistan.

Der Feldwebel Andreas O. fliegt nach Afghanistan. In seine Gepäckkiste packt er zwei neue Combat-Shirts, einen neuen Helm, neue Stiefel und ein Chest-Rig, eine Art Tragegeschirr mit Taschen auf der Brust für Munition und andere überlebensnotwendige Dinge.

Andreas O. ist Infanterist, er wird in Afghanistan Patrouille fahren, er wird afghanische Soldaten ausbilden, und wenn es ganz schlecht läuft, wird er schießen und beschossen werden. „In schwierigen Situationen muss die Ausrüstung perfekt sitzen und funktionieren“, sagt O. Er hat sich optimal vorbereitet auf den Krieg.

Für einen hohen Preis: Rund 1000 Euro haben allein Shirts, Helm und Chest-Rig gekostet. Er hat das alles selbst bezahlt. 1000 Euro sind viel Geld für einen Zeitsoldaten, der etwa 2000 Euro verdient.

Fast alle seiner Kameraden rüsten sich auf eigene Kosten aus – insbesondere Soldaten, die außerhalb der gesicherten Feldlager ihren Dienst tun. Sie besorgen sich Helme, Schutzwesten, Brillen, Gehörschutz, Stiefel, Handschuhe und sogar Hosen.

2008 warf der Vater eines in Afghanistan getöteten deutschen Soldaten der Regierung vor, die Truppe „miserabel“ auszustatten.

Im Sommer 2010 stritten sich der Wehrbeauftragte Hellmut Königshaus (FDP) und der damalige Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU) über Ausrüstungsfragen. Königshaus nannte die Lage ein „Drama“. Man dürfe es nicht übertreiben

mit der Kritik, konterte Guttenberg. Die Mängel würden beseitigt.

Seitdem ist zu wenig passiert. Der Wehrbeauftragte Königshaus hat auf seiner letzten Reise nach Afghanistan viele Klagen gehört. Fast jeder Soldat, der außerhalb des Lagers eingesetzt wird, hat auf eigene Kosten Ausrüstung beschafft. Ohne die privaten Einkäufe sei es schwer, die Aufträge zu erfüllen.

Die Combat-Shirts, dünne atmungsaktive Hemden in Tarnfarben, stehen bei allen Soldaten ganz oben auf der Einkaufsliste.

Die von der Bundeswehr gestellten T-Shirts und Feldblusen seien bei Temperaturen um 40 Grad unter der schweren Schutzweste unbequem und nicht so atmungsaktiv, klagt Andreas O. Die Feldbluse sei sogar gefährlich, „weil die Druckknöpfe bei der Explosion eines Sprengsatzes von der Druckwelle in den Körper gepresst werden könnten“.



Bundeswehrrsoldat in Afghanistan: Gürtel selbst bezahlt

CAN MEREY / DPA

Auch die Feldhose ist für den Einsatz nur bedingt geeignet. Eine Dienstvorschrift bestimmt, dass die Erste-Hilfe-Ausrüstung in der Beintasche der Feldhose zu verstauen ist. Doch das Notfallpaket ist immer größer geworden. Die Taschen der Hose wuchsen leider nicht mit.

Seine Munition verstaut Andreas O. in seinem Chest-Rig. „Da kann man die Taschen für die Munition anordnen, wie es für einen persönlich am praktischsten ist.“ Den Helm hat sich Andreas O. gekauft, weil sein Kopfhörer-Set mit Mikrofon für den Funk und integriertem Gehörschutz nicht unter den normalen Gefechtshelm passt.

So addieren sich die privaten Einkäufe im Durchschnitt auf rund 1500 Euro, errechnete das Büro des Wehrbeauftragten. Einen Zuschuss vom Arbeitgeber gibt es nicht. Wohl können beispielsweise Unteroffiziere als „Teilselbsteinkleider“ alle fünf Jahre 383,47 Euro Kleidungsgeld beantragen, weibliche Unteroffiziere sogar 511,29 Euro. Dieses Geld gibt es allerdings nur für die Ausgehuniform, nicht für den Flecktarn-Kampfanzug.

Den Bedarf hat die Bundeswehr in vielen Fällen längst erkannt. Zum Teil liegt die Ausrüstung sogar schon in den Regalen – allerdings nur in kleiner Zahl oder reserviert für Spezialkräfte. Zudem widersprechen die Wünsche der Soldaten einer



UTE SCHMIDT / BILDFOLO

Politiker Königshaus
Viele Klagen gehört

sehr lange gepflegten Regel: Jedes Stück passt zum anderen, und alle tragen das Gleiche, eine einheitliche Uniform eben.

Der Wehrbeauftragte hält das für unzumutbar. „Die Bundeswehr muss schneller Innovationen in die Truppe bringen, um die hohen Kosten für Privatbeschaf-

fungen zu reduzieren“, fordert Königshaus. Wer nach zehn Jahren Bundeswehr in Afghanistan die Verbesserungswünsche noch immer als modische Spielerei bezeichne, werde der Professionalität der Soldatinnen und Soldaten nicht gerecht.

Allmählich scheint sich die Bundeswehr dem Modernisierungsdruck zu beugen. Eine Arbeitsgruppe prüft derzeit einen sogenannten zertifizierten Warenkorb. Daraus sollen die Soldaten künftig nach Belieben wählen dürfen. So werde die Ausrüstung flexibler und individueller, heißt es im Verteidigungsministerium. Selbstverständlich wird jede Ware erst einmal eingehend geprüft, bevor sie in den Korb kommt. 16 Ausrüstungsteile sollen bis Februar kommenden Jahres getestet sein, darunter auch das beliebte Combat-Shirt.

Einstweilen unterstützt die Bundeswehr die Selbstaussbeutung. Als Andreas O. mit seinen Kameraden kurz vor seiner Abreise nach Afghanistan zu einer Übung in original Bundeswehr-Feldbluse und mit Bundeswehr-Helm antrat, schickte ihn sein Kompaniechef gleich wieder zum Umkleiden auf die Stube. „Wir sollten mit den neuen Klamotten üben, die wir uns gekauft hatten“, sagt Andreas O., „unsere Vorgesetzten wissen doch selber, wie schwierig das ist mit dem dienstlich gelieferten Zeug.“

ULRIKE DEMMER



Segelschulschiff „Gorch Fock“: In der Nacht Schreie, die von Steuerbord kommen

THOMAS ZIMMERMANN / IMAGO

BUNDESWEHR

Schatten auf dem Vordeck

Im September 2008 ging die Kadettin Jenny Böken aus bislang ungeklärter Ursache über Bord der „Gorch Fock“. Die Untersuchungen wurden eingestellt, ein Antrag auf Wiederaufnahme abgelehnt. Doch die Ermittlungen sind offenbar schlampig geführt worden.

Es ist der frühe Abend des 15. September 2008, als die Mannschaft der „Walther Herwig III“ das tote Mädchen endlich entdeckt. Das Fischereiforschungsschiff kreuzt zu diesem Zeitpunkt 65 Seemeilen nordwestlich von Helgoland. Die 18-jährige Kadettin Jenny Böken hatte auf dem Segelschulschiff „Gorch Fock“ gedient. Zwölf Tage zuvor war die Offiziersanwärterin nachts über Bord gegangen, spurlos verschwunden.

Nachdem die Leiche geborgen ist, ermitteln zunächst die Polizisten in Wilhelmshaven, dann die Kollegen in Kiel, die dortige Staatsanwaltschaft schaltet sich ein, ein Rechtsberater des Marine-Flottenkommandos in Glücksburg verhört Zeugen. Ergebnis: keine Anhaltspunkte für eine Straftat.

Am 16. Januar 2009 entscheiden die Kieler Staatsanwälte, den Fall zu den Akten zu legen. Eine Beschwerde der Eltern wird abgelehnt. So wie vor wenigen Wochen ein Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens. Der Tod der Kadettin sei eben ein „tragischer Unglücksfall“.

Ähnliche Worte fand man auch für den Tod der Kadettin Sarah Seele im vergangenen Jahr. Nach langer Anreise und wenig Schlaf war sie, 25, in Brasilien erschöpft aus der Takelage gestürzt und gestorben. Monatelang gab es öffentliche Diskussionen um die Sicherheit für die Rekruten auf dem Segelschulschiff (SPIEGEL 19/2011).

Warum starb Jenny Böken? Die Ermittler wissen es nicht und wollen es offenbar auch nicht mehr wissen. Was bleibt, sind über tausend Seiten Ermittlungsakten, die viele Fragen aufwerfen. Die Unterlagen enttarnen Ungereimtheiten, Widersprüche und Hinweise auf schlampige Ermittlungen und nachlässige medizinische Untersuchungen.

Aus den Dokumenten wird deutlich, dass die Merkwürdigkeiten im Fall Böken bereits lange vor dem Unglück beginnen. Am 2. Juli 2008 erkennt eine Truppenärztin bei der Offiziersanwärterin mehrere Gesundheitsstörungen. So leide Jenny an vegetativer Labilität. Nach den Zentralen Dienstvorschriften der Bundes-

wehr hätte Jenny mit dieser Diagnose vom Sanitätsdienst ausgeschlossen werden müssen.

Zudem diagnostiziert die Ärztin bei ihr eine Kreislaufstörung („orthostatische Dysregulation verstärkt bei Nüchternheit“). Jenny hatte das Belastungs-EKG wegen Schwindelgefühlen abgebrochen. Erst später am Tag schafft sie die erforderliche Wattzahl. Dennoch bekommt sie das arbeitsmedizinische Attest G 41 (Arbeiten mit Absturzgefahr) und G 26.3 (Tragen von Atemschutzgeräten).

Jenny leidet zudem unter dysfunktionalen Menstruationsblutungen. Die Schwere des Befundes ist an mehreren Stellen in den Untersuchungsberichten korrigiert, obwohl sich in den Akten kein Hinweis auf die dafür erforderliche fachärztliche Untersuchung findet.

Sechs Wochen später und zwei Tage vor ihrem Dienstantritt auf der „Gorch Fock“ erhält Jenny Böken die abschließende Beurteilung der Marineschule Mürwick: „Sie hat Probleme: Die Kadettin schläft fortwährend ein.“

Ihre Kameraden berichten den Ermittlern später, sie sei im Stehen, sogar am Schießstand eingeschlafen. Der Schiffsarzt der „Gorch Fock“ will davon nichts mitbekommen haben, obwohl die Kadettin später an Bord einnickt, während sie einen Seesack näht.

In der Bundeswehr heißt es, dass sich kurz vor dem Auslaufen der „Gorch Fock“ eine Personalkonferenz mit dem Fall Böken beschäftigt habe – wegen

vorgesetzten wahrgenommen wird – auch nachts.

Als Zeichen, dass der Posten nicht eingeschlafen ist, muss er sich zur vollen und halben Stunde beim Schiffsführer mit diesem „Ausgang“ melden: „Auf der Back ist alles wohl, die Laternen brennen.“ Jenny Böken habe zuletzt um 23 Uhr den Standardspruch abgegeben, sagt einer der diensthabenden Schiffsführer, ein Oberstleutnant. Um 23.30 Uhr dagegen habe sie

über keine geeigneten Suchscheinwerfer.

Jenny wurde nicht gefunden.

Am 5. September legt die „Gorch Fock“ in Wilhelmshaven an. Bereits am nächsten Tag spricht die Polizei von einem „Unfallsfall“. Es gebe keine Anhaltspunkte für ein Fremdverschulden oder Suizid. Immerhin vermerken die Wilhelmshavener Beamten: „Auch wenn insbesondere durch die Stammcrew der Aufenthalt an Bord der ‚Gorch Fock‘ als sicher angesehen



Kadettin Böken 2008, Eltern am Grab: „Wir erwarten Aufklärung, keine versteckten Anschuldigungen“

Zweifeln an ihrer Einsatzfähigkeit. Dennoch darf Jenny mit auf die Reise. Wie gut zwei Jahre später Sarah Seele, die als Kadettin eigentlich zu klein für den Borddienst war.

Warum ließ man die Mädchen dennoch an Bord des Segelschulschiffes? Um eine Frauenquote zu erfüllen?

Am 1. September um 8.30 Uhr, zwei Tage vor ihrem Verschwinden, klagt Jenny Böken gegenüber dem Schiffsarzt über Unterleibsschmerzen. Er stellt ihr eine Überweisung für einen zivilen Gynäkologen aus. Bereits um 14 Uhr notiert er, Böken sei „nahezu beschwerdefrei“. Der Schiffsarzt vereinbart mit Jenny, dass sie nicht in die Takelage aufentern soll, vom Decksdienst befreit er sie nicht. Und so tritt die junge Frau am 3. September um 22 Uhr ihre Wache an. Angeordnet ist der Bordgefechtsanzug. Nicht angeordnet ist eine Schwimmweste und der Toppsgurt, mit dem sie sich hätte sichern können. Gleich nach ihrem Unfall wurde Letzterer Pflicht.

Norbert Schatz, der Kommandant der „Gorch Fock“, sagt später aus, das Schiff habe bei einer Wellenhöhe von 1,50 Metern und Wind von achtern stabil im Wasser gelegen. Ein Matrose sagt den Ermittlern: „Mich hatte es ein wenig stutzig gemacht, dass sie ohne Toppsgurt ging.“ Denn vorn, wo Jenny Böken Wache schob, schaukelt es schließlich am heftigsten. Zudem ist der Posten „Ausguck“ der einzige Wachposten an Bord, der von einem Lehrgangsteilnehmer allein und ohne unmittelbare Aufsicht durch einen Dienst-

sich nicht gemeldet. Doch er habe nicht nachsehen lassen, weil sie danach noch „zwei, drei Fahrzeuge“ gemeldet habe.

Genau daran können sich viele Zeugen nicht erinnern. Zwei Soldaten sagen in den Vernehmungen aus, nach 23.30 Uhr „keine Meldung“ mehr von Jenny gehört zu haben. Der Schiffsführer wird nicht mit diesem Widerspruch konfrontiert.

Etwa eine Viertelstunde später hören viele Matrosen dann Schreie, die von Steuerbord kommen, „ein lang anhaltender Schrei“, „ein Jammern und Weinen“, zwei Frauen wollen mehrfach „Oh, mein Gott“ gehört, sich angeschaut und gesagt haben: „Das ist die Jenny.“ Zu diesem Zeitpunkt sind etwa 50 Menschen an Deck, doch ein Augenzeuge findet sich später nicht. Sofort seien alle Rettungsmaßnahmen erfolgt, die Position auf der digitalen Seekarte gesichert worden.

Das Logbuch der „Gorch Fock“ befindet sich offenbar nicht in den Ermittlungsakten. Dafür ist dort eine Panne erwähnt, die weder der Havarieausschuss der Marine noch die Staatsanwaltschaft je in ihren Berichten thematisieren. Nachdem klar ist, dass jemand über Bord gegangen ist, sendet ein anderer Schiffsführer eine „Pan Pan“-Meldung über UKW, Kanal 16. Sie zeigt mittelbare Gefahren an, wie einen Maschinenausfall, aber nicht akute Gefahren für Menschenleben.

Erst die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger setzt ein korrektes „Mayday“ ab und verpflichtet damit alle Schiffe in der Nähe, sich an der Suche zu beteiligen. Die „Gorch Fock“ verfügt

hen wird und die Möglichkeit, über Bord zu gehen, bislang nahezu ausgeschlossen wurde, beweist dieser Fall das Gegenteil. So wäre zu prüfen, ob die Mannausstattung der Besatzung den gängigen Sicherheitsstandards auf Schiffen entspricht.“

Über Seenotfunkpeilsender in Rettungswesten wurde bereits 1996 in der Marine diskutiert. Am 14. September 2008 forderte Kommandant Schatz in einem Bericht leistungsstarke Suchscheinwerfer und GPS-gestützte „Man over Board“-Indikatoren für jedes Besatzungsmitglied. Es gibt sie bis heute nicht.

Am 15. September 2008 entdeckt die Mannschaft der „Walther Herwig III“ Jennys Leiche. Sie wird in Kiel obduziert. Zehn Tage später kommen in Dublin drei Kieler Staatsanwälte und sechs Polizeibeamte an Bord der „Gorch Fock“.

Mit dabei ist auch der Rechtsberater des Flottenkommandos der Marine in Glücksburg. Schon zu Beginn vernimmt er Matrosen. Am 17. September bittet er die Kieler Staatsanwaltschaft schriftlich, ihn weiterhin am Vorprüfungsverfahren zu beteiligen. Sollten weitere Unterlagen benötigt werden, seien entsprechende Anfragen ausschließlich an ihn zu richten.

In Dublin soll eine Standortrekonstruktion stattfinden, mit allen Personen, die sich zum Zeitpunkt des Geschehens an Deck befanden. Ein Zeuge wundert sich später, dass bei der Nachstellung auf eine Reihe von Kameraden verzichtet worden sei.

Bereits drei Tage nach dem Leichenfund wird Jennys Kleidung vernichtet,

weil sie gestunken habe. Dies sei nach Rücksprache mit der Kieler Staatsanwaltschaft geschehen, obwohl die Ermittlungen noch lange nicht abgeschlossen sind.

Doch was trug Jenny überhaupt, als sie gefunden wurde? Im Bericht über den Leichentransport steht, sie habe an den Füßen lediglich eine schwarze Socke gehabt. Im Obduktionsbericht ist von weißen Socken die Rede, über die sie ein schwarzes Paar gezogen habe.

Die Kieler Rechtsmediziner gehen im Ausschlussverfahren „am ehesten von einem Ertrinkungstod“ aus. Die Staatsanwaltschaft verkürzt das in ihrem Bericht auf „Todesursache durch Ertrinken“.

Im Obduktionsbericht wird die Frage nicht eindeutig beantwortet, ob Wasser in der Lunge von Jenny Böken gefunden wurde. „Bei einem Fall von echtem Er-

23.30 Uhr noch gesehen. Der andere will im Bereich des Vordecks nur Umrisse einer Person wahrgenommen haben. In seiner Vernehmung wird er kurz darauf gefragt: „Fällt Ihnen jetzt noch was ein, was wir bisher nicht angesprochen haben?“ Seine Antwort findet sich nicht in den Akten. Nur der Vermerk: „---- nicht diktiert ----“.

„Eine ordentliche Staatsanwaltschaft muss skeptisch sein“, sagt der Anwalt der Eltern von Jenny Böken, der Aachener Strafrechtler Rainer Dietz: „Was ich in den Akten sehe, ist nicht zu akzeptieren.“

Vergebens versucht Dietz, eine Wiederaufnahme zu erreichen. Dabei stellt er im Namen der Eltern auch Strafanzeige gegen Kommandant Schatz, die beiden Schiffsführer und den Schiffsarzt.

In ihrem Ablehnungsbescheid greift die Staatsanwaltschaft den Anwalt persönlich

Nacht mit ihrer Tochter passiert ist. „Wir warten bis heute auch noch auf die Antwort, wo an Bord Jennys Erkennungsmarke gefunden wurde, die man uns einen Monat nach ihrem Tod zugeschickt hat“, sagt Jennys Mutter.

Der Wehrbeauftragte des Bundestags Hellmut Königshaus sagt: „Der Vorgang zum Tod von Jenny Böken ist bei uns noch nicht abgeschlossen. Es bestehen immer noch offene Fragen, die es zu klären gilt.“

Die Marine wollte sich gegenüber dem SPIEGEL nicht weiter äußern: „Aufgrund der durch die Staatsanwaltschaft getroffenen Feststellungen und Entscheidungen sehen wir keine Veranlassung, die von Ihnen übermittelten Fragen zu beantworten. Dieser Unglücksfall, so bedauerlich er ist, ist für die Marine abgeschlossen.“

trinken würde ich relativ viel Wasser in der Lunge erwarten“, sagt Axel Heinemann, Rechtsmediziner an der Uni-Klinik Hamburg-Eppendorf. Selbst wenn jemand erst nach seinem Tod untergehe, sammle sich meist Wasser in den Atemwegen. Zwar könne das Wasser später aus der Lunge verschwinden, aber es sickere in der Regel in Hohlräume des Brustkorbs. Doch auch davon steht im Obduktionsbericht kein Wort.

Am 16. Januar 2009 werden die Vorermittlungen offiziell abgeschlossen, in Ermangelung zureichender Anhaltspunkte für verfolgbare Straftaten.

Weil immerhin zwei Zeugen Jenny gesehen hätten, gebe es auch keine Fahrlässigkeitshaftung durch Unterlassen der Schiffsführer. Dabei geht aus Zeugenaussagen hervor, dass nur ein einziger Matrose behauptet, er habe Jenny gegen

an. Seine Darstellung gegenüber Dritten ohne jegliche Detailkenntnis trüge zu einer „öffentlichen Meinungsbildung“ bei, die „einer vernünftigen Trauerarbeit der Eltern in jeder Hinsicht abträglich ist“.

Uwe und Marlis Böken verwehren sich gegen die Angriffe der Ermittler. „Wir erwarten Aufklärung, keine versteckten Anschuldigungen“, sagen sie. Dass die Staatsanwaltschaft pflichtgemäße Ermittlungen nur suggeriere, behindere sie in ihrer Trauerarbeit.

Jennys Eltern haben gegen den aktuellen Bescheid nun wieder Beschwerde eingelegt. Sie erwägen, mit einem Klageerzwingungsverfahren gründliche Nachermittlungen zu erreichen, notfalls bis zum Oberlandesgericht in Schleswig zu gehen. Sie wollen wissen, an welcher Stelle die Fürsorgepflicht der Marine verstoßen hat, und vor allem, was genau in der

Und auch die Staatsanwaltschaft Kiel blockiert: „Grundsätzlich werden von der Staatsanwaltschaft keine – wie von Ihnen gewünscht – umfangreichen Auskünfte aus beziehungsweise zu Vorprüfungs-/Todesermittlungs-/Ermittlungsverfahren erteilt; dieses geschieht schon mit Rücksicht auf den Schutz der Persönlichkeitsrechte der Betroffenen beziehungsweise der Angehörigen.“

Im Anhang der Mail finden sich mehrere Medieninformationen der Staatsanwaltschaft Kiel. Die letzte bezieht sich auf die Ablehnung der Wiederaufnahme. Darin zitiert die Staatsanwaltschaft aus dem Obduktionsbericht. Von Schaumpilz und einem geweiteten Enddarm ist da die Rede. „Ich frage mich, wie das mit Jennys und unseren Persönlichkeitsrechten zu vereinbaren ist“, sagt Uwe Böken.

CLEMENS HÖGES, ANTJE WINDMANN

Frühstück mit Taliban

Michael Steiner ist der Architekt der deutschen Afghanistan-Politik. Der Ex-Kanzlerberater hat sich mit seiner zupackenden Art eine Sonderrolle in der deutschen Außenpolitik erarbeitet.

Michael Steiner hat es eilig, aber in Kabul staut sich der Verkehr. Der Afghanistan-Beauftragte der Bundesregierung muss ins Hotel, ein wichtiger Termin, er will auf keinen Fall zu spät kommen. „Nun fahren Sie schon, ich muss in einer halben Stunde da sein“, schnauzt er den Fahrer auf Englisch an. Der zuckt die Schultern und zeigt auf die Autos, die dicht an dicht vor ihm stehen: „45 Minuten mindestens, schneller geht es nicht.“

Das war nicht das, was Steiner hören wollte. „Sagen Sie mir nicht, was nicht geht“, blafft er. „Sagen Sie mir, was geht.“ Der Fahrer ist jetzt ziemlich verunsichert, aber irgendwie schafft er die Strecke in 35 Minuten. Steiners Blick sagt: „Geht doch“, dann eilt er zu seiner Verabredung.

Steiner war an der Botschaft in Prag, als der Ostblock zusammenbrach. Er hat im Bosnien-Krieg den Friedensschluss von Dayton mit ausgehandelt, er war Chef der Uno-Verwaltung des Kosovos. Er hat stets erlebt, dass man sehr unwahrscheinliche Dinge erreichen kann, wenn man es unbedingt will.

Dieser Glaube ist ganz nützlich für jemanden, der die schwierigste Mission betreut, die es derzeit für einen deutschen Diplomaten gibt. Steiner war außenpolitischer Berater von Bundeskanzler Gerhard Schröder, als die amerikanische Offensive gegen Afghanistan begann. Zehn Jahre später soll er den Abzug politisch und diplomatisch absichern.

Das ist eine heikle Angelegenheit. Die deutsche Bevölkerung muss davon überzeugt werden, dass der Einsatz der Bundeswehr in absehbarer Zeit zu Ende geht. Die Afghanen sollen nicht glauben, der Westen lasse sie im Stich. Wie kann man verhindern, dass nach dem selbstgesetzten Abzugstermin Ende 2014 ein Bürgerkrieg ausbricht? Steiner muss auf die schwierigen Fragen eine Antwort finden.

Er hat das Glück, dass die politische Konstellation in Deutschland einem selbstbewussten Diplomaten ungewöhnliche Freiheiten ermög-

licht. Die Kanzlerin ist mit der Rettung des Euro ausgelastet. Der Außenminister wird nicht einmal mehr im eigenen Haus ernst genommen. Wer Machtwillen hat, und den hat Steiner, der kann derzeit viel bewegen.

Die Arbeit des Afghanistan-Beauftragten bewegt sich an der Grenzlinie zwischen Politik und Diplomatie. Es ist ein Modell, das für die deutsche Außenpolitik in den kommenden Jahren prägend werden könnte. Der Apparat verliert weiter an Einfluss, einzelne Diplomaten werden mächtiger. Steiner ist einer der altgedienten deutschen Diplomaten und zugleich einer der modernsten.

Ein Abendessen in einem Berliner Restaurant. Steiner kommt vom Flughafen, er nimmt häufig die Brille von der Nase und reibt sich die Nasenflügel. Er ist ununterbrochen unterwegs, Kabul, Islamabad, Istanbul, New York und immer wieder Berlin. Ein eigenes Dienstflugzeug, wie es sein amerikanischer Gegenpart Marc Grossman hat, wäre schön. Aber Deutschland ist nicht Amerika.

In drei Wochen beginnt die Afghanistan-Konferenz in Bonn, das größte Treffen, das das Auswärtige Amt je organisiert hat. Es war Steiners Idee, die Welt

zehn Jahre nach der Petersberger Afghanistan-Konferenz wieder einzuladen. Das Land soll eine Perspektive für die Zeit bekommen, wenn die ausländischen Truppen nicht mehr da sind.

„From Transition to Transformation“ heißt der Leitspruch der Konferenz. Die Afghanen sollen nicht nur zunehmend selbst für ihre Sicherheit sorgen, sondern auch ein halbwegs funktionierendes Gemeinwesen entwickeln. Davon ist das Land weit entfernt. In Bonn wird es vor allem Absichtserklärungen geben. Aber Steiner sieht es schon als Erfolg, dass die Staatengemeinschaft sich intensiv mit dem Thema beschäftigt hat.

Parallel dazu musste er das neue deutsche Mandat für Afghanistan mit verhandeln. Er hat zahlreiche Gespräche mit dem Kanzleramt, dem Verteidigungsministerium und der Opposition geführt. Am Ende einigte sich die Koalition darauf, die Zahl der deutschen Soldaten im kommenden Jahr zunächst auf 4900, dann auf 4400 zu reduzieren. Das kommt den Zahlen nahe, die Steiner vor einigen Wochen intern als realistisch genannt hatte. Es ist gut für ihn gelaufen.

Das sind Erfolge, aber einen Erfolg will er mehr als alles andere: Der politische Prozess soll endlich in Gang kommen. „Politischer Prozess“, das ist das diplomatische Codewort für die Gespräche mit den Taliban. Nur wenn hier ein Durchbruch gelingt, dann gibt es Hoffnung, dass Afghanistan nach 2014 nicht im Chaos versinkt.

Die Gespräche sind geheim, aber natürlich sind Dinge durchgesickert. Es gab mehrere Treffen mit einem Abgesandten von Taliban-Führer Mullah Omar. Mal fanden die Begegnungen in München statt, mal in Doha, der Hauptstadt von Katar. Steiner sprach zunächst allein mit dem Taliban-Vertreter. Als die Dinge gut liefen, zog er die USA hinzu. Am Ende sind die Big Boys entscheidend, und die sitzen in Washington.

Welchen Anteil kann ein deutscher Diplomat an einer Vereinbarung zwischen den USA und afghanischen Taliban haben? „Einen enorm wichtigen“, sagt Ahmed Rashid, pakistanischer Journalist und Taliban-Experte. „Die Deutschen genießen in Afghanistan mehr Vertrauen als die anderen westlichen Mächte.“

Rashid empfängt zu diesem Gespräch in einer Wohnung in der Altstadt von Madrid. Er musste für ein paar Wochen aus Pakistan verschwinden, weil er die Zusammenarbeit des Militärgeheimdienstes ISI mit Terrorgruppen kritisiert



Diplomat Steiner: Nicht jedes Mal beim Minister nachfragen

MICHAEL KAPPELER / PICTURE ALLIANCE / DPA

hatte. Kaum einer kennt die verfahrenere Lage in der Region so gut wie er. „Steiner ist der richtige Mann für eine so komplizierte Situation“, sagt er.

Dabei ist es ein großes Risiko, sich mit einem Taliban zum Frühstück zu treffen. Im vergangenen Jahr sind die Briten einem Hochstapler auf den Leim gegangen, der angeblich im Auftrag der Taliban-Führung verhandeln wollte. Der Mann kassierte eine Menge Geld. Aber er repräsentierte nur sich selbst. Man kann sich in der unübersichtlichen politischen Landschaft Afghanistans schnell blamieren.

Es ist offen, wie ernst es die Taliban mit einer politischen Lösung meinen. Das Gleiche gilt für die Amerikaner. Die Stimmung dort hat sich gedreht, und je näher die Präsidentschaftswahl rückt, desto schwieriger wird es, Zugeständnisse an die Feinde politisch zu vertreten.

send. Sein Drang zur Selbstdarstellung ging vielen in seiner Umgebung auf die Nerven. Seine Mitarbeiter fürchteten ihn, bei den Diplomaten im Auswärtigen Amt war er verhasst. Das Verhältnis zum damaligen Außenminister Joschka Fischer, der mit einem ähnlich robusten Selbstbewusstsein ausgestattet ist, war legendär schlecht.

Bei der Rückkehr von einer Asien-Reise im November 2001 erwischte es Steiner dann. Die Kanzlermaschine musste am Flughafen Moskau warten. Steiner wurde ungeduldig, er beschimpfte einen Bundeswehrangehörigen und verlangte lautstark nach Kaviar. Es sei ironisch gemeint gewesen, sagten er und andere Anwesende, aber das nutzte ihm nichts. Die „Bild“-Zeitung stürzte sich auf die „Kaviar-Affäre“. Steiner war zum politischen Risiko geworden und musste gehen.

tember ermordet wurde, war Steiner mit Westerwelle bei der Uno-Generalversammlung in New York. Rabbanis Tod war ein schwerer Rückschlag für den politischen Prozess, auf einmal schien der Sinn der ganzen Verhandlungen mit den Taliban wieder in Frage zu stehen.

Der afghanische Präsident Hamid Karzai, der ebenfalls in New York war, beschloss, sofort nach Kabul zurückzukehren. Nur mit drei Leuten besprach er vor seiner Abreise die Lage: mit US-Präsident Barack Obama, dem türkischen Premierminister Recep Tayyip Erdogan und mit Steiner.

Im Auswärtigen Amt gibt es viele Diplomaten, die Steiner seine Sonderrolle nicht gönnen. Sie schreiben seit Jahren Papiere, sie halten sich an den Dienstweg. Steiner darf einfach machen.

Dabei liegt in der Sonderrolle eine Chance für das Amt. Es hat in den vergangenen Jahren aus verschiedenen Gründen dramatisch an Bedeutung verloren: Der Lissabon-Vertrag hat die Rolle der Außenminister in der EU beschnitten, die Euro-Krise wird von den Staats- und Regierungschefs bekämpft, und Guido Westerwelle füllt sein Amt nicht aus.

Ein Sonderbeauftragter koppelt das Auswärtige Amt enger an die Regierungszentrale an. Er stattet die Diplomaten mit der Autorität des Kanzleramts aus. Nicht umsonst plädieren erfahrene Außenpolitiker wie der frühere Staatssekretär Wolfgang Ischinger für einen Nationalen Sicherheitsrat nach amerikanischem Vorbild, der das Auswärtige Amt näher an das Kanzleramt anbinden würde.

In den USA gehören Sonderbeauftragte für Regionen wie den Balkan, den Nahen Osten oder Afghanistan zur außenpolitischen Tradition. Der verstorbene US-Diplomat Richard Holbrooke war Steiners Vorbild. Er hat erlebt, wie Holbrooke den Frieden von Dayton aushandelte, und war zehn Jahre später sein Partner in Afghanistan.

Steiner würde gern dazu beitragen, ein Abkommen zwischen den USA und den Taliban zu ermöglichen. Das wäre sein Dayton. Und für die deutsche Außenpolitik wäre es ein großer Erfolg.

Am vergangenen Montag diskutierte Steiner bei einer Veranstaltung der Körber-Stiftung in Hamburg mit Ahmed Rashid über die Frage: Ist die internationale Gemeinschaft in Afghanistan gescheitert? Zu Beginn durften die Zuschauer abstimmen: 159 waren für Rashids These, dass der Westen gescheitert sei, nur 41 sahen es anders.

Nach anderthalb Stunden intensiver Diskussion gab es eine neue Abstimmung. Jetzt war das Verhältnis nur noch 118 zu 57. Auch wenn die Politik mit anderen Dingen beschäftigt ist, kann ein politisch denkender Diplomat offenkundig einiges bewegen.

RALF NEUKIRCH



Afghanische Volksversammlung Loya Jirga: Ist die Weltgemeinschaft gescheitert?

Eigentlich sind alle Elemente für eine Vereinbarung da. Eine Seite muss den ersten Schritt machen. Das könnte das Freilassen von Gefangenen sein oder eine regional begrenzte Waffenruhe. Wer ist bereit, etwas zu riskieren? Das ist die entscheidende Frage.

„Bei solchen Verhandlungen braucht man jemanden wie Steiner, der auch mal allein entscheiden kann“, sagt Rashid. „Da kann man nicht jedes Mal beim Außenminister nachfragen.“ Entscheidend sei auch, dass Steiner seine Rolle kenne. „Die eigentlichen Verhandlungen führen die Taliban mit den Amerikanern, nicht mit den Deutschen“, sagt Rashid. „Steiner ist der, der die Sache möglich macht. Er kennt seinen Platz.“

Das konnte man nicht immer über ihn sagen. „Sprengstoff mit sechs Buchstaben: Steiner“, schrieb die „Zeit“ vor zehn Jahren. Das war falsch gezählt, aber richtig beobachtet.

Steiner war damals außenpolitischer Berater von Bundeskanzler Gerhard Schröder. Er war arrogant und aufbrau-

Er hat daraus gelernt. Er ist ruhiger geworden. Er trinkt seit einigen Jahren keinen Alkohol mehr und ernährt sich vegetarisch. Er spricht sich regelmäßig mit Westerwelle und Merckels außenpolitischem Berater Christoph Heusgen ab. Er weiß jetzt, dass es seine Autorität nicht stärkt, wenn er sie öffentlich herstellt.

Dabei ist er wieder so stark, wie er es im Kanzleramt war. Seinen Einfluss verdankt er der Konstruktion seines Amtes, die aus der amerikanischen Außenpolitik entlehnt ist. Er ist Beauftragter der Bundesregierung, also auch der Kanzlerin, und nicht nur des Außenministers. Das ist sehr hilfreich, auch im Ausland kennt man die Machtverhältnisse in Berlin.

Steiner weiß den Vorteil zu nutzen, den seine Sonderstellung mit sich bringt. Er leidet nach wie vor nicht an Selbstzweifeln, Regierungszentralen und Präsidentenpaläste betrachtet er als sein natürliches Arbeitsumfeld. Er wird dort auch als Ansprechpartner akzeptiert.

Als der Chef des afghanischen Friedensrats, Burhanuddin Rabbani, im Sep-

Europa (I) Europäer aller Länder sind auf der Suche nach einer Idee: Wie soll das Europa der Zukunft aussehen? Könnte ein Staatenbund der europäischen Nationen funktionieren? Wie wäre eine arbeitsfähige Regierung in Brüssel zu konstruieren? Und wie könnte eine kontinentale Demokratie Einigkeit und Solidarität unter den Völkern hervorbringen? In einer dreiteiligen Serie berichtet der SPIEGEL über neue Pläne zum Umbau der Europäischen Union – und über die Chancen einer uralten Vision: der „Vereinigten Staaten von Europa“.



Weltmacht der Werte

Das Schuldendesaster droht die Europäische Union zu zerreißen. Doch während die Regierungschefs verzweifelt einen Ausweg suchen, arbeiten in den Hauptstädten hohe Beamte, Parlamentarier, Völkerrechtler und Intellektuelle längst an Plänen für ein neues Europa.

Novembernebelnässen fürchtet der Jogger nicht. Joschka Fischer läuft wieder. Der grüne Ex-Außenminister kreist mit seinem Hund durch die stillen Viertel des Berliner Grunewalds und denkt nach.

„Beim Laufen“, sagt er, sei es ihm eingefallen: „wie es gehen könnte, mit Europa“.

Um den kriselnden Kontinent zu stabilisieren, will Fischer, der bekennende Europäer, eine entschlossene politische Streitmacht aus Staats- und Regierungschefs der Euro-Länder mit weitreichenden Befugnissen und besonderen parlamentarischen Vollmachten ausstatten.

Fischer denkt über einen Rettungsplan nach. Einen Rettungsplan nicht für die Banken, nicht für Italien, nicht für den Euro – für alles: Seine EU-Regierungs-Feuerwehr stellt er sich vor als „Avantgarde der Vereinigten Staaten von Europa“.

Genug gejammt jetzt. Europa kann nur retten, wer es neu erfindet. Die Finanzkrise ist der Wendepunkt in der Geschichte der europäischen Einigung.

Die alte EU ist am Ende. Nie war Europa so unpopulär. Die Bürger merken nicht nur, dass der Riesenapparat von Brüssel offenkundig nicht die Macht hat, die Krise der Währungsunion zu meistern. Sie erleben zudem, dass die von ihnen gewählten nationalen Regierungen schon dabei sind, das historische Werk der europäischen Einigung zu demontieren. Nicht der Rat in der Rue de la Loi, nicht EU-Kommission oder EU-Parlament haben etwas zur Rettung aus der Krise tun können – die Merkel war's.

Die deutsche Kanzlerin und der französische Präsident Nicolas Sarkozy haben im Wesentlichen allein den Rettungsplan für Griechenland durchgesetzt, die Regierung in Athen gestürzt und den schleudernden Mitgliedstaat Italien unter internationale Aufsicht gestellt. „In Cannes wird Geschichte geschrieben“, stand in

der Stadt auf den regennassen Plakaten, die das Krisentreffen der Mächtigen Anfang November säumten.

Doch das ist eine neue Geschichte. Das alte Europa, das Konstrukt aus glitzernden Häusern mit klingenden Namen, diese Riesenschachtel voller Ideen von Frieden, Freiheit, gutem Leben, das Europa der großen Worte und undurchdringlichen Verträge, das babylonische Monster, das täglich tonnenweise Papier in 23 Sprachen ausspuckt, sich in alles einmischt und die Bürger gängeln will – es kommt nicht mehr vor.

Bürger in Athen und Brüssel, Madrid und Berlin gehen gegen die Politiker des wankenden Kontinents auf die Straße. Europa, ein Alptraum?

Genug gejammt jetzt. Das neue Europa wird ein Traum.

Nicht alle, die sich mit großen Plänen tragen, laufen wie Fischer durch den Novembernebel. Aber in den einflussreichsten Staaten des 27er-Clubs sitzen sie und arbeiten an Entwürfen für ein europäisches Haus, das besser, demokratischer, einiger – und krisenfester werden soll.

In den Hauptstädten haben Regierungen ihre Experten zum Brainstorming zusammengerufen, Völkerrechtler arbeiten mit Politikwissenschaftlern in den Denkfabriken des Kontinents an Modellen und suchen nach einer Zukunft für Europa. Philosophen von Weltrang wie der deutsche Jürgen Habermas haben sich in die Debatte eingeschaltet und suchen nach einer Verfassung für einen geeinten Kontinent.

„Flucht nach vorn“ ist die Parole von Experten. Erstmals seit Jahren wird in den Ministerien, die sich mit der Krise quälen, über „mehr Europa“, ein neues Europa mit erweiterten Kompetenzen und einer eigenen handlungsfähigen Regierung, nachgedacht. Die Krise, freut sich der Münchner Soziologe Ulrich Beck, sei die „Gelegenheit, Großes zu leisten“.

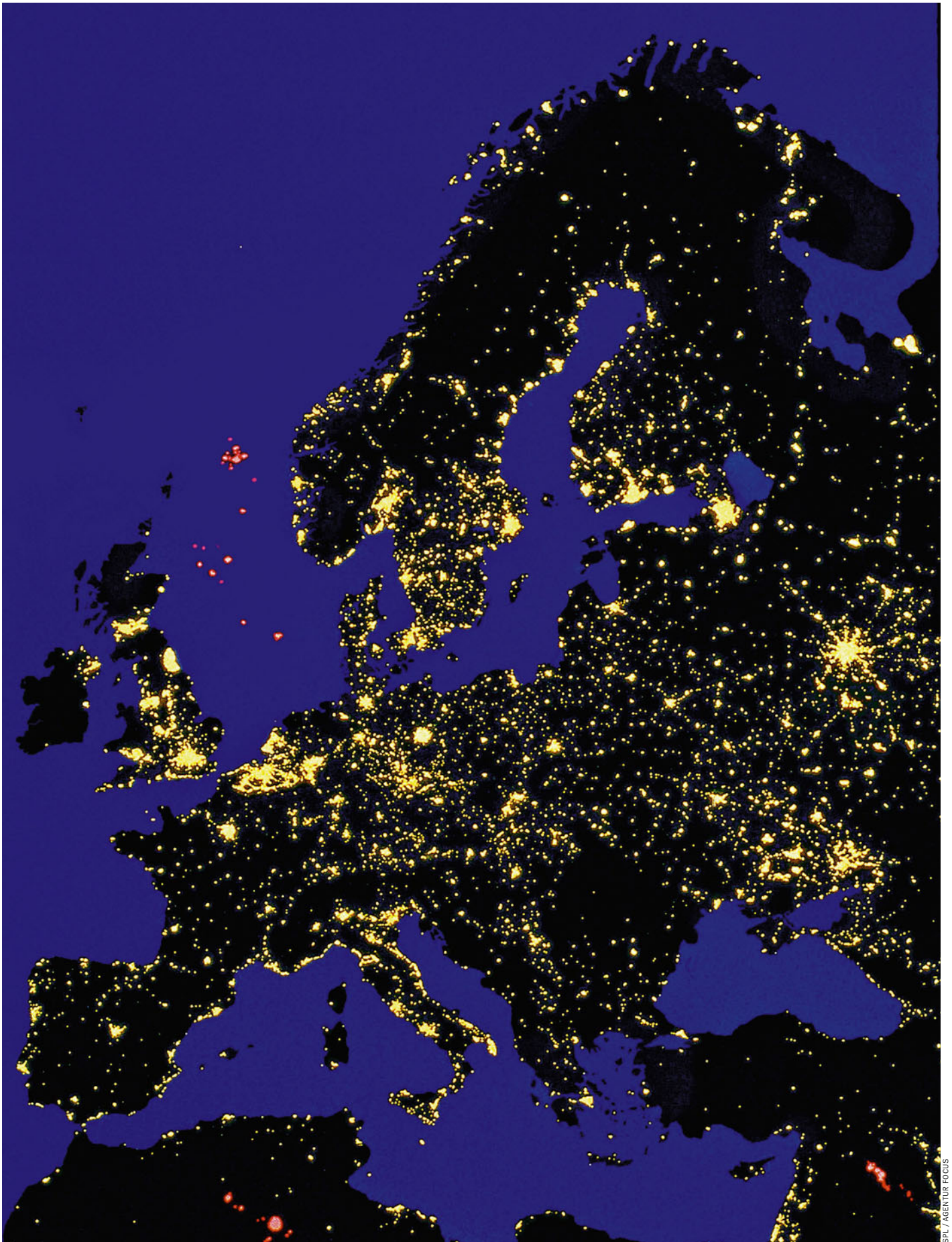
„Weder eine Frankfurt-Gruppe noch eine Troika, auch nicht die niemandem verantwortliche Runde der G20 sollte entscheiden dürfen, wofür Europas Bürger zahlen und wie viel sie sparen müssen“, verlangt Ulrike Guérot, die Berliner Wortführerin des internationalen Think-Tanks „European Council on Foreign Relations“. Solche Entscheidungen müssten von einer starken europäischen Exekutive getroffen werden, „gestützt von einem Parlament für die gesamte Euro-Zone“.

„Wir müssen Europa ein zweites Mal erfinden und begründen“, sagt SPD-Chef Sigmar Gabriel. Aus der Opposition ist so etwas leicht gesagt. Doch im Hause Merkel sehen das viele nicht anders. Sie reden nur nicht darüber. Auch im Kanzleramt suchen sie Konzepte für den Tag, an dem die Krise vorbei ist.

Es ist die Chance, die Welt zu verändern. Warum zum Beispiel sollte es nicht möglich sein, dass „die Europäer“ sich so zusammenraufen wie 1787 in der US-Verfassung 13 um Macht und Geld rangelnde neuamerikanische Staaten, die sich nach langem Ringen als „We the People“, als gemeinsames Volk, zu einem mächtigen demokratischen Bundesstaat konstituiert haben, der bis heute hält?

„The pursuit of happiness“, der amerikanische Traum vom „Streben nach Glück“, erweckt in der Unabhängigkeitserklärung – ist das nicht der europäische Traum von Frieden, Freiheit, gutem Leben? Kann „We the People“ eines Tages als „wir Europäer“ in die Verfassung eines europäischen Bundesstaates gemeißelt sein?

Wie nahe die historische Idee der praktischen Politik schon gekommen ist, zeigt die leidenschaftliche Ablehnung, mit der vor wenigen Tagen der deutsche Philosoph Hermann Lübbe in der „Frankfurter Allgemeinen“ den Vereinigten Staaten von Europa begegnet: Wenn nach der „Gemeinschaftswährung“ nun auch noch



Europa aus der Satellitenperspektive: *Konzepte für den Tag, an dem die Krise vorbei ist*

SPL / AGENTUR FOCUS

Geheimaktion Grundgesetz

Auf ihrem Parteitag will die CDU eine Wende in der Europapolitik vollziehen und Brüssel mehr Macht zugestehen. Das Vorhaben könnte zu einer Generalrevision der Verfassung führen.

Kaum etwas ist den Deutschen so heilig wie ihr Grundgesetz. Es war einmal als Provisorium geplant, aber nun begleitet es die Republik schon seit 62 Jahren. Die Parteien mögen sich über Konrad Adenauers Westbindung gestritten haben oder über Willy Brandts Ostpolitik – im Lob des Grundgesetzes waren sich alle schnell einig. „Wir haben eine der besten Verfassungen der Welt“, hat Kanzlerin Angela Merkel einmal gesagt.

Nun sieht es so aus, als würde ausgerechnet Merkel dem Grundgesetz eine Generalinventur verordnen. An diesem Montag wird die CDU auf ihrem Parteitag in Leipzig ein Programm beschließen, das nicht nur das Gesicht Europas verändern würde – es könnte auch dazu führen, dass sich die Deutschen eine neue Verfassung geben müssen.

Schon jetzt hat sich die Operation Grundgesetz zu einem der heikelsten Vorhaben der Regierung entwickelt. Wenn sie gelingt, würde der Geburtsfehler des Euro beseitigt. Denn die 17 Euro-Länder verfügen zwar über eine gemeinsame Währung, aber sie machen keine gemeinsame Politik, und auch deshalb taumelt der Euro gerade am Rande des Abgrunds. Der wichtigste Satz des Papiers heißt: „Wir brauchen in wichtigen Politikfeldern mehr Europa.“

Lange hatte sich Merkel davor gescheut, das offen auszusprechen. Noch vor einem Dreivierteljahr hatte Finanzminister Wolfgang Schäuble die Kanzlerin zur Seite gezogen und ihr erklärt, dass der Euro-Krise nicht allein mit Augenblickspolitik beizukommen sei. Er sei dafür, sie dafür zu nutzen, die politische Union Europas voranzutreiben.

Damals lehnte Merkel ab. Eine Reform der EU-Verträge sei mit dem französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy nicht zu machen, sagte sie, aber das war nur eine Seite der Medaille. Merkel fürchtete sich auch vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe; der Zweite Senat hatte in seinem Urteil zum Vertrag von Lissabon klargemacht, dass das Grundgesetz weitere Machtübertragung nach Brüssel kaum noch zulässt.

So stagnierte die deutsche Europapolitik über Monate, die Kanzlerin löschte die Brände der Währungskrise, aber es

fehlte ein grundsätzliches Wort, wie sie sich die Zukunft der Union vorstellt. Als das Murren über ihre planlose Europapolitik immer größer wurde, entschied sie sich für einen Kurswechsel. Nach all den Häutungen der CDU wollte sie sich nicht auch noch den Vorwurf einhandeln, sie werfe das europapolitische Erbe der Partei über Bord.

Sie überzeugte Frankreichs Präsidenten Nicolas Sarkozy davon, dass es nur eine Antwort auf das Wanken des Euro

Gerichtshof Defizitsünder abstrafen könnte. Notfalls soll sogar ein Brüsseler Sparkommissar Defizitsünder an die Leine nehmen dürfen. Er soll künftig Leitlinien für das Budget eines Schuldenlandes machen dürfen – ohne allerdings in Details wie das Steuerrecht oder die Sozialpolitik hineinregieren zu können.

Schritt eins der EU-Reform soll nach dem Willen des Kanzleramtes möglichst rasch abgeschlossen werden, Merkel



Verfassungsrichter in Karlsruhe, Finanzminister Schäuble: Eine grundlegende EU-Reform ist

geben könne: einen Umbau der Union. Und sie gab dem Drängen Schäubles nach, dem CDU-Parteitag einen neuen Schwerpunkt zu geben: die Europapolitik.

Der Beschluss des Parteitags soll nicht totes Papier bleiben, nach dem Willen von Merkel und Schäuble soll er die Grundlage bilden für einen Zweistufenplan zur Reform der EU. In einem ersten Schritt wollen sie die EU-Verträge so ändern, dass notorische Schuldenmacher in der Euro-Zone unter Brüsseler Zwangsverwaltung gestellt werden können.

So soll der Stabilitätspakt künftig verbindlicher gemacht werden, was auch zur Folge hätte, dass der Europäische

will den Finanzmärkten das Signal geben, dass Europa die Kraft für einen grundlegenden Umbau hat. Intern sagen Merkels Leute, dass ein EU-Reformkonvent bis zum Ende des nächsten Jahres seine Arbeit abschließen soll. So sieht das auch Unionsfraktionschef Volker Kauder.

In einem zweiten Schritt wollen Merkel und Schäuble die EU zu einer politischen Union weiterentwickeln. Politische Union – das heißt: weitere Abgabe von Souveränitätsrechten an die EU, und das heißt: Grundgesetzänderung. Entweder über den Artikel 23, also eine Zweidrittelmehrheit in Bundestag und Bundesrat. Oder in verschärfter Form: über Artikel 146 Grundgesetz, also durch

eine direkte Beteiligung des Volkes. Die Deutschen würden dann das Grundgesetz aufgeben und sich eine völlig neue Verfassung geben.

Zukunftsmusik? Es gibt Mitglieder der Bundesregierung, die genau darüber reden. Finanzminister Schäuble glaubt sogar, dass ein Plebiszit bei einer grundlegenden Reform der Europäischen Union unausweichlich sei – und das nicht ohne Grund, weil die Verfassungsrichter in Karlsruhe nun schon mehrfach klargemacht haben, dass das Grundgesetz kaum noch Spielraum lässt für mehr Brüsseler Macht.

Genau an dieser Stelle aber beginnt der Konflikt in der Regierung. Im Auswärtigen Amt glaubt man, dass die hochfliegenden Pläne der CDU allenfalls für ein europapolitisches Proseminar taugen, aber nicht für die Praxis. Dort wäre

Beispiel, der schon den EU-Verfassungsvertrag abgelehnt hat. „Jede Entmachtung nationaler Parlamente führt uns weiter weg von demokratischen Prozessen“, sagt er.

Die CSU will Widerstand gegen eine weitere Machtverlagerung nach Brüssel leisten. Die Antwort auf die Währungs- und Krisen sei nicht mehr, sondern weniger Europa, sagt CSU-Generalsekretär Alexander Dobrindt. „Wenn es darum geht, reformunwillige Schuldenländer zur Räson zu bringen, dann schaffen das nicht Herr Barroso oder Herr Van Rompuy, sondern dann schaffen das nur Merkel und Sarkozy“, sagt Dobrindt. „Es wäre grob falsch, gerade jetzt in der Krise, die Stabilitätskraft der Nationalstaaten zu schwächen und den Kampf gegen die Krise an die wenig erfolgreichen Brüsseler Eurokraten zu delegieren.“

Nun zerbrechen sich die Koalitionäre in Berlin darüber den Kopf, wie sie den Forderungen der Karlsruher Richter genügen können. Unionsfraktionsgeschäftsführer Peter Altmaier zum Beispiel war unlängst in Karlsruhe, auch um herauszufinden, wie die Richter die künftige Integration verfassungsrechtlich bewerten. Am Ende, so das Kalkül in der Union, werden es die Richter nicht wagen, die Einigung des Kontinents aufzuhalten.

In der SPD kann es dagegen manchen mit einer Volksabstimmung gar nicht schnell genug gehen. „Die nächste Änderung der Europa-Verträge sollte mit einer Volksabstimmung verbunden werden“, heißt es in einem Papier des europapolitischen Sprechers der SPD-Fraktion, Michael Roth.

Eine schwarz-gelbe Regierung, die vor der nächsten Bundestagswahl im Grundsatzstreit über Europa versinkt – von diesem Szenario träumen im Moment die Sozialdemokraten.

Der Parlamentarische Geschäftsführer der SPD-Fraktion, Thomas Oppermann, könnte sich sogar auf den Gedanken einlassen, am Tag der Bundestagswahl im Herbst 2013 ein Plebiszit abzuhalten. „Das hätte seinen Reiz, denn dann müssten in der Europafrage alle Parteien Farbe bekennen.“

CHRISTOPH HICKMANN,
PETER MÜLLER, RENÉ PFISTER,
CHRISTOPH SCHWENNICKÉ



ohne Plebiszit in Deutschland nicht zu machen

man schon froh, wenn sich die EU-Staaten auf ein paar Instrumente einigen könnten, um die Euro-Krise in den Griff zu bekommen.

In einem sechsseitigen Papier des Auswärtigen Amts („Erforderliche integrationspolitische Fortschritte zur Schaffung einer Stabilitätsunion“) heißt es, für eine Änderung der EU-Verträge sollte „kurzfristig ein inhaltlich genau begrenzter (kleiner) Konvent einberufen werden“, der dann „zügig“ Vorschläge vorlegen sollte.

Die CSU will von einem Komplettumbau der EU-Organen gar nichts wissen. Bei den Bayern haben im Moment die Europagegner das Sagen, Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich zum

ein solcher „Gemeinschaftsstaat“ ausgerufen werde, warnt Lübke, werde das der Krise „katastrophalen Ausgang noch beschleunigen“. Ein Konsens unter „Finnland und Griechenland, Slowenien und Portugal, Österreich und Frankreich“? Lübke: „Chancenlos.“

Die Es-geht-nicht-Pragmatiker halten die Versuchen-wir's-wenigstens-Idealisten in Schach – mit dem Ergebnis, dass nur wenige Politiker noch in der Lage sind, überhaupt eine konsistente Idee für die Zukunft Europas zu entwickeln. „Alle wollten doch etwas“, klagt der leidenschaftliche Europabefürworter Habermas, aber mittlerweile „kann man nicht mehr erkennen, worum es geht“. Dass man einen Bundesstaat nach amerikanischem Vorbild bekomme, klagt in Berlin der Unions-Fraktionsgeschäftsführer Peter Altmaier, sei vielleicht nicht „unmittelbar bevorstehend“, aber es müsse „doch möglich sein, dass man überhaupt darüber diskutiert“.

Dabei sind die kühnsten Ideen unterwegs. So entwarf der Brite Charles Grant, Vordenker des Londoner Think-Tanks „Centre for European Reform“, eine Vision für ein demokratisch vereintes Europa, in dem die Völker der Mitgliedstaaten sich Brüsseler Kommissare – bisher von den nationalen Regierungen hinter verschlossenen Türen ausgeguckt – direkt wählen. Der Präsident sucht sich unter den 27 Gewählten die 10 besten aus – die anderen werden Stellvertreter. So würde eine starke und demokratische Europaregierung entstehen.

Die Idee einer gemeinsamen und handlungsfähigen Brüsseler Regierung für alle EU-Länder – oder wenigstens für die Euro-Zone – prägt auch Pläne, wie sie von einzelnen Abgeordnetengruppen im Europäischen Parlament vorangetrieben werden. Allen gemeinsam: Die Bürger der Vereinigten Europäischen Staaten müssen stärker als bisher an den politischen Entscheidungen Brüssels beteiligt werden – und die Brüsseler müssen mehr zu entscheiden haben. Das setzt, zweitens, die Übertragung neuer Zuständigkeiten von den Nationen nach Europa voraus, mithin eine Einschränkung der nationalen Souveränität.

Genau an diesem Punkt sind deutsche Europapolitiker gewohnt, ihre Akten zusammenzuschieben, die Tasche zu packen und den Verhandlungssaal zu verlassen: Dieses Europa geht nicht mit Deutschland. Das Bundesverfassungsgericht, zuletzt in seinem Urteil vom Juni 2009 zum Lissabon-Vertrag, sieht die Grenzen der Souveränitätsübertragung nach Brüssel durchs Grundgesetz eng gezogen – und „wohl weitgehend ausgeschöpft“, wie es Gerichtspräsident Andreas Voßkuhle ausdrückte.

Doch die Krise ist die Mutter aller Dinge. Auf Dauer, das merken sie selbst, kön-

nen die Karlsruher eine europäische Lösung globaler Probleme nicht mit Verweis auf ihre Lesart der deutschen Nachkriegsverfassung blockieren. Verfassungsrechtler haben darum eine Lösung erdacht, die nun bereits im Detail in Berliner Ministerien spruchreif gemacht wird.

Die Lösung hat die Nummer 146. Ganz am Ende des Grundgesetzes findet sich die Vorschrift, die von den Verfassungsvätern 1949 vor allem für den Fall der Wiedervereinigung des gerade geteilten Landes gedacht war: In „freier Entscheidung“ könne sich das ganze deutsche Volk eines Tages eine ganz neue Verfassung geben.

In Deutschland würde Geschichte geschrieben: Um der Vereinigten Staaten von Europa willen müsste der stärkste aller europäischen Staaten, der Staat des Grundgesetzes, sich neu erfinden.

Es wird kein Weg daran vorbeiführen, dass die europäischen Nationalstaaten ihre Selbstherrlichkeit und einen guten Teil ihrer Macht verlieren. Sie sind ja heute schon nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Die „postnationale Konstellation“ nennt der Philosoph Habermas den Zustand der Welt-Gesellschaften, die es sich nicht mehr leisten können, ihre Probleme jede für sich zu lösen. Finanzen, Klima, Energie, Migration: „Einfach albern“ findet es Habermas, „anzunehmen, dass Europas Stimme noch zählen wird, wenn es nicht lernt, mit einer Stimme zu sprechen“.

Einfach albern scheint es schon heute maßgeblichen Staatsdenkern und Völkerrechtlern, innerhalb Europas überhaupt noch zwischen innen und außen, zwischen dem inneren Bereich staatlicher Souveränität und dem Bereich der Außenpolitik, zu unterscheiden. „Der Unterschied zwischen innen und außen beginnt zu verschwimmen“, sagt Habermas, Völkerrecht und innerstaatliches Recht gleichen sich an. „Zweifel“ meldet der Frankfurter Staatsrechtsprofessor Erhard Denninger an, „ob es in Zukunft überhaupt noch sinnvoll sein kann, von nationaler Souveränität zu sprechen“.

Für Denninger, einen der führenden Experten fürs Grundgesetz, ist die Einsicht, dass Europas Völker nur vereint eine Chance haben, ihre nationale Identität zu wahren, ein alter Hut. Er erinnert an den bedeutenden Staatsrechtslehrer der Weimarer Republik, Hermann Heller, der schon bald nach der Katastrophe des Ersten Weltkriegs die Frage aufwarf, „ob der Kulturindividualismus der europäischen Nationen



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL



Europa-Denker Fischer, Festakt zur Unterzeichnung des EU-Reformvertrags in Lissabon 2007:

nicht allein gerettet werden kann durch einen souveränen europäischen Bundesstaat“.

Ein paar Katastrophen und fast hundert Jahre später ist das Problem noch immer – oder wieder – auf der Tagesordnung. Doch wer findet sich heute, es so klar beim Namen zu nennen?

„Die Europa wollen, sollen endlich sagen, wo sie hinwollen“, sagt Ex-Außenminister Fischer, einer der Anstifter der in französischen und niederländischen Volksabstimmungen gescheiterten EU-Verfassung. Europa könne nicht „weiter irgendetwas Diffuses, Abstraktes, irgendein Rechtsgebilde“ sein: „Ich meine, worüber wir reden, ist die Realisierung der Vereinigten Staaten von Europa.“

Ein europäischer Bundesstaat, da gibt es kein Herumreden, würde das Europa des Vertrags von Lissabon sprengen. An die Stelle der Brüsseler Technokratie müssten entscheidungsstarke, mit weitreichenden wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Kompetenzen für ganz Europa ausgestattete politische Institutionen treten. In den friedlich und rechtsstaatlich verfassten Gesellschaften Europas ist dies nur möglich, wenn es dabei im europäischen Maßstab gerecht und demokratisch zugeht.

Kann das gehen? Würden die Staaten und die Bürger Europas mitmachen?

Der Pragmatiker Fischer geht davon aus, dass eine grundlegende Änderung des EU-Vertrags durch alle Mitgliedstaaten auf lange Zeit unrealistisch ist: „Die 27 kriegen das nicht hin.“ Er

Die Euro-Gruppe

- EU-Länder mit Euro
- EU-Länder ohne Euro



DER SPIEGEL



„Die Avantgarde der Vereinigten Staaten von Europa“

setzt darum auf eine „faktische Vergemeinschaftung“ nationaler Politik auf europäischer Ebene: Statt langer Vertragsverhandlungen müssten die europäischen Staats- und Regierungschefs einfach handeln und ihre Politik zusammenwerfen. Weil aber nichts einfach ist, was unter 27 abgesprochen werden muss, sollten nur die 17 Chefs der Euro-Länder vorangehen – wie sie es jetzt beim Aushandeln der Rettungsmechanismen für den Euro ohnehin schon getan haben.

Fischer will aus der Euro-Gruppe die neue europäische Regierung machen: Als Fiskal- und Wirtschaftsregierung sollen die 17 die gemeinsame Kontrolle über ihre Staaten übernehmen: „Das wird die Avantgarde der Vereinigten Staaten von Europa.“

Der wichtige Unterschied zu den intergouvernementalen Raufereien nach der Methode Merkel: Die Verhandlungspartner aus den Euro-Staaten können sich verbindlich, schnell und diskret auf eine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik und deren gemeinsame Kontrolle einigen, weil sie ihre nationalen Parlamente sozusagen im Handgepäck haben: „Die parlamentarischen Kontrollbefugnisse werden aus den Hauptstädten mit nach Brüssel genommen.“

Wie das gehen soll, hat sich Langläufer Fischer auch schon ausgedacht. Aus allen 17 Euro-Staaten reisen die Fraktionschefs des Regierungslagers und der Opposition jedes Mal mit und sitzen in Brüssel: ein

überschaubarer Haufen von Menschen, der über gewaltige parlamentarische Macht verfügt. Was die Regenten mit den Parlamentariern aushandeln, hat dann sehr gute Chancen, daheim von den Fraktionen gebilligt und beschlossen zu werden.

Das ist eine Art Nebenzimmer-Demokratie, die verfassungsrechtlich ebenso

Kann es in Zukunft noch sinnvoll sein, von nationaler Souveränität zu sprechen?

abenteuerlich ist wie die Neben-Regierung, die sich da in Brüssel ohne jede Rücksicht auf Rat, Kommission und Parlament etablieren würde. Aber funktionieren könnte dieses faktisch vereinte Kerneuropa wenigstens für eine Übergangszeit.

„Irgendwann, nicht sofort, wird so ein Modell auch in die Verträge übernommen“, sieht Fischer, „und wenn die anderen sehen, wie erfolgreich die Avantgarde arbeitet, werden viele mitmachen wollen.“ Das wäre dann der Schritt zu den Vereinigten Staaten von Europa.

Und der Rat, die Kommission, das Parlament? Sie werden jedenfalls im Wirkungsbereich der neuen europäischen Regierung nicht mehr gebraucht.

Dass so eine Erfolgsgeschichte tatsächlich nach und nach zu einer Veränderung der EU-Verträge führen kann, zeigt nach Fischers Ansicht das Beispiel der Schengen-Vereinbarungen. Was einige europä-

ische Regierungen 1985 in dem luxemburgischen Winzerort Schengen auf eigene Kappe und ohne den Segen von Brüssel über den Abbau von Grenzkontrollen vereinbarten, wuchs sich im Laufe der Jahre wegen des großen Erfolgs zu einem europäischen Freizügigkeitsprogramm in einem gemeinsamen „Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ aus. Mittlerweile ist es fester Bestandteil des Lisabon-Vertrags.

Die Methode Schengen war ein Schleichweg, die pragmatische Verbindung zwischen den beiden widerstreitenden Methoden, deren Miteinander und Durcheinander bis heute europäische Politik so unübersichtlich und oft genug hilflos erscheinen lassen. Die eine Methode ist die im EU-Vertrag vereinbarte gemeinschaftliche Vorgehensweise durch die europäischen Akteure in der Kommission, dem Rat und dem Europäischen Parlament: die Gemeinschaftsmethode. Mit ihr konkurriert die Politik der zwischenstaatlichen Absprachen europäischer Regenten – an den Brüsseler EU-Regenten und ihrem Parlament vorbei: die intergouvernementale Methode.

In der Krise zeigte sich, wer in Europa wirklich das Heft in der Hand hat: die Staats- und Regierungschefs – nicht Brüssel.

„Die Wirtschaftsregierung sind wir“, verkündete knapp die deutsche Kanzlerin und meinte mit „wir“ sich selbst und die Chefs der Mitgliedstaaten.

Prompt beklagte sich Kommissionspräsident José Manuel Durão Barroso vor dem Europäischen Parlament: „Die Kommission ist die Wirtschaftsregierung der Union“, die Regierungen – auch nicht die deutsche Kanzlerin – „können dies, in aller Offenheit gesagt, nicht allein leisten“.

Gesagt, vertan. Europa wird mittlerweile zunehmend ohne Barroso gemacht. Einen „Exzess an Zwischenstaatlichkeit“ moniert der Brüsseler Währungskommissar Olli Rehn. Intergouvernementalismus wird mittlerweile in Europas Hauptstädten „Methode Merkel“ genannt. Die wichtigen Entscheidungen zur Rettung des Euro und der Kummer-Mitglieder Griechenland, Irland, Portugal, Spanien wurden bei Nacht-und-Nebel-Treffen der mächtigsten nationalen Regenten festgeklopft. Die Achse Berlin-Paris, die Absprachen zwischen Merkel und Sarkozy („Merkozy“), stellte nicht nur die nationalen Parlamente, sondern auch die gesamte Brüsseler Machtmaschine – Kommission, Parlament und Rat – vor vollendete Tatsachen.

„Die Wirtschaftsregierung sind wir“, mit derart forschenden Sprüchen berufen sich viele Mitgliedstaaten – voran die Deutschen – darauf, dass ja noch immer wichtige Kompetenzen des europäischen Krisenmanagements nicht von den Staaten an Brüssel abgegeben sind. Die Mitglieds-

länder pochen auf ihre Souveränität über Haushalt und Finanzen, Wirtschaft, Sozial- und Steuerpolitik. Wie schwach Europa ist, zeigt sich nun, da es ernst wird: Europäische Weichenstellungen wie die Rettung Griechenlands müssen selbst im Falle höchster Gefahr und höchsten Zeitdrucks wie einst im Europa der Fürstentümer von einzelnen Potentaten im Hinterzimmer ausgehandelt werden.

Und das letzte Wort hat in dieser europäischen Demokratie die mit dem meisten Geld: „It's now the lady that decides“, registrierte jüngst der Ex-Kommissionschef und italienische Sozialdemokrat Romano Prodi. Die Dame sei es, die inzwischen entscheide. Nicht umsonst war es Merkels zur Karikatur mit Scherenhänden verzerrtes Porträt, das Empörte in Lissabon vor sich her trugen.

Doch so einfach ist es ja nicht. Die intergouvernementale Methode hat den Nachteil, dass Entscheidungen unter den beteiligten Ländern nicht – wie regelmäßig im Brüsseler Rat – mit Mehrheit getroffen werden können, sondern nur einstimmig. Prodi hält gerade darum die Methode Merkel auf Dauer für unbrauchbar: „Es wird sich die Erkenntnis durchsetzen, dass das Konzept der Einstimmigkeit bei allen wichtigen Fragen nicht mehr funktioniert. Die Möglichkeit eines jeden Mitgliedslandes, mit seinem Veto alle anderen aufzuhalten, verhindert, dass man sich vernünftig einigt.“ Prodis Nachfolger Barroso sieht es nicht anders: „Jeder Idiot kann alles blockieren.“

Bedrohlich an der Methode Merkel ist zudem ihre Undurchsichtigkeit. Der bekennende Europäer und Demokratietheoretiker Habermas lässt keine Gelegenheit aus, vor dem Verfall demokratischer Kultur in Europa zu warnen. „Eine Entmündigung der europäischen Bürger“ sieht der Philosoph in dieser Art von Europapolitik. Ein „Grauschleier“ habe sich über die nationalen Parlamente gelegt, denen oft nichts anderes bleibt, als die Merkozy-Orakel abzunicken. Die Abgeordneten, spottet der Europaskeptiker Peter Gauweiler von der CSU, seien in der Rolle „eines Schwarmes von Sardinen“, die der Lady hinterherschwimmen.

Wie es einem geht, der nicht Sardine sein mag, bekamen die Wähler des Deutschen Bundestags im September vorgeführt, als der angesehene CDU-Abgeordnete Wolfgang Bosbach sich weigerte, in der Fraktion Merkels Rettungsschirm-Pläne abzusegnen. „Ich kann deine Fresse nicht mehr sehen“, musste sich der Volksvertreter von Kanzleramtschef Ronald Pofalla beschimpfen lassen. Rechtliche Bedenken zählen nichts mehr. Dass nach Ansicht namhafter Europarechtler ein Teil der Griechenland-Rettungsmilliarden ein offener Bruch des Bailout-Verbots im Lissabon-Vertrag ist, wagte da kaum noch ein Abgeordneter vorzubringen.



Europapolitiker Sarkozy, Merkel: „Die Wirtschaftsregierung sind wir“

Doch Fischer, der fernab aller politischen Schlachtfelder im Grunewald seine Runden dreht, entdeckt in all dem Krisengezerre ein neues, hoffnungsvolles Muster: die „ersten Schritte zur Methode einer faktischen Vergemeinschaftung“.

In der Krise wiederholt sich das Modell Schengen, der Schleichweg ins vereinte Europa. Auch der Rettungsschirm für überschuldete Euro-Länder, schließlich der im Entstehen begriffene Europäische Stabilitätsmechanismus ESM sind Konstrukte, die auf intergouvernementalen

Wolfgang Schäuble gilt als der einzige wirkliche Europäer am Berliner Kabinettsstisch.

Vereinbarungen einiger EU-Staaten beruhen, der Methode Merkel, und doch Schritt für Schritt zu neuen Institutionen auf europäischer Ebene, einer europäischen Wirtschaftsregierung inklusive der notwendigen Änderungen im Lissabon-Vertrag führen können.

Die Krise als Mutter aller Dinge: Auch im europäischen Ausland sehen viele in der schrittweisen faktischen Vergemeinschaftung von Wirtschafts- und Finanzpolitik einen Weg zu mehr Europa. „Die Finanzkrise“, analysiert im krisengeschüttelten Italien der Verfassungsrichter Sabino Cassese, habe der ganzen Europäischen Union „einen großen Schub ge-

bracht“. Die „neuen Agenturen zur Steuerung und Überwachung der Finanzmärkte“ hätten „die Funktionsfähigkeit der Gemeinschaft erweitert“.

„Auf eigenartige Weise“, sagt der italienische Europarechtsprofessor Mario Chiti, sei aus den hastigen zwischenstaatlichen Vereinbarungen zur Rettung Griechenlands ein festes „Konstrukt“ entstanden, das nun wie eine EU-Institution etwa der Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs in Luxemburg unterstehe.

Ja, sogar der Europäische Rat ist nach Chitis Analyse auf dem Schengen-Schleichweg zur wichtigsten Institution der EU-Politik geworden. Das Gremium der Staats- und Regierungschefs kam in Europa ursprünglich gar nicht vor. In Brüssel regierten nur die Räte – Runden aus Fachministern der Mitgliedstaaten, die über die Vorschläge der Kommission zu beraten und zu entscheiden hatten.

Der „Europäische Rat“ entstand im Laufe der Jahre durch eine zunächst lockere Vereinbarung der Chefs der Mitgliedstaaten. Ein ganz und gar uneuropäisches Vorhaben: Die Runde der Mächtigen sollte das Treiben der Räte in Brüssel beaufsichtigen und die nationalen Interessen auch in Brüssel zum verbindlichen Maßstab machen. Erst im Lissabon-Vertrag von 2009 wurde der Europäische Rat mit eigenen Rechten ausgestattet. Der Florentiner Experte Chiti: „So wurde aus einem Kontrollinstrument



EUROPÄISCHER RAT

Gipfeltreffen der Staats- und Regierungschefs der Mitgliedsländer

Richtungsentscheidungen für die europäische Politik, Kompromissfindung in strittigen Politikbereichen. An den im Konsens getroffenen Beschlüssen orientieren sich die anderen Organe.

wählt

Ratspräsident

Darf kein nationales Amt bekleiden. Hat einen Sitz im Europäischen Rat, aber kein Stimmrecht.



Herman Van Rompuy

RAT

Fachminister der Mitgliedsländer, die in verschiedenen Zusammensetzungen tagen

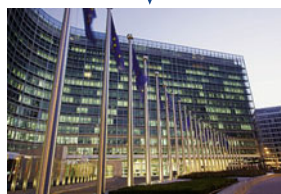
Gesetzgebungsorgan neben dem Parlament. Beschlüsse werden in der Regel mit sogenannter qualifizierter Mehrheit gefasst. Halbjährlich rotierender Vorsitz eines Mitgliedslandes.

ernennt

Hohe Vertreterin für Außen- und Sicherheitspolitik
„Außenministerin“ der Union. Gleichzeitig Vizepräsidentin der EU-Kommission.



Catherine Ashton



C. PAPSCH

EU-KOMMISSION

„Regierung“ der Union. Der Kommissionspräsident wird auf Vorschlag des Europäischen Rats vom EU-Parlament gewählt. Die Kommissare werden von den Mitgliedsländern nominiert und vom EU-Parlament als Kollegium bestätigt.

Kommissionspräsident

Hat einen Sitz im Europäischen Rat, aber kein Stimmrecht.



José Manuel Barroso

bestätigt die Kommissare

wählt den Kommissionspräsidenten

wählt



ISOTIA SPAL / ACTION PRESS

EUROPÄISCHES PARLAMENT

Direkt gewählte Volksvertretung, die neben dem Rat als Gesetzgebungsorgan wirkt und mit ihm zusammen die Haushaltsbefugnisse ausübt. Das Parlament kann der Kommission das Misstrauen aussprechen.

der Nationalstaaten der Motor der Integration.“

Der „dritte Weg“ (Chiti) zwischen intergouvernementaler Zusammenarbeit und Gemeinschaftsmethode ist gangbar nur für einen harten Kern starker Mitgliedstaaten. Fischer läuft mit seinen Ideen von der „Avantgarde“ nicht allein. Zumindest im Prinzip sind sich viele in Berlin und in anderen europäischen Hauptstädten mit ihm einig: „Eine weitere Integration ist auf absehbare Zeit nur auf intergouvernementalem Wege möglich“, sagt auch der CDU-Politiker und Finanzminister Wolfgang Schäuble, dem Parteifreunde ohne zu zögern konzidieren, dass er der „einzige wirkliche Europäer am Kabinetttisch“ sei.

Schäuble war es auch, der schon 1994 in einem zusammen mit dem CDU-Außenpolitiker Karl Lamers verfassten Papier Fischers Avantgarde-Idee vorweggenommen hat. „Entscheidend ist“, so formulierte er damals, „dass die Länder, die in ihrer Kooperation und in der Integration weiter zu gehen willens und in der Lage sind als andere, nicht durch Veto-rechte anderer Mitglieder blockiert werden dürfen.“

Die alte Idee vom „festen Kern“, der immer fester wird, ging seinerzeit in der Erweiterungseuphorie unter – und scheiterte an Helmut Kohl, der das für ein „akademisches Konzept“ hielt.

Nun sind es auch in Berlin viele, die sich von der Idee eines „Kerneuropa“

eine Beschleunigung der Integration und eine wichtige Vereinfachung der intergouvernementalen Zusammenarbeit versprechen. Den Charme der Lösung benennen alle unisono: Die Querulanten von den Britischen Inseln wären in Europa endlich außen vor – das Vereinigte Europa könnte ein Großbritannien, das sich jeder weiteren Integration widersetzt, einfach ziehen lassen. „Die werden im Viereck springen“, sagt Fischer, „aber stören können sie dann nicht mehr.“

Die Deutschen allerdings haben mit einem allzu exklusiven Club der Euro-Avantgarde ein anderes Problem. Was wird dann mit Polen? Die östlichen Nachbarn wären zumindest bei einer auf die Euro-Gruppe beschränkten Lösung nicht dabei. In der Bundesregierung macht sich bei allen Planungen die Sorge breit, dass die mühsam errungene Verständigung mit dem von den Deutschen einst so gequälten Nachbarn in Gefahr geriete, wenn Polen von der europäischen Entwicklung abgehängt würde.

Entsprechend empfindlich reagierte Regierungschef Donald Tusk schon auf Extraabsprachen in der Euro-Gruppe: „Beleidigend“ sei das für die Nachbarn. Nichts fürchten die europabegeisterten Polen mehr, als zum Ostblock der EU gezählt zu werden, während die Westländer davonziehen. Bedrohlich für die Euro-Anwärtler sind alle Überlegungen, die wirtschaftlichen Kriterien für den Euro-Club

zu verschärfen, bevor Warschau beigetreten ist. Pawel Swieboda, Chef des Warschauer Think-Tanks DemosEuropa, nimmt die Berliner vorsorglich in die Verantwortung: „Der Euro-Beitritt Polens ist ein deutsch-polnisches Projekt.“

In der Euro-Krise stand Polen bisher fest an der Seite Merkels. Die mehrheitlich eurobegeisterten Nachbarn legen ehrgeizig Wert auf einen eigenen Beitrag zu Europas Zukunft.

Der „Pferdefuß“ (Fischer) jedes Versuchs, in Kerneuropa eine Koalition der Willigen zu bilden, ist jedoch Frankreich. Ohne Frankreich ist Europa nicht denkbar. „Aber“, fragt sich der Außenminister a. D., „werden die mitmachen?“

Es gibt politische Köpfe in Frankreich, die sehen das ganz ähnlich wie Fischer. Der langjährige Europaabgeordnete Jean-Louis Bourlanges, 65, gehört dazu, der dem Haushaltskontroll-, später dem Justizausschuss des EU-Parlaments vorsah und an der europäischen Verfassung mitgearbeitet hat.

Dem Europapolitiker aus dem Lager der linken Mitte geht es vor allem darum, die demokratische Kontrolle der europäischen Exekutive zu verbessern. Bourlanges, eine der maßgeblichen Stimmen am Pariser Rechnungshof, hat in Straßburg und Brüssel die Erfahrung gemacht, wie wichtig direkter Erfahrungsaustausch der Parlamentarier der verschiedenen europäischen Staaten ist. Deshalb schlägt

er zur Kontrolle der gemeinsamen Haushaltsziele und der Sanktionen bei Verstößen ein neues Gremium vor. Darin sollen die Vorsitzenden der nationalen Haushaltsausschüsse vertreten sein, genauso wie die Haushälter unter den Europaparlamentariern. Dieses Komitee soll gemeinsam Lösungen debattieren und Vorschläge für Regelungen machen. Er hält allerdings eine weitere Aufgabe von Souveränität nicht für nützlich. Die Entscheidungen sollten durch die Staaten der Euro-Zone mit qualifizierter Mehrheit getroffen werden.

In Frankreich, dem Land, in dem das Volk schon einmal die EU-Verfassung niedergestimmt hat, sind traditionell die Souveränisten stark, die zwar für Europa sind – aber nur als Fortsetzung französischer Selbstherrlichkeit mit anderen Mitteln, nicht als deren Einschränkung.

In den französischen Medien ist viel die Rede vom „saut fédéral“, dem Sprung in den Föderalismus, der die Euro-Zone retten soll. Doch jenseits der deutschen Westgrenze verstehen sie etwas anderes unter Föderalismus als in der Bundesrepublik. Der Sozialist Hubert Védrine, einer der hartleibigsten Souveränisten, warnt vor Missverständnissen. Unter Föderalismus verstünden die Franzosen, „dass die Schulden vergemeinschaftet werden und Deutschland mehr zahlen muss“.

Kann man das wirklich wollen?

Védrine, 64, enger Berater von Präsident François Mitterrand und von 1997 bis 2002 Außenminister im Kabinett von Lionel Jospin, hat die Einführung des Euro begleitet. Damals, so sieht er es, seien die Deutschen strikt dagegen gewesen, die Währungsunion durch eine Wirtschaftsregierung mit einem Regelwerk abzusichern, wie das Jacques Delors, der französische Sozialist und langjährige Kommissionspräsident, vorgesehen hatte.

Für eine Wirtschaftsregierung als intergouvernementale Lösung, so Védrine, sei er immer gewesen – wenn klar ist, wer entscheidet und worüber entschieden wird. Aber mehr sei auch nicht nötig: Mit der Idee von den Vereinigten Staaten Europas kann Védrine, der an der Pariser Elit Hochschule Sciences Po Außen- und Sicherheitspolitik lehrt, nichts anfangen. Den Vergleich mit den USA hält er gar für „absurd“.

Er lehnt deshalb den Vorschlag des gerade abgetretenen EZB-Chefs Jean-Claude Trichet für einen gemeinsamen Finanzminister der Euro-Zone ab. Wenn so eine neue Institution über ein europäisches Budget verfüge und einen europäischen Haushalt für alle aufstellen würde, fehle die demokratische Legitimation.

Denn die Hoheit über das Budget begreift Védrine als Basis der europäischen Demokratien, die müsse bei den nationalen Parlamenten bleiben. Die europäi-

schen Völker wollten nicht mehr Souveränität an Brüssel abgeben.

Védrine plädiert für strategische Bündnisse ohne Souveränitätsverzicht in einem gestärkten Euro-Club: Griechenland müsse für einige Zeit aus dem Euro austreten. Unter strengen Bedingungen, die von den deutschen Zahlmeistern gesetzt würden, sollten Euro-Bonds eingeführt werden. So sollten sich die Staaten freiwillig verpflichten, die Haushalte zu sanieren und Wachstum zu stimulieren.

Viel weiter gehen auch Védrines sozialistische Parteifreunde nicht. Zwar plädieren sie für eine europäische Wirtschaftsregierung, eine unabhängige europäische Rating-Agentur und eine Finanztransaktionssteuer.

Doch François Hollande, ein Delors-Schüler, den die Sozialisten gerade zu ihrem Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen im Frühjahr 2012 gekürt haben,

Wenn Deutschland und Frankreich in der Integration vorangingen, würden andere ihnen folgen.

hätte wohl als Präsident nicht die Kraft, bei der Integration wesentlich weiter zu gehen als Sarkozy.

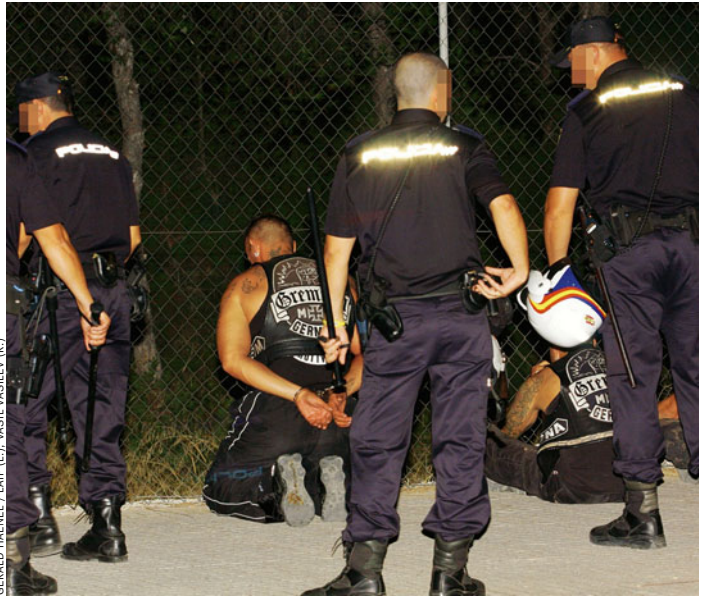
Wie in Deutschland gibt es freilich auch in Frankreich politische Köpfe und Experten, die das nicht so verbissen sehen. Jean-Dominique Giuliani, 55, der seit 2000 die Robert-Schuman-Stiftung leitet, einen maßgeblichen Pariser Think-Tank, setzt auf die deutsch-französische Achse, um Europa wiederzubeleben, gar neu zu begründen. Wenn Deutschland und Frankreich jetzt in der Integration vorangingen, sich beispielsweise über gemeinsame Steuern einigten, dann würden andere ihnen folgen. So könnte das „Ehepaar“ Deutschland/Frankreich die Integration vorantreiben – ohne Rat, ohne Kommission oder das Parlament.

Auch Giuliani setzt auf Kerneuropa: Großbritannien und eine ganze Reihe kleinerer Staaten blockierten den Weg der Föderation. Es gehe nicht länger an, dass alle Staaten gleiches Gewicht haben in der EU. „Wer zahlt, schafft an“, sagt Giuliani. Wenn Deutschland für die Schulden derer garantiere, die in der Vergangenheit getrickst oder sich in Schwierigkeiten laviert hätten, dann müsse es auch die Regeln vorgeben. Deutsche und Franzosen müssten sich Respekt verschaffen in der EU. Wer da nicht mittun wolle, könne es bleibenlassen.

THOMAS DARNSTÄDT, JAN PUHL,
HANS-JÜRGEN SCHLAMP, CHRISTOPH SCHULT,
HELENE ZUBER

In der nächsten Folge:

Javier Solanas Flucht nach vorn – Schwache EU-Abgeordnete – Wie baut man eine europäische Demokratie?



Fluchtpunkt Mallorca, Festgenommene deutsche Rocker 2010 in Palma: Biotop für schillernde Gestalten

KRIMINALITÄT

Das Böse unter der Sonne

Der Deutschen liebste Ferieninsel zieht nicht nur Urlauber an: Mallorca ist auch ein Eldorado für Glücksritter, Gangster und Gauner – und dient prominenten Ex-Betrügern als Ort der Ruhe.

Ein Spätsommernachmittag auf Mallorca, das elegante Restaurant Riskal an der Hafenpromenade von Port d'Andratx. Auf der Terrasse, in einem großzügigen Korbessel, hat ein dezent gebräunter Mann Platz genommen. Er trägt eine goldgefasste Sonnenbrille, zieht genüsslich an einer Zigarre und wirkt alles in allem entspannt.

Der korpulente Herr kann Erholung gut gebrauchen – nach siebeneinhalb Jahren in der Justizvollzugsanstalt Freiburg. Denn früher war Manfred Schmider, 62, ein Schwergewicht in Sachen Wirtschaftsbeitrag. Als Chef des FlowTex-Konzerns lebte er einst prächtig vom Handel mit sogenannten Horizontalbohrsystemen. Einziges Problem: Die meisten der teuren Maschinen existierten nur auf dem Papier – ein Schönheitsfehler, der Schmiders Gläubiger mehr als zwei Milliarden Euro kostete und „Big Manni“ einen Spitzenplatz in der deutschen Kriminalgeschichte sicherte. Zu elfeinhalb Jahren verurteilt, zeichnete er sich im Knast durch gute Führung aus.

Und auch jetzt, nachdem ihm die Justiz seine Reststrafe erlassen hat, scheint sich Schmiders Lebensführung nicht wesentlich verschlechtert zu haben: Häufig wird der gestrauchelte Unternehmer auf Mallorca gesichtet, meist in exklusivem Ambiente und in Begleitung seiner Ex-Gattin, die offenbar einiges Vermögen aus besseren Zeiten herüberretten konnte. Gern kutschiert

Schmider im nachtblauen Range Rover umher, lässt sich auf schicken Yachten blicken oder resozialisiert am Pool eines luxuriösen Anwesens.

Doch Big Manni ist nicht der einzige Delinquent, der den mallorquinischen Dauersommer den unwirtlichen Gefilden des deutschen Rechtsstaats vorzieht. Neben Betrügern im Ruhestand scheint die Sonneninsel lichtempfindliche Klientel aus der Bundesrepublik geradezu magnetisch anzuziehen. Denn ein Wohnsitz auf den Balearen ist – dank eines äußerst liberalen Meldewesens – auch bestens als Ort der Zuflucht vor Gläubigern, lästigen Steuerfahndern oder diensteifrigen deutschen Staatsanwälten geeignet.

Das One-Way-Ticket ins rund zwei Flugstunden entfernte Urlaubsparadies ist bereits für ein paar Euro zu haben, Fremdsprachenkenntnisse sind kaum erforderlich. So ist im Dunstkreis der geschätzt rund 27.000 deutschen Mallorca-Residenten ein sumpfiges Biotop erblüht, das schillernden Gestalten aller Art beste Entfaltungsmöglichkeiten verspricht. Das Spektrum reicht vom gescheiterten Gebrauchtwagenhändler aus Bottrop bis zum Lamborghini-fahrenden Hochstapler, vom Callcenter-Abzocker bis zum Glücksritter mit fragwürdigem Adelstitel und monogrammierter Garderobe.

„Die deutschen Verbrecher mögen Mallorca ebenso wie der Rest der Deut-

schen“, seufzt Comisario Toni Cerdà von der Policía Nacional in Palma. Der Kriminalbeamte hat in einem schmucklosen Dienstzimmer eine Tabelle vor sich ausgebreitet. Im vorigen Jahr, so erzählt er, musste seine Behörde insgesamt 22 Rechtshilfeersuchen aus Deutschland bearbeiten und 18 Bundesbürger festnehmen. In den ersten sieben Monaten dieses Jahres gab es bereits 14 Ersuchen und 11 Festnahmen. „Wir haben fast täglich Kontakt mit den deutschen Kollegen“, sagt Cerdà, „die Zusammenarbeit funktioniert flüssiger und freundlicher als mit anderen Ländern.“

Erst im Juni, so Cerdà, habe man bei der „Operación kino.to“ kooperiert, einer großangelegten Razzia gegen eine mutmaßliche Bande von Filmpiraten. Die Truppe steht im Verdacht, in großem Stil Links zu raubkopierten Filmen im Internet angeboten und damit Millionen umgesetzt zu haben. Als Drahtzieher gilt Dirk B., ein gelernter Bodenleger aus Leipzig, der inzwischen in deutscher Untersuchungshaft sitzt und dessen Anwälte für eine Stellungnahme nicht zu erreichen waren. Das Netzwerk soll unter anderem von Mallorca aus gesteuert worden sein: In Calvià stand den Verdächtigen nach Erkenntnissen der Ermittler eine imposante Villa zur Verfügung; eine Briefkastenfirma residierte im Herzen von Palma, direkt neben dem Rathaus.

Generell scheinen deutsche Mallorca-Kriminelle eine Vorliebe für Vermögensdelikte zu haben. „Jede Nationalität hat eine Spezialisierung“, sagt Bartolomé del Amor von der Guardia Civil. Rumänische und algerische Banden konzentrierten sich hauptsächlich auf Hoteleinbrüche, während ihre bulgarischen Kollegen Marktführer im Knacken von Luxusautos seien. „Und die Deutschen“, so del Amor, „fallen meistens durch Betrug auf.“ Leb-

haft in Erinnerung ist dem Capitán die Sache mit dem norddeutschen Immobilienhändler, der, offenbar mit reichlich Fremdkapital ausgestattet, auf der Insel durch einen spektakulären Lebenswandel auffiel. Bisweilen kreuzte der Kaufmann in einem Rolls-Royce über die Insel.

Das noble Gefährt wurde allerdings bald zum Versicherungsfall – nachdem eine Handgranate russischen Fabrikats unter der geparkten Karosse detoniert war. Ob der Anschlag wirklich eine Warnung osteuropäischer Bekannter war, die die Regelung einer Kreditangelegenheit beschleunigen wollten, konnte damals ebenso wenig geklärt werden wie das zeitnahe Auftauchen zweier Männer namens Jurij und Gennadij. Als die Guardia Civil bei Santa Ponsa den gemieteten Opel Corsa der Herren stoppte, fanden sich in ihrem Urlaubsgepäck, neben Bermuda-shorts, eine schallgedämpfte Pistole sowie 600 Gramm Plastiksprengstoff. Konkrete Anschlagpläne konnten damals jedoch nicht nachgewiesen werden, die Beweise reichten lediglich für ein Verfahren wegen unerlaubten Waffenbesitzes.

Weniger explosiv ist der Fall eines mutmaßlichen Hochstaplers, der als „falscher Arzt vom Ballermann“ („Bild“) in die Schlagzeilen geriet und aktuell mallorquinische wie deutsche Ermittlungsbehörden beschäftigt. Wiederholt soll sich Marc K. auf der Insel als Mediziner ausgegeben haben – wahlweise als „Dr. med.“, „Unfallchirurg“ oder „Leitender Direktor“ einer Tagesklinik.

Offenbar verfügte der Mittvierziger, der früher als Gastronom an der berühmten „Schinkenstraße“ von El Arenal gewirkt haben soll, tatsächlich über Führungsqualitäten – wenn auch auf anderem Gebiet: Auf der Website eines Travestie-Kabarets in El Arenal war Marc K. als „Künstlerischer Leiter“ aufgeführt. Dass er im Nachtleben an der Playa de Palma auch mal die Notarztjacke überstreifte, Touristen behandelte und sich dabei gar von einem ZDF-Team filmen ließ, brachte ihm nun juristischen Ärger ein. Die Staatsanwaltschaft Karlsruhe hat ein Verfahren gegen K. eingeleitet. Nach Angaben eines Sprechers steht er im Verdacht, auch als Patient illegal bei einer Reiseversicherung abgerechnet zu haben. K. selbst war für eine Stellungnahme nicht zu erreichen.

Unweit von K.s Operationsgebiet am Ballermann hat sich derweil ein Verein festgesetzt, dessen Mitglieder – echten – Unfallchirurgen mitunter reichlich Arbeit bescherten: Seit März 2010 existiert hier ein Clubhaus der Rockergang Hells Angels. Ende vorigen Jahres kontrollierte die Guardia Civil den deutschen Rocker Christopher R. und entdeckte in seinem Mercedes milieutypisches Arbeitsgerät, darunter einen Schlagring, eine Machete und eine Pistole. R. gab an, den Wagen



Ex-FlowTex-Chef Schmider



Mutmaßlicher Filmpirat Dirk B.



Einstiger Millionen-Jongleur Harksen

Justizbekannte Mallorca-Residenten
Vorliebe für Vermögensdelikte

nur geliehen und von dem Waffenarsenal nichts gewusst zu haben.

Eindrucksvoll konfrontiert mit der Hochrüstung der teutonischen Motorrad-szene wurden die mallorquinischen Sicherheitsbehörden schon im August 2010. Anlässlich einer Massenkeilerei zwischen Hells Angels und dem konkurrierenden Gremium MC stellten sie Stahlruten, Eisenstangen sowie mit Billardkugeln gefüllte Socken sicher. Angeblich soll vor dem Schlagabtausch eigens ein größeres Rockerkontingent aus dem Bundesgebiet eingeflogen sein.

Das Gros der rund drei Millionen deutschen Urlauber, die jährlich auf die Ferieninsel jetten, dürfte mit Kriminalität jedoch allenfalls als Opfer in Berührung kommen. Berauscht von der Urlaubsstim-mung, lassen sie sich oft auf zwielichtige Geschäfte ein – ein besonders dreister Fall flog 2009 auf. Als Hauptverdächtige wurden damals zwei deutsche Kaufleute identifiziert, die vorwiegend von Mallorca aus ihre Kunden mit dubiosen Gewinn-versprechen geködert haben sollen. Es ging um eine russische Goldmine, die atemberaubende Profite abwerfen sollte. Doch der vermeintliche Schatzort entpuppte sich als Luftnummer, der verantwortliche „Projektleiter“ als Fernfahrer.

Echte Renditen hingegen generierte offenbar ein Kollege aus Paderborn, der mit Telefongewinnspielen Millionen verdient haben soll und als „Mallorca-Thorsten“ inselweit Bekanntheit erlangte. Das lag nicht zuletzt an seiner offensiv ausgelebten Vorliebe für Sportwagen der Marke Ferrari und einer pompösen Hochzeits-party am Strand bei Puerto Portals.

Im Jahr darauf tauchte der Geschäftsmann abrupt unter und blieb verschwunden, bis ihn Zielfahnder des Bundeskriminalamts in Zürich aufspürten. Inzwischen steht Mallorca-Thorsten gemeinsam mit seiner Gattin und einem mutmaßlichen Komplizen vor dem Landgericht Bielefeld – und schweigt zu den Vorwürfen in der 4713 Seiten starken Anklageschrift. Das Konvolut führt 139 711 Geprellte auf, der Schaden liegt nach Rechnung der Ermittler bei rund 19 Millionen Euro.

Derartige Summen hätten einem anderen Mallorca-Residenten früher wohl nur ein müdes Lächeln entlockt. Der einstige Anlagebetrüger Jürgen Harksen, 2008 aus der Haft entlassen, hatte in seinen besten Zeiten mit bis zu 50 Millionen Euro jongliert und seinen Investoren Gewinnmargen von bis zu 1300 Prozent in Aussicht gestellt. Die Schönheit seiner neuen Heimat wirkt sich auf den Ex-Häftling offenbar beruhigend aus. Nach eigenen Angaben widmet sich Harksen, dessen Karriere als Vorbild für einen Film („Gier“, 2010) diente, in seinem neuen Leben hauptsächlich der Hege von Weinspezialitäten.

SVEN RÖBEL,

BARBARA SCHWARZWÄLDER

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Bis zur völligen Selbstzerstörung“

Der britische Historiker Ian Kershaw über die letzten Tage des „Dritten Reichs“, den Durchhaltewillen der Deutschen und die verheerenden Folgen des gescheiterten Attentats vom 20. Juli 1944

SPIEGEL: Professor Kershaw, Sie haben die vergangenen drei Jahre damit zugebracht, sich mit dem Untergang des nationalsozialistischen Deutschland zu beschäftigen. Bleibt am Ende nur Kopfschütteln über den Wahnwitz der Endphase, oder stellt sich bei Ihnen als Historiker auch so etwas wie Bewunderung für den Durchhaltewillen der Deutschen ein?

Kershaw: Das Kopfschütteln überwiegt jedenfalls. Wir Engländer hätten viel früher aufgegeben, da bin ich mir sicher. Es ist doch sehr ungewöhnlich, dass ein Land bis zur völligen Selbstzerstörung weiterkämpft. So etwas kennen wir eigentlich nur aus Bürgerkriegen, aber nicht aus Konflikten, bei denen verfeindete Nationen gegeneinanderstehen.

SPIEGEL: Die Frage, warum die Deutschen so lange durchgehalten haben, ist der Ausgangspunkt Ihres neuen Buchs. Was wäre denn das Naheliegende gewesen?

Kershaw: Bei jeder kriegerischen Auseinandersetzung kommt irgendwann der Punkt, wo eine Seite erkennt, dass die Sache verloren ist. Wenn die Machthaber dann nicht aufgeben, sondern das Land weiter in den Abgrund führen, folgt entweder eine Revolution von unten, so wie es gegen Ende des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Russland der Fall war. Oder es kommt zu einem Putsch der Eliten, die zu retten versuchen, was noch zu retten ist. Ein Beispiel dafür ist der Sturz Benito Mussolinis im Juli 1943 in Italien.

SPIEGEL: Wann hätten die Deutschen spätestens erkennen müssen, dass sie den Krieg nicht mehr gewinnen konnten?

Kershaw: Ich würde sagen im Sommer 1944, nach der erfolgreichen Landung der Alliierten in der Normandie und dem enormen Landgewinn der Russen im Osten. Zu diesem Zeitpunkt war der Krieg objektiv verloren, auch wenn die deutsche Generalität das noch nicht so gesehen hat. Ab Dezember 1944, nach der fehlgeschlagenen Ardennen-Offensive, war dann allerdings auch der Machtelite im Reich klar, dass militärisch nichts mehr zu gewinnen war. Spätestens jetzt wäre es vernünftig gewesen, Kapitulationsverhandlungen aufzunehmen.

SPIEGEL: Die Wehrmachtführung klammerte sich bis zum Schluss an die Hoffnung, die Koalition der Alliierten werde



JON SUPER / DER SPIEGEL

Ian Kershaw

gilt als einer der angesehensten britischen Historiker. Seit fast vierzig Jahren beschäftigt sich der bis vor kurzem in Sheffield lehrende Wissenschaftler mit dem Nationalsozialismus, in Deutschland wurde Kershaw, 68, schlagartig mit seiner zweibändigen Hitler-Biografie bekannt. Gerade ist sein jüngstes Buch auf Deutsch erschienen: „Das Ende. Kampf bis in den Untergang, NS-Deutschland 1944/45“.

auseinanderbrechen und den Weg für einen Separatfrieden mit den Westmächten frei machen. Angesichts des schnellen Endes der Waffenbrüderschaft im Kalten Krieg scheint die Idee gar nicht so absurd.

Kershaw: Idiotisch war die Vorstellung natürlich nicht, aber zu diesem Zeitpunkt des Krieges war es völlig illusorisch, auf ein Ende der Koalition zu setzen. Es gab nie ernsthafte Erwägungen auf Seiten der Westalliierten, einen Alleingang zu wagen. Die allerhöchste Priorität war es, das Hitler-Reich zu zerschlagen, und dazu war das Bündnis mit den Russen unerlässlich. Churchill hat das mehrfach erörtert und alle Alternativen in den Wind geschlagen, so sehr er Stalin auch misstraute.

SPIEGEL: Ihr Buch beginnt mit dem fehlgeschlagenen Attentat auf Hitler im Juli 1944. Wenn man Ihnen folgt, hat das Attentat den Krieg entscheidend verlängert.

Kershaw: Der 20. Juli führte zumindest vorübergehend zu einer Stärkung des Regimes. In der Bevölkerung gab es einen

deutlichen Anstieg der Popularität Hitlers. Der Schockeffekt des Anschlags war enorm, wie man aus vielen privaten Aufzeichnungen ersehen kann. Wichtiger aber noch ist, dass es danach bei der Wehrmacht zu einer Säuberung der Offiziersränge kam. An die Stelle von Leuten, die als unzuverlässig galten, traten Erzloyalisten. Damit war jeder weitere Widerstand ausgeschlossen.

SPIEGEL: Man findet bei Ihnen den Hinweis, dass der Hitlergruß erst im Sommer 1944 in der Wehrmacht eingeführt wurde. Warum so spät?

Kershaw: Hitler brauchte die Wehrmacht mehr als jeden anderen Teil des NS-Regimes, deshalb war er lange auch relativ vorsichtig im Umgang mit der Führung. Aus dem 20. Juli zog er den Schluss, dass es an der Zeit sei, die Armee auf Linie zu bringen. Es gab im Offizierskorps eine starke Übereinstimmung mit dem NS-Staat bei den Zielen und Mentalitäten. Aber wenn man sich einen Ernazi wie Generaloberst Ferdinand Schörner anschaut, dann sieht man, wo der Unterschied zwischen so einem Typen liegt und den meisten anderen höheren Offizieren, die nazifiziert waren, aber eben keine echten Nazis.

SPIEGEL: Im Sommer 1944 lag ein Gutteil der deutschen Großstädte in Schutt und Asche, seit der Niederlage von Stalingrad hatte es keine entscheidende Siegesmeldung mehr von der Front gegeben. Wie war die Stimmung in der Bevölkerung?

Kershaw: Tief besorgt, ängstlich, niedergedrückt. Aber das Vertrauen in Hitler war noch nicht verschwunden. Erst ab Ende 1944 sank sein Ansehen dann wie ein Stein steil ab. In einem Bericht des Sicherheitsdienstes aus der Nähe von Berchtesgaden kann man nachlesen, dass im März 1945, zum sogenannten Heldengedenktag, niemand mehr bereit war, den Hitlergruß zu erwidern.

SPIEGEL: Wie zuverlässig waren diese Berichte, mit denen sich die NS-Führung über die Stimmung im Land unterrichten ließ?

Kershaw: Die Originalberichte von der Basis sind relativ unverblümt in ihren Aussagen. Mitte 1944 stoppte Hitlers Sekretär Martin Bormann die weitere Verbreitung der zentralen Zusammenfassung dieser Berichte aus dem Reich mit der Begrün-

dung, sie stellten die Stimmung zu negativ dar. Auch die Berichte aus den Propagandaämtern, die an Joseph Goebbels gingen, zeigten diesen Stimmungsabfall. Man findet an der Seite oft Markierungen, wo Goebbels mit grünem Stift einen dicken Strich gesetzt hat, weil er Siegesmeldungen erwartet hatte.

SPIEGEL: Es war Goebbels, der nach dem 20. Juli darauf drängte, auch der Zivilbevölkerung größere Opfer abzuverlangen. Hitler war da sehr viel vorsichtiger?

SPIEGEL: Im Münchner Fußballderby schlugen die Bayern den TSV 1860 am 23. April 1945.

Kershaw: Ja, 3:2 gewonnen. Ich war selbst so verblüfft, als ich das las, dass ich erst an einen Datierungsfehler dachte. Aber es stimmt.

SPIEGEL: Haben Sie eine Erklärung für diesen geradezu unheimlichen Drang nach Normalität?

Kershaw: Die Normalität der Routine, und sei es nur eine Scheinnormalität, ist für

Kershaw: Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass so etwas in Italien oder Griechenland möglich gewesen wäre. Da war etwas typisch Deutsches dabei. Ich meine das nicht als nationales Stereotyp; ich denke eher an eine kulturelle Tradition, die sich über Erziehung vermittelt und bestimmte Tugenden ausgebildet. Ich zitiere an einer Stelle Friedrich Wilhelm Kritzinger, Staatssekretär in der Reichskanzlei, der im Verhör auf die Frage, warum er bis zum Schluss so flei-



HEINRICH HOFFMANN / BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Diktator Hitler bei der Auszeichnung von HJ-Kämpfern im März 1945: „Aushalten bis zur letzten Patrone“

Kershaw: Hitler hatte immer eine ganz empfindliche Antenne für alles, was die Moral der Bevölkerung hätte unterminieren können. Das war eine Lehre, die er aus dem Ersten Weltkrieg gezogen hatte: Man muss die Leute bei Laune halten, sonst kommt es wie 1918 zu einem Aufstand von unten. Deshalb ließ er dafür sorgen, dass die bayerischen Bauern weiter ihr Bier bekamen. Goebbels sah viel klarer als Hitler, dass die deutsche Bevölkerung durchaus bereit war, auch harte Maßnahmen zu akzeptieren, vorausgesetzt, dass sie alle gleichermaßen trafen.

SPIEGEL: Das System funktionierte bis zum Schluss. Noch wenige Monate vor Ende des Kriegs wurden Bauanträge gestellt und bewilligt und die Löhne gezahlt. Das letzte Konzert der Berliner Philharmoniker fand am 12. April 1945 statt.

Kershaw: Und vier Tage später begann die sowjetische Offensive auf die Reichshauptstadt. Da saßen sie dann in ihren dicken Mänteln im ungeheizten Saal der Philharmonie, während Furtwängler die 4. Sinfonie von Bruckner dirigierte.

das Funktionieren menschlicher Ordnung wohl unerlässlich. Man geht zur Arbeitsstätte, um seine Akten zu sichten, selbst wenn die Arbeit völlig nutzlos ist, und wenn es den Arbeitsplatz nicht mehr gibt, weil man ausgebombt wurde, richtet man sich eben woanders ein.

SPIEGEL: Das reicht aber noch nicht, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Kershaw: Ohne eine gutausgebildete Beamtenschaft wäre das so nicht möglich gewesen, das ist wahr. Die vorbildliche Bürokratie war das Rückgrat des Regimes. Selbst die Post haben sie noch einigermaßen am Laufen gehalten. Als das Bahnnetz zerstört war, erließ der Reichspostminister die Direktive, dass anstelle von Zügen Motorräder zu benutzen seien. Als das Benzin für die Motorräder fehlte, wurde auf Fahrräder umgestiegen. Am Ende sind sie mit dem Rucksack auf dem Rücken über die Berge gelaufen. Eine irrwitzige Vorstellung, aber es hat funktioniert.

SPIEGEL: Erkennen Sie dabei einen spezifisch deutschen Charakterzug?

ßig weitergearbeitet habe, verwundert antwortet, das sei doch seine Pflicht gewesen. Er hatte die Frage gar nicht verstanden.

SPIEGEL: Den Deutschen fehlt die Begabung zum Schlendrian?

Kershaw: So kann man es auch sagen. Es ist ja eigentlich etwas durchaus Positives, dass man einen Sinn für Pflicht oder auch Ehre hat. Aber die Nazis verzerrten diese Werte total. Was bedeutet Pflicht für einen General in der Endphase des Reichs? Weiterzukämpfen, bis alles in Stücken liegt? Oder den Befehl zur Aufgabe zu geben?

SPIEGEL: Es gab möglicherweise zu viele Überzeugungstäter, die wirklich an die Sache glaubten. Opportunismus kann manchmal auch segensreich sein.

Kershaw: Das ist wohl so. In vielen Fällen entscheidet sich das Schicksal einer Stadt daran, ob an der Spitze Leute stehen, die einfach ihre Haut retten wollen, oder Fanatiker, die jeden erschießen lassen, der eine weiße Fahne aus dem Fenster hängt. Nehmen Sie Breslau, wo Gauleiter Karl



HANS HUBMANN / BPK

Deutsche Rüstungsfabrik um 1944: Produktion unter widrigsten Umständen

Hanke den Befehl erteilte, bis zum letzten Mann auszuhalten: Die Stadtmitte wurde dem Erdboden gleichgemacht, und das unsägliche Leiden der Bevölkerung, bis Breslau doch endlich in die Hände der Sowjets fiel, war umsonst.

SPIEGEL: Hanke selbst hatte sich allerdings zuvor mit dem letzten Flugzeug ausfliegen lassen.

Kershaw: Das war typisch für diese Parteibonzen, die vom Aushalten bis zur letzten Patrone sprachen. Nur 2 von 43 Gauleitern sind bei Kampfhandlungen gefallen, die überwiegende Zahl hatte sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht und die Bevölkerung im Stich gelassen.

SPIEGEL: Viele Militärhistoriker heben den besonderen Kampfgeist der deutschen Wehrmacht hervor. Hätte es für den normalen Landser eine Alternative zum Weiterkämpfen gegeben?

Kershaw: Die einzige, die ich sehe, wäre Fahnenflucht gewesen, was bei Gefangennahme den sicheren Tod bedeutet hätte.

SPIEGEL: Wie bewerten Sie Hitler als Feldherrn?

Kershaw: Sein Einfluss gerade in der Spätphase des Krieges war sicherlich fatal. Aber viele Generäle haben es sich hinterher doch etwas zu einfach gemacht, ihm alle Fehlentscheidungen in die Schuhe zu schieben. Wenn man die Berichte von den Lagebesprechungen durchliest, dann sieht man, dass Hitler selten gegen den Strich redet. Wir kennen zum Beispiel die immer verzweifelteren Versuche von Generaloberst Reinhardt in Ostpreußen, Hitler zu einem taktischen Rückzug der Heeresgruppe Mitte zu bewegen. Aber es ist eben nicht nur Hitler allein, der das ablehnt, sondern er findet dabei die breite Unterstützung der Offiziere in seiner Umgebung.

SPIEGEL: „Ich sah in seine Augen und wusste, dass alles in Ordnung gehen wür-

de“, erklärt Großadmiral Karl Dönitz nach einer Lagebesprechung mit Hitler. Von anderen Offizieren gibt es ähnliche Sätze. Woher kommt dieser unbedingte Führerglaube bei Männern, die sonst eher nicht zur Gefühlsduselei neigen?

Kershaw: Da muss man den Psychologen befragen. Warum flog Albert Speer noch einmal zurück in den Bunker, als eigentlich doch schon alles vorbei war? Er konnte offenbar bis zum Schluss nicht mit Hitler brechen, und so ging es einer ganzen Menge Leute aus der Entourage. Man erkennt diese emotionale Abhängigkeit auch bei dem Gauleiter-Treffen am 24. Februar 1945, bei dem die Parteiführer einen gebrochenen Mann erleben und davon ganz entsetzt sind. Aber dann tritt Hitler auf jeden einzeln zu und sieht ihm tief in die Augen, worauf sich die Stimmung sofort wieder aufhellt, wie Gauleiter Rudolf Jordan in seinen Erinnerungen schreibt.

SPIEGEL: Mit dem Selbstmord Hitlers ist der Bann dann schlagartig gebrochen.

Kershaw: Danach geht es sehr schnell. Fast der Einzige, der bis in den Tod zu Hitler hält, ist Goebbels. So gut wie alle anderen suchen das Weite. Selbst der treue Bormann versucht, aus der Bunkerwelt zu entkommen, wohin auch immer.



JON SUPER / DER SPIEGEL

Historiker Kershaw (r.), SPIEGEL-Redakteur*
„Engländer hätten früher aufgegeben“

SPIEGEL: Zu den skurrilen Seiten Ihres Buchs gehören die Beschreibungen des Intrigenspiels im Hofstaat. Deutschland fällt in Schutt und Asche, und die Paladine ringen um Macht und Einfluss.

Kershaw: Hier liegt auch eine Erklärung für die anhaltende Stärke des Systems. Das gegenseitige Misstrauen unter den Führungsleuten verhinderte, dass sich im Machtapparat Fraktionen bilden konnten, die Hitler hätten gefährlich werden können. Es gab allenfalls kurzfristige Allianzen, die sofort wieder auseinanderbrachen, wenn einer einen Vorteil erspähte, wie die zwischen Goebbels und Speer.

SPIEGEL: Sie bezeichnen Speer als die rätselhafteste Figur im Umkreis des Diktators. Was hat einen so intelligenten und hochrealistischen Menschen dazu veranlasst, bis zum Ende weiterzumachen?

Kershaw: Ein unstillbarer Ehrgeiz, und dazu sicher auch der Glaube an Hitler, an die Mission. Speer ist bis heute für mich ein Enigma. Keiner wusste genauer, wie es um das Reich steht, und dennoch schrieb er noch im März ein Memorandum, in dem er empfahl, den Kampf an Rhein und Oder fortzusetzen. Das hat er in seinen Erinnerungen natürlich unter den Tisch fallenlassen.

SPIEGEL: Sie schreiben, dass die deutsche Rüstungsindustrie ihren höchsten Ausstoß von Waffen im Dezember 1944 hatte, trotz des verheerenden Bombenkriegs.

Kershaw: Ohne die Fähigkeit Speers, die Rüstungsproduktion unter den widrigsten Umständen aufrechtzuerhalten, wäre der Krieg schon viel früher zu Ende gewesen. Bis zur Ardennen-Offensive haben er und seine Leute in der Herstellung von Munition wahre Wunder vollbracht, anders lässt es sich nicht sagen.

SPIEGEL: Wenn die Attentäter des 20. Juli mit ihrer Bombe gegen Hitler Erfolg gehabt hätten, wäre der Krieg spätestens im Herbst 1944 beendet gewesen. Wünschen Sie als Historiker, es hätte Hitler schon an diesem Tag erwischt, oder sind Sie froh, dass das Attentat gescheitert ist?

Kershaw: Ich habe mir diese Frage schon oft gestellt. Wenn man über diese Dinge schreibt, spürt man innerlich den Wunsch, es sollte gelingen. Das ist, glaube ich, die Einstellung jedes Menschen, der nicht in den Ideen des Nationalsozialismus gefangen ist. Im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs sind in Europa so viele Menschen ums Leben gekommen wie an allen militärischen Fronten während des gesamten Ersten Weltkriegs. Politisch gesehen ist es allerdings wohl ein Segen, dass die Attentäter mit ihrem Vorhaben gescheitert sind. Die Chancen eines demokratischen Deutschland wären andernfalls deutlich geringer gewesen.

SPIEGEL: Professor Kershaw, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Jan Fleischhauer in Manchester.

Was war da los, Herr David?

Alfred David, 79, belgischer Rentner, über Pinguine: „Man nennt mich in Brüssel nur ‚Monsieur Pingouin‘. Wenn ich über die Straße gehe, grüßen die Leute schon. Ich grüße dann mit ‚Aihhhh, Aihhhh, Aihhhh‘ zurück. Alles begann mit einem Autounfall im Jahr 1968. Meine Hüfte wurde verletzt, danach begann ich zu watscheln – wie ein Pinguin. Natürlich guckten die Leute. Sie spotteten auch. Also habe ich mir den schwarzweißen Anzug anfertigen lassen und dachte: Dann bin ich eben ein Pinguin. Früher lief ich nur in der Freizeit so herum, zur Arbeit ging ich in Menschenkleidung. Seit ich Rentner bin, trage ich nur noch selten Hemd und Hose, wenn ich zum Arzt muss beispielsweise. Wenn ich sterbe, will ich in der Antarktis begraben werden. Und wenn ich wiedergeboren werde, dann endlich im richtigen Körper mit echten Flügeln.“



David (r.)

BUCH

„Gefahr sexualisiert“

Die britische Journalistin Rosie Garthwaite, 31, über ihren Krisenratgeber

SPIEGEL: Frau Garthwaite, Sie haben ein Buch über das richtige Verhalten an den gefährlichsten Orten der Welt geschrieben. Darin erklären Sie zum Beispiel, dass man stehen bleiben muss, sobald man in ein Minenfeld gerät.

Garthwaite: Ja. In den nationalen Richtlinien des Sudans heißt es: „Es ist besser, zwei Tage in einem Minenfeld zu verbringen als das restliche Leben als Amputierter.“

SPIEGEL: Sie erklären auch, dass man bei Bauchverletzungen nicht die Gedärme zurück in den Bauch drücken sollte. Für welche Menschen haben Sie dieses Buch geschrieben?

Garthwaite: Vor allem für Kriegsjournalisten, Ärzte, Entwicklungshelfer. Aber auch für Urlauber und Abenteurer. Sie können ja auch im Thailandurlaub von einem Tsunami überrascht werden oder in Berlin auf der Straße in einen Schusswechsel geraten.

SPIEGEL: Was ist Ihrer Meinung nach der gefährlichste Ort der Welt?

Garthwaite: Im Moment ist Syrien am gefährlichsten.

SPIEGEL: In Ihrem Handbuch gibt es ein Kapitel mit der Überschrift „Liebe und Sex in kritischen Situationen“. Darin beschreiben Sie, wie eine Frau sich selbst Tampons basteln kann und wie man in Gefahrenzonen am besten verhält. Sprechen Sie da aus Erfahrung?

Garthwaite: Versuchen Sie mal, in einigen arabischen Ländern Tampons zu bekommen, oder schauen Sie, was passiert, wenn Sie Ihren frommen is-

lamischen Dolmetscher um Kondome bitten. Manchmal sind die alltäglichen Probleme die größten. Und Kriegsgebiete sind ja keine abstinenter Zonen. Gefahrensituationen können unheimlich sexualisieren.

SPIEGEL: Das klingt nach schlechten Kriegsfilmen.

Garthwaite: Natürlich haben auch Kriegsreporter Sex, das kann aber in manchen Ländern zu Schwierigkeiten führen. Im schlimmsten Fall landet man wegen einer Lappalie vor Gericht. Ich hätte mir jedenfalls vor Anfang meiner Karriere so ein Buch gewünscht.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass man nach der Lektüre Ihres Buches sicherer lebt?

Garthwaite: Ich glaube, dass sich Überlebenschancen mit Wissen vergrößern lassen. Aber sicher ist man nie. Nehmen Sie den kürzlich verstorbenen Kriegsfotografen Tim Hetherington. Er war einer der erfahrensten Menschen, die ich kenne.



Garthwaite, Bundeswehrsoldaten in Afghanistan

Rosie Garthwaite: „Handbuch für die gefährlichsten Orte der Welt“. Bloomsbury Verlag, Berlin; 304 Seiten; 19,90 Euro.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

Schinken und Ei

Wie ein amerikanisches Ehepaar ein Versprechen erfüllte

Der letzte Tag im Leben von Gordon und Norma Yeager begann wie so ziemlich jeder Tag in den 72 Jahren ihrer Ehe: früh und gemeinsam. Sie versorgten gemeinsam ihren Yorkshireterrier. Sie stiegen gemeinsam in ihren rotbraunen Cadillac. Sie wollten zum Frühstück fahren, so wie jeden Morgen, ein Ei, eine Scheibe Toast, ein Stück Schinken in einem ihrer Lieblingsrestaurants.

An einer Kreuzung auf dem Weg nach Marshalltown, Iowa, hielten sie an einem Stoppschild, er am Steuer, sie auf dem Beifahrersitz. Ein alter Mann mit großen Ohren und großer Brille, der viel lachte; eine alte Frau mit gewelltem Haar und rosigen Wangen. Was dann geschah, kam für beide überraschend.

72 Jahre Ehe, das ist fast zweimal so lang wie die Lebenserwartung eines Menschen aus Angola. In 72 Jahren dreht sich die Erde mehr als 26 000-mal. In den vergangenen 72 Jahren gab es einen Weltkrieg, der erste Mann betrat den Mond, die Mikrowelle wurde erfunden, der PC. Die Welt veränderte sich, Menschen kamen zusammen, Menschen trennten sich wieder. In den USA scheitern heute mehr als die Hälfte aller Ehen in den ersten 15 Jahren, aber Norma, 90 Jahre alt, und Gordon, 94 Jahre alt, blieben zusammen, blieben gesund, blieben glücklich, egal was um sie herum geschah.

Sie schienen ein Rezept gefunden zu haben. Eine Antwort auf die Frage, die sich Menschen in den USA, in Europa, Afrika, auf der ganzen Welt stellen: Geht das? Zusammen glücklich, bis dass der Tod euch scheidet?

Ihre Kinder Donna, 71, und Dennis, 52, – sie haben selber längst Kinder und Enkelkinder – sollen jetzt Auskunft darüber geben, ständig klingelt das Telefon. Die Geschichte, die sie erzählen, beginnt in den dreißiger Jahren.

Gordon und Norma Yeager lernten sich in State Center kennen, einem Kaff, am Lincoln Highway gelegen, der ersten transkontinentalen Straße. Norma ging noch zur Schule, ein hü-

bsches Mädchen, Tochter eines Fleischers. Sie spielte Basketball.

Gordon schraubte in der Werkstatt seines Schwagers, Sohn eines Farmers. Er sah gern beim Basketball zu.

Gordons Eltern hatten eine Farm, aber wegen der Wirtschaftskrise konnten sie sie nicht halten, schickten ihren 16-jährigen Sohn fort zum Geldverdienen. Normas Vater starb früh, und sein Einkommen fehlte. Irgendwo zwischen Autogarage und Basketballplatz lernten sie sich kennen, Norma und Gordon. Sie heirateten am Tag von



Ehepaar Yeager

Nach 72 Ehejahren Hand in Hand gestorben

WASHINGTON :: 72 Jahre nach seiner Hochzeit ist ein Paar in der US-Stadt State Center (Iowa) als Folge eines Autounfalls gestorben. Gordon und

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

Normas Schulabschluss, am 26. Mai 1939. Er trug einen Anzug, sie ein blassblaues Kleid. Sie hatten nichts, aber es war egal, so erzählten sie es später ihren Kindern.

Der Krieg begann, sie gingen nach Kalifornien. Gordon heuerte im Hafen an, als Schweißer machte er aus Holzschiffen kriegstaugliche Stahlschiffe. Wenn seine Schicht im Hafen beendet war, arbeitete er ehrenamtlich in der Konservenfabrik und stellte Verpflegung für die Truppen her. Irgendwann

reichte ihm das nicht mehr. Er meldete sich für den Kriegsdienst. Dies wäre der erste Moment in ihrem Leben gewesen, der sie hätte trennen können.

Aber Gordon wurde abgelehnt, das Schweißen hatte seine Lunge beschädigt. Statt in den Krieg zu ziehen, übernahm er in State Center eine Tankstelle und später eine Autowerkstatt, die betrieben sie gemeinsam. Vier Kinder bekamen sie, ein Mädchen, drei Jungen, von denen zwei Jungen starben. Dies wäre der nächste Grund gewesen, der sie hätte trennen können.

Aber Norma und Gordon überstanden auch das, blieben zusammen, glaubten daran, dass ein Versprechen ein Versprechen sei, einer ohne den anderen, das geht nicht, sagten beide. Sie wurden älter, mit ihrem jüngsten Sohn fuhren sie campen, fuhren Wasserski, sie kauften einen Hund.

Wenn Gordon etwas erzählte, dann schwieg Norma meist und lächelte. Wenn Gordon irgendwohin wollte, dann folgte sie ihm. Er war gern laut, sie war leise. Er aß gern Schinken-Sandwiches, sie machte ihm welche.

Man könnte nun sagen, dass die Ehe von Gordon und Norma das Gegenteil einer emanzipierten Ehe war. Ihr Sohn aber sagt, dass diese Art von Ehe seine Mutter glücklich machte. „Sie fühlte sich gekränkt, wenn sie einem nichts zu essen machen durfte“, sagt er.

Als sie in den Ruhestand gingen, wurde ihr Leben angenehm einfach. Morgens guckten sie „Der Preis ist heiß“. Abends sahen sie sich im Fernsehen das „Glücksrad“ an. Gordon sagte, dass er nicht vor Norma sterben dürfe. Norma sagte das Gleiche, bloß umgekehrt. Manchmal stritten sie auch. Über den Hund. Aber am Ende des Tages vertrugen sie sich wieder, und am nächsten Morgen fuhren sie zusammen frühstücken, ein Ei, eine Scheibe Toast, ein Stück Schinken.

So auch am Morgen des 12. Oktober. Das Auto, das Gordon übersehen hatte, krachte von der Seite in den rotbraunen Cadillac. Jemand rief einen Krankenwagen, und als sie auf der Intensivstation lagen, mit gebrochenen Knochen, da fragte Gordon, wo Norma sei, und Norma fragte nach Gordon, bis ihre Betten zusammengeschoben wurden und sie sich an den Händen hielten.

Gordon ging vor, um 15.38 Uhr. Norma starb eine Stunde später.

DIALIKA NEUFELD

PARTNERSCHAFT

Mehr Wölfe als Fleisch

Der Wettbewerb auf Chinas Heiratsmarkt ist hart, der Druck enorm, die Eltern mischen grundsätzlich mit. Wenn die neue Weltmacht liebt, geht es immer um das Dreiecksverhältnis von Romantik, Konfuzius und Geld. *Von Sandra Schulz*

An einem Sonntag im Regen bricht Xin Yunyue zum 15. Mal auf, um die Frau seines Lebens zu finden. Er steigt in seinen alten Chevrolet, kein Auto, das es einem leichtmacht bei den Mädchen in China, er rast durch die Vorstadt, eilt an einem Springbrunnen mit goldenen Fröschen vorbei und kommt gerade noch rechtzeitig in den Saal, um die Worte des Liebesengels zu hören. Der Liebesengel sagt: „Wir haben heute mehr Wölfe als Fleisch.“ Das klingt nicht gut.

Doch Xin lässt sich nicht verrückt machen, nicht von einem Liebesengel mit Bürstenhaarschnitt. Natürlich gibt es wieder einmal mehr Männer als Frauen, das ist in seiner Firma so und in ganz China und eben auch hier, bei dieser Singleparty in Shanghai, wo die Gastgeber Liebesengel heißen und für einen Veranstalter namens „Blitzheirat“ tätig sind.

Xin mustert seine Konkurrenten, da sitzen sie, die anderen Wölfe mit ihren rosarot glänzenden Seidenbändchen, die ihnen Glück bringen sollen. Die Lässigen haben es sich ums Hosenbein geschlungen oder um den Bizeps. Die Braven tragen es ums Handgelenk, mit Schleife, so wie er selbst. Sie sind 80 junge Chinesen, die an ein Märchen aus der Tang-Dynastie glauben wollen. Daran, dass ein rotes Seil jene verbindet, die füreinander bestimmt sind. Nur einer will nicht, er hat das Band um seinen Regenschirm gewickelt. Aber er schläft ohnehin ständig auf seinem Stuhl ein.

Xin will heiraten, schnell, dann kann er endlich wieder in Ruhe essen. Immer beim Abendbrot fängt seine Mutter damit an: Du bist bald 30. Du musst aufholen. Die Söhne unserer Freunde haben es längst geschafft. Manchmal schlingt Xin, 29 Jahre alt, den Reis hinunter, nur damit er den Klagen entkommt.

„Wie gelingt es, dass die übrig gebliebenen Jungs und Mädchen nicht länger übrig bleiben?“ Das haben die Leute von „Blitzheirat“ auf ein Plakat neben dem Buffet geschrieben. Ja, wie? Sie geben sich ja Mühe, Xin und die anderen, und deshalb ruft ständig irgendein Liebesengel zum Applaus. Applaus, weil sie sich morgens aus dem Bett gequält haben. Applaus für ihre Hartnäckigkeit im Streben

nach Liebe. Sie beklatschen sich selbst, lahm, lustlos, müde. Die Suche nach dem Glück ist ihnen zur Last geworden.

Xin probiert es noch einmal, macht mit beim Suchspiel, soll jetzt Bill Clinton sein. Er muss im Saal eine Hillary finden, am Ende steht er vor zweien und lächelt traurig. Die erste ist ihm zu groß, die zweite auch. Xin hört noch, wie der Liebesengel mahnt: „Geht jetzt nicht zueinander nach Hause. Ihr seid doch gebildet, habt Manieren. Geht zusammen in die Karaoke-Bar.“ Dann fährt er. Er lässt den Höhepunkt sausen, die Polonaise der Einsamen, bei der sie einander den Rücken massieren, trippelnd und kichernd, die fremde Hand auf der Schulter.

Xin ist einer von 260 Millionen Chinesen, die besessen sind von dem Gedanken, den Richtigen oder die Richtige zu finden. 180 Millionen Singles und 80 Millionen besorgte Eltern hat der „Untersuchungsbericht zu Ehe und Beziehung 2010“ gezählt. Sogar einen Tag des Single feiert China im November.

Xin sagt: „Liebe ist, wenn sie immer in meinen Gedanken ist.“

Xin sagt: „Heiraten ist, wenn aus zwei Familien eine Familie wird.“

Natürlich will er die Wünsche seiner Eltern respektieren, jedes gute chinesische Kind muss das wollen seit Konfuzius, und darum ist es erfreulich, dass sein Vater und er sich oft einig sind. Eine Frau aus Nord- oder Westchina kommt nicht ins Haus, finden beide. Sie setzen auf eine Braut aus Shanghai. Shanghai aber, glaubt Xin, ist das härteste Pflaster für die Liebe in China. „Die Shanghaier Mädchen sind besonders materialistisch“, sagt er. „In solch einer Stadt wird man so.“

Shanghai ist Glanz, Erfolg, Geld, wer es hier schafft, schafft es überall im Land. Shanghai ist ein Versprechen, glamouröser als die Hauptstadt mit ihrem biedereren Protz. Die Frauen hier wollen Gewinner, schon weil sie selbst gut sind, gutausgebildet an den besten Schulen, den besten Universitäten des Landes. Sie wollen ein gutes Leben heiraten. Schöner Mann, schöne Wohnung, schönes Auto.

Zur Diagnose einer ganzen Gesellschaft wurde der Dialog in einer Dating-



Hochzeitsmesse, Heiratskandidat Xin in einer



Show im Fernsehen. „Willst du mit mir Fahrrad fahren?“, fragte ein Kandidat, und die Frau antwortete: „Lieber würde ich in einem BMW sitzen und heulen.“ Daraufhin erließ die zuständige Behörde neue Regeln, in denen es heißt: „Inkorrekte soziale Werte wie die Verehrung von Geld sollten nicht in den Shows gezeigt werden.“ Ein bisschen schämt sich die Kommunistische Partei dafür, was der Wirtschaftsboom aus den Chinesen gemacht hat.

Über eine Baustelle im Zentrum von Shanghai stakst die hübsche Shan Lina, sie weiß gar nicht, wohin sie gucken soll, zu den Pfützen, zum Neubau oder zu den Männern. Sie darf sich jetzt nicht die Plateauschuhe im Schlamm ruinieren, sie muss gut aussehen, sie ist 27 Jahre alt und kurz davor, als „lao guniang“ zu enden. Ende zwanzig und unverheiratet, das nennt man in China ein „altes Mädchen“.

„Gebt der Liebe ein Zuhause“ heißt die Veranstaltung, deswegen ist Shan hier, sie will der Liebe eine Eigentumswohnung geben. Zum Glück wird sie heute nur Männer treffen, die gut verdienen, also mindestens 100 000 Yuan, rund 11 500 Euro, im Jahr. Und die ein Apartment kaufen wollen. Andere hat die Partnervermittlung „Glückliche Fügung“ gar nicht eingeladen. Die Sache ist einfach: Eine chinesische Braut sagt nicht ja ohne Immobilie. Ein chinesischer Bräutigam muss mit Quadratmetern beeindrucken. Also besorgt „Glückliche Fügung“ die Heiratswilligen, und die Siedlung „Hongqiao Nummer eins“ bezahlt die Singleparty.

Für die Unternehmen ist es eine glückliche Geschäftsbeziehung, für die anderen ein effektiver Samstag. „120 bis 150 Quadratmeter“, sagt Shan. „Vier Zimmer.“ Das wäre der Traum. Aber das hier? Shan mustert die glänzende Bettdecke, die Gardinen. „Sieht aus wie ein Hotelzimmer. Kategorie Standard.“ Zu wenig Schubladen im Schrank. Der Esstisch: zu klein, wo sollen die Verwandten sitzen? Das Einzige, was stimmt, ist der Abstand zwischen Flachbildschirm und Sofa. Shan geht.

Bei Shan lief es schon den ganzen Tag nicht gut, schon im Festsaal nicht, bevor sie zum Neubau aufbrachen. Die einen Kandidaten stolperten über die Luftballon-Dekoration am Boden, die anderen vermatschten die Begrüßung. Dabei war die Anweisung an die Männer klar: Erst Augenkontakt. Dann die rechte Hand ausstrecken. Dann sagen: „Es ist schön, dich kennenzulernen.“ So hat es die Moderatorin befohlen. Doch nicht einmal die Hälfte der Kerle, die an Shan vorbeizogen, sahen sie an.

Shan seufzt. „Es wird immer schlimmer“, sagt sie. Immer schüchterner, unsicherer wird der junge Chinese beim Anblick einer Frau, der junge männliche Teil der Weltmacht hat sich in einen Haufen



Karaoke-Bar in Shanghai: Vier Zentimeter zu klein für seine Traumfrau

FOTOS: JONATHAN BROWNING / DER SPIEGEL

Angsthasen verwandelt. Seit die chinesischen Eltern, gezwungen durch die Ein-Kind-Politik, sich auch über Töchter freuen müssen, seit die Töchter zur Konkurrenz werden an den Unis und bei der Arbeit, wissen die Söhne nicht mehr genau, wie sie Mann sein sollen.

In Shans Büro traute sich einer sechs Monate lang nicht, nach der Telefonnummer einer netten Kollegin zu fragen. Und auch hier war sie es, Shan, die dem Typen alles aus der Nase ziehen musste beim Spiel namens „Acht Minuten Freunde Machen“. Er hatte noch nicht einmal seinen Bewerberzettel ordentlich ausgefüllt. Seinen Online-Namen, den hat er hingeschrieben: „Beide Hände in den Hosentaschen“. Sollte wohl lässig klingen. Aber die wichtigsten Felder, „Beruf“ und „Jahresgehalt“, ließ er frei. Trotzdem war er der Einzige, den Shan attraktiv fand.

Natürlich hat sie so ihre Vorstellungen. Die Kleinen, Dicken, Glatzköpfe scheiden gleich aus. Irgendwie „sauber“ soll er aussehen, am Körper unbehaart, wie die Jungs aus den koreanischen Seifenoperen. Bloß nicht wie ein Uigure, mit buschigen Augenbrauen und so, Shan lacht und schlägt die Hand vor den Mund. Ein bisschen Gesichtsfarbe könne er haben, sagt sie, nur nicht zu gelb, sonst sehe er ja aus wie ein Hepatitis-B-Kranker.

„Beide Hände in den Hosentaschen“ wäre ihr Typ gewesen, auch wenn sie in der Eile nicht seine Blutgruppe herausbekam. Die A-ler seien zu dickköpfig, findet sie, die B-ler zu emotional, die AB-ler zu kompliziert. Shan hätte, wenn es ginge, gern einen Nuller.

Leider verschwand „Beide Hände in den Hosentaschen“ von ihrem Tisch, und sie musste sich mit diesem Typen abgeben, der ständig Frauenbeine mit seinem Handy fotografierte. Der glaubte, er könne sich alles leisten, nur weil er Anwalt ist und ein Riese, bestimmt 1,78 Meter groß. Der es sogar wagte, ihre Hand zu nehmen, als sie die Stufen zur Wohnung emporstieg. Wollte nur helfen, sagte er. Da ist ein Geländer, zischte sie.

Sie sind zurück im Festsaal, die letzte halbe Stunde Hoffnung ist angebrochen. Zeit für ein Quiz, ein Quiz zur Musterwohnung. „Wie viele Kissen lagen auf dem Bett?“ Arme schießen in die Luft, ein junger Mann steht auf: „Vier!“ „Welche Marke ist der Kühlschrank?“ „Siemens!“ Und die letzte Frage: „Wie hoch ist der Quadratmeterpreis?“ Da gibt es kein Halten mehr, sie winken mit ausgestrecktem Arm, lassen die Finger tanzen, ein paar rufen sogar dazwischen, strahlende Gesichter überall. Es gewinnt ein Brillenträger im weißen Hemd. Er klettert auf die Bühne, sagt: „18.500 Yuan“, und bekommt einen Plastikhasen geschenkt. Wegen des Hasen-Jahres, hat der Veranstalter erklärt, und der Symbolik: zwei Hasenohren, zwei Liebende.



Elterntreffpunkt im Park, Singleparty: Der junge männliche Teil der Weltmacht hat sich in einen

Es geht jetzt Schlag auf Schlag. Der Immobilienmakler greift zum Mikrofon: „Werdet heute ein Paar, und kauft morgen eine Wohnung!“ Dann dürfen zwei Männer ihrer Favoritin einen Bären mit Münzschlitz überreichen. Stille im Saal. Der erste, im blauen Polo-Shirt, spurtet nach vorn, alle schauen ihn an, Herzrasen. „Hol sie zu dir!“, fordert die Moderatorin. Er sagt: „Sie ist gerade auf Toilette.“ Der zweite, im grünen Polo-Shirt, spurtet nach vorn. Kniefall. Bären-Übergabe. Kreischen. Dann wieder der erste, seine Traumfrau ist vom WC zurück. Er schluckt, singt: „Nichts dauert ewig“, stockt, singt weiter, „doch manchmal möchte ich bleiben.“

Die Lage ist schwierig für die Männer, und sie wird schwieriger. Es rächt sich, dass weibliche Föten oft unerwünscht sind in China, seit Jahren werden mehr Jungen

„Beide Hände in den Hosentaschen“ nennt er sich im Internet. Das soll lässig klingen.

als Mädchen geboren. Im Jahr 2020, heißt es, werden mehr als 24 Millionen Junggesellen keine Frau finden. Die Verlierer sitzen schon heute auf dem Land, arm, ungebildet, sie können die Frauen nicht becirchen, also kaufen sie sie. Verschleppt, gelockt, verheiratet – so endet manche Burmesin oder Nordkoreanerin bei einem chinesischen Bauern. Der Alptraum, der jetzt schon diskutiert wird: Horden frustrierter Männer, die in Städte abwandern, zu Prostituierten gehen, HIV-Raten in die Höhe treiben, kriminell werden. Scharen von Unzufriedenen, die allein zurückbleiben in der Provinz, ohne Kinder, ohne Altersvorsorge, abgehängt von Menschen mit Chancen, von Menschen wie Xin.

Xin, der Mann mit dem Chevrolet, besitzt bereits eine Wohnung. Er hat einen Abschluss in Industriedesign von einer berühmten Kunstakademie, dazu einen guten Job. Xin sagt: „Jeder weiß, dass ich nicht groß genug bin.“ Schon die Mutter seiner Ex-Freundin fand das, schob aber lieber die chinesischen Tierkreiszeichen vor und faselte so lange von Hund- und Hahn-Kämpfen, bis Xin, der Hund, ihre Tochter, den Hahn, verließ. Die jungen Chinesen sind direkt, sie fragen einfach, ironisch und doch todernst: Gehörst du zum Erscheinungsbild-Komitee? Und wollen damit wissen, ob man auch die Hässlichen lieben könnte.

Xin sagt, er gehöre dazu. Ohne gutes Aussehen keine Anziehungskraft. Seine künftige Frau solle, nein, müsse zwischen 1,58 und 1,62 Meter groß sein. Leider, sagt Xin, wollten diese Frauen gern Männer, die mindestens auf 1,70 kommen. Xin ist vier Zentimeter zu klein für seine Traumfrau. Das ist das Problem.

Soll er sich also auch die Beine brechen lassen für 100.000 Yuan, nur um sechs oder acht Zentimeter zu wachsen? Ein Jahr lang die Schrauben im Knochen drehen, nur damit er eine andere Zahl in sein „Ehrlichkeits-Formular“ bei der Singleparty schreiben kann? Eine andere Zahl als 1,66 Meter.

Ein neues Augenlid, eine neue Nase reichen nicht mehr, längst gehen junge Chinesen zur Beinverlängerung zum Chirurgen, auch die Männer. Alles soll optimiert werden in diesem Land. Doch je makelloser die Menschen werden, desto gnadenloser werden die Kriterien, und manche Männer bringen vor Angst kein Wort mehr heraus. Sie alle könnten jetzt freier sein als früher, als das Nachbarschaftskomitee noch mitsprach bei Heirat und Scheidung, stattdessen ma-



FOTOS: JONATHAN BROWNING / DER SPIEGEL

Haufen Angsthassen verwandelt

chen sie sich gegenseitig die Liebe zur Qual.

Es gibt Nachhilfekurse im Flirten. Da sitzen sie dann, Informatiker zumeist, Ende zwanzig, nicht operiert, und schreiben mit: „Gesichtsmaske benutzen. Nasenhaare kürzen. Mundgeruch?“ Sie lernen, dass es zwei Sorten von Frauen gibt: giftige Pilze, die dich töten können, und gute Pilze, die Leben bringen. Die giftigen Pilz-Frauen wollen nur, dass der Bewerber die Getränke bezahlt. Die Männer müssen schwören, im Chor und im Stehen: „Ich werde jedes Mädchen, mit dem ich geflirtet habe, gut behandeln.“

Xin gehört nicht zu den schweren Fällen. Xin steckt am liebsten in seinem Calvin-Klein-T-Shirt, und er kennt die Regeln: Männer tragen nicht Lila. Männer tragen keine Blumenhemden. Männer gehen nicht im Schlafanzug auf die Straße. Natürlich sind die Bürgersteige in Shanghai voll mit Schlafanzugträgern, daran konnte auch das staatliche Pyjama-Verbot zur Expo nichts ändern, als man dazu aufrief, sich „ziviliert“ zu zeigen. Aber diese Männer sind altes China, keine Konkurrenz für Xin.

An einem Sonntag im Sommer stieß Xin auf ein China, das er selbst nicht kannte. Runzlige Männer und Frauen, die mit Notizbüchern vor Anzeigenwänden standen, hinter aufgespannten Regenschirmen hockten, auf jedem Schirm ein Zettel, auf jedem Zettel ein Angebot. Es waren Eltern, die ihre Kinder priesen. Sie sahen aus wie seine Eltern.

Jedes Wochenende kommen Mütter und Väter in den Volkspark, auch heute. Eine Frau in roter Seidenbluse, die sofort die Telefonnummer einer Anzeige wählt und die Daten ihres Sohnes ins Handy spricht: „Er ist 1975 geboren, Informatiker, macht 17000 im Monat, vor Steuern, ich bin Lehrerin, mein Mann war Arzt,

schon gestorben, lassen Sie uns nächste Woche treffen und Bilder von unseren Kindern mitbringen.“

Ein Mann in Bundfaltenhose, der die Visitenkarte des Sohnes bei sich trägt und ein Fotoalbum, sein Junge, Geige spielend, sein Junge mit Doktorhut. Er tauscht Telefonnummern mit anderen Eltern, jedoch nur, wenn es passt, immerhin hat sein Junge in Melbourne studiert und ist jetzt Manager bei Nokia.

Manche Eltern haben den Steckbrief ihres Kindes mit Wäscheklammern an Sträuchern befestigt. Sie wedeln mit dem Fächer, der Schweiß läuft ihnen in den Kragen, steht in Perlen auf ihrer Lippe, sie tupfen ihn ab mit ordentlich gefalteten Waschlappen. Die Arbeit nimmt ihnen fast die Luft.

Sie haben ihr Kind, ihr einziges, behütet und verwöhnt, haben alles in dieses Kind investiert, in seine Klavierstunden, seine Mathe-Olympiaden, seine Auslandssemester. Über 20 Jahre lang haben sie ihr Kind begutachtet und gegossen wie eine kostbare Orchidee, haben dem Sohn sogar noch ein „Hochzeitsapartment“ finanziert. Natürlich wollen sie auch jetzt das Beste für dieses Kind, und natürlich glauben sie, dass es ohne ihre Hilfe nicht geht. Denn sie haben ja gesehen, wie ihr Kind älter wurde, aber nicht erwachsen, zu verzärtelt fürs Leben, also ist es doch ihre Verantwortung, ihre Pflicht und auch ihr Recht, sich um die Ehe ihres Kindes zu kümmern.

Xin hofft, dass seine Eltern nicht heimlich in den Park gehen. „Mir gefällt das nicht“, sagt er. All diese „Tigermamas“, diese strengen chinesischen Mütter, die aus ihrem Tigerbaby ein attraktives Paket machten, um es hier zu verkaufen.

Er war zwölf Jahre alt, als sein Vater begann, das Paket Xin zu schnüren, und ihn beim Malkurs anmeldete. Xin wäre gern

draußen herumgezogen, stattdessen kopierte er Landschaften vom Foto auf eine Leinwand, zeichnete Gläser, die auf Tischdecken stehen, jedes Wochenende, von morgens bis abends, drei Jahre lang. Sein Vater saß neben ihm. Manchmal flüchtete Xin zu den Computerspielen, aber sein Vater fand ihn immer. Ein paar Schläge, dann war Xin zurück auf seinem Stuhl.

Xin sagt: „Ich sage nicht, dass es schlecht für mich war. Ich habe so meine Designausbildung begonnen.“ Gestanden hat er es nie, dass er den Unterricht hasste. Er murmelte nur: „Ich habe kein Talent.“ Woraufhin der Vater meinte: „Dann musst du dich mehr anstrengen.“

Für Frauen wird es nicht leichter, je schlauer sie werden. Shan Lina macht gerade ihren zweiten Uni-Abschluss, in Finanzmanagement. Eine Quälerei, erst Arbeit, dann Abendschule, und wofür? Drei Jahre Universität erwarte der moderne Chinese von seiner Frau, sagt sie, alles darüber mache ihm Angst. „Dann denken die Männer, dass die Frau zu stark ist.“

Shan aber denkt an ihre Karriere, bloß nicht abhängig werden von einem Kerl. Es ist verzwickte, einerseits soll ihr Mann Geld haben, andererseits haben reiche Männer oft Affären. In China wird viel über die „kleine Dritte“ gesprochen, die, jung und schön, am Arm des Erfolgreichen hängt. Manche Studentin regelt die Beziehung sogar schriftlich, zweimal die Woche Sex, nur mit dem Vertragspartner, gegen 6000 Yuan monatlich, ein Apartment und Geschenke zum Valentinstag.

Shan glaubt: „Wenn ich arbeite, respektiert mich mein Mann mehr und verliert nicht das Interesse an mir.“ Schon die Vorstellung, sie allein zu Hause mit dem Kind, und das Kind ist nicht Klassenbesitzer, nein, die Vorwürfe vom Ehemann will sie sich ersparen. Die Ernüchterung



JONATHAN BROWNING / DER SPIEGEL

Hochzeitspaar auf der Uferpromenade von Shanghai: Je makelloser die Menschen, desto gnadenloser die Kriterien

der Chinesinnen ist zu zwei Weisheiten geronnen. „Vom Sklaven zum General“ nennen sie die wundersame Verwandlung vieler Männer nach dem Jawort. Hochzeit, Schwangerschaft, Ehe heißt: „Einen Tag Prinzessin, zehn Monate Königin, ein Leben lang Putzfrau.“ Also versuchen die Frauen, so viel Prinzessin wie möglich aus diesem einen Tag herauszuholen.

400 000 Yuan, rund 46 000 Euro, kostet eine Vermählung in Shanghai schnell, Bankett im Luxushotel, Cocktail auf dem Helikopterlandeplatz, Flitterwochen auf den Malediven, unter 150 000 läuft nichts. Und da sich die Jungen ihre eigenen Ansprüche nicht leisten können, zahlen die Eltern und zeigen so, zu welcher Klasse man gehört.

Shan würde gern in Venedig heiraten, aber auch sie wird nicht um das übliche Glück in China herumkommen: die Glückssüßigkeiten, die an die Hochzeitsgesellschaft verteilt werden, die Glückszigaretten, die die Braut einer roten, glückbringenden Schachtel entnimmt. Shan sagt: „Die Gäste essen doch sowieso die ganze Zeit.“ Doch ihre Eltern wollen das Spektakel, und für eine „nackte Heirat“, die neue Gegenbewegung für Liebe ohne Haus, ohne Feier, ohne Ring, ist Shan auch nicht der Typ. Schließlich hat sie selbst schon so viele Umschläge mit Bargeld bei Hochzeiten verschenkt, da hätte sie jetzt gern welche zurück.

Noch am selben Abend, nach der Party, hat Shan „Beide Hände in den Hosentaschen“ geschrieben, ihrem Favoriten. Im Internet ist sie der „Paradiesvogel“.

Paradiesvogel, 21.19 Uhr: „Bist du online?“

Er, sechs Minuten später: „Was hast du heute Abend gemacht?“

Sie, elf Sekunden später: „Weißt du nicht mehr, wer wer ist? Ich bin Lina.“

Er, eine Minute später: „Ich wusste, dass du es bist.“

Bis dahin schien alles in Ordnung. Er fragte sogar, was sie studiert, und Shan Lina, der Paradiesvogel, zwitscherte aufgeregt, schickte ihm immer neue Wörter auf den Bildschirm, im Sekundentakt, zu ungeduldig, um seine Antworten abzuwarten. Am folgenden Tag probierte sie es wieder.

Paradiesvogel, 21.12 Uhr: „Schaust du zu Hause „China hat Talent“?“

Er: „Ja.“

Das Sprichwort sagt: „Einen Tag Prinzessin, zehn Monate Königin, ein Leben lang Putzfrau.“

Zwei Tage später, sie, 23 Uhr: „Gerade zurückgekommen?“

Er: „Nee, schon länger.“

Am Ende hatte Shan 15 Fragen gestellt und er 3. Und als sie ihm nach ein paar Wochen ein Smiley sandte, da antwortete er gar nicht mehr.

Xin Yunyue aber hat sein Herz verschenkt, in Silber, es hängt jetzt um den Hals einer tollen Frau. Studiert ist sie, mit Pferdeschwanz und türkisfarbenen Fingernägeln, der Vater Fabrikbesitzer. Xin hofft, dass er sie heiraten darf. „Deadline ist 2013“, sagt er. Aber er sagt auch: „Ich war noch nicht bei ihrer Familie eingeladen, deshalb weiß ich es nicht sicher.“

Jetzt kommen erst einmal ihre Fotos an die Wand, sie beide beim Ausflug, stolz, weil sie vor einem geliehenen Sportwagen stehen, glücklich, weil eine Nacht im Hotel vor ihnen liegt. Sie wohnen ja noch zu Hause, das schafft Probleme für Sex vor der Ehe.

Kennengelernt haben sie sich schon vor Jahren auf einem Fest, doch außer Sympathie war da nichts. Dann zog Xin in ihre Nachbarschaft, und es kam dieser gewisse Tag. Er wählte mittags ihre Nummer, vergebens. Sie rief ihn abends an, ohne von seinem Anruf zu wissen. Sie findet das schicksalhaft. Sie findet, dass sie seitdem ein Paar sind. Er rechnet seit dem ersten Mal Händchenhalten, das geschah zwei Monate später, und dann vergingen noch einmal drei Wochen bis zum ersten Kuss.

Heute ist Xin froh, dass es damals nichts wurde mit den fremden Frauen von „Blitzheirat“, dass er das Glück nicht erzwang, sondern es wachsen ließ. Es war ja schon in seiner Nähe. Jetzt haben seine Freundin und er dieselbe Clique, und er kann seine Bekannten löchern, wie seine zukünftige Frau so tickt. Über eines aber haben Xin und seine Freundin nie gesprochen. Er hat sie nie nach ihrer Größe gefragt. Sie hat ihn nie nach seiner Größe gefragt. Sie haben sich einfach geküsst, in seinem alten silbernen Chevrolet, während die Sonne unterging.



Video: Flirten und Heiraten auf Chinesisch

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.



Der Saurierknochen

Ortstermin: In Berlin erklärt der Innenminister im Rekordtempo die deutsche Einheit.

Um 10.30 Uhr öffnet Hans-Peter Friedrich, der deutsche Innenminister, eine blaue Mappe. In der Mappe steckt der „Jahresbericht der Bundesregierung zum Stand der Deutschen Einheit 2011“. Dieses Jahr, sagt Minister Friedrich, sei der Bericht 65 Seiten lang. Im vergangenen Jahr waren es über 200 Seiten. Dieses Jahr ist irgendwie gar nichts. 21 Jahre Einheit, 22 Jahre Mauerfall. Nur krumme Zahlen und no Party. Den Jahresbericht zur Einheit gibt es aber trotzdem. Weil es ihn ja immer gibt. Seit 1997. Günter Rexrodt, Rolf Schwanitz, Manfred Stolpe, Wolfgang Tiefensee, Thomas de Maizière – alle haben den Bericht schon vorgestellt.

Jetzt ist die Ahnenreihe bei Hans-Peter Friedrich angekommen.

Friedrich schaut auf die Stuhlreihen im Saal der Bundespressekonferenz. Dort sitzen vielleicht 20 Journalisten. 100 Einheits-Berichte haben Friedrichs Mitarbeiter vor einigen Minuten in den Saal geschleppt. Die meisten Berichte müssen sie nun wieder zurückschleppen, ungebraucht, ungelesen, ignoriert. Vielleicht werden sie später an Bekannte und Verwandte verschenkt oder im Innenministerium kompostiert.

Der Jahresbericht zum Stand der deutschen Einheit ist ein deutsches Ritual. Im Januar trifft sich die CSU in Wildbad Kreuth, im Frühjahr gibt es das Gutachten der Wirtschaftsweisen, danach kommt die Spargelzeit, dann die Erdbeerzeit, dann kommen die Sommerinterviews im ZDF, dann kommt der 9. November, dann der Castor-Transport und irgendwann im Herbst wird eben immer auch der Bericht zur deutschen Einheit vorgelegt. Der Bericht gehört zu den Dingen, die leichter fortzuführen als abzuschaffen sind.

Minister Friedrich stellt kurz den Bericht vor. Wie ist die Einheits-Lage? Gut, sagt Friedrich. Die Arbeitslosenquote sei auch in den neuen Ländern zurückgegangen. Zudem gebe es eine gute Entwicklung der wissenschaftlichen Infrastruktur. „4700 forschende ostdeutsche Unternehmer“, sagt Friedrich. Die Journalisten schreiben mit. 4700 forschende Ostdeutsche.

„Trotz alledem“, sagt Friedrich, „die Arbeitslosigkeit ist in den neuen Ländern

fast doppelt so hoch.“ Dazu kommt die demografische Entwicklung. Die ist auch nicht gut. Bis 2050 wird der Osten die Hälfte der Bevölkerungszahl von 1991 verloren haben. Aber, so heißt es im Bericht, die „Neuen Länder können daher eine innovative Werkstatt für Antworten auf den demografischen Wandel werden“.



Innenminister Friedrich: Nur krumme Zahlen

Eine kleine, leere Werkstatt sicherlich, mit wenigen Menschen, aber immerhin.

Ein Journalist meldet sich und fragt, wie lange es den Einheits-Bericht eigentlich noch geben wird. „1996 wurde das vom Parlament so beschlossen. Jedes Jahr ein Bericht. Dabei wird es bleiben“, sagt Friedrich. „Aber warum? Sind wir nicht längst zusammengewachsen?“, fragt jemand.

„Es gibt noch strukturellen Bedarf an Förderung“, sagt Friedrich und starrt in den Saal.

Dann spricht er von der Aufarbeitung des SED-Unrechts, dem Solidarpakt II, dem Programm „Zusammenhalt durch Teilhabe“, den EU-Strukturfonds, und man fühlt sich, als stecke man in einer

Zeitschleife und reite mit Bärbel Bohley und Helmut Kohl zurück in die Vergangenheit.

In der Gegenwart wird in Griechenland ein Premierminister gesucht, wird vor Banken demonstriert, wird überlegt, wie man Europa retten könnte. Die deutsche Einheit ist alt geworden. Man kann sie

bestaunen wie einen Saurierknochen. Es gibt längst eine neue Revolution – die arabische Revolution. Es gibt längst eine dringendere Einheitsfrage – die Einheit Europas.

Christoph Bergner bringt aber erst mal Asien ins Spiel. Bergner sitzt neben Minister Friedrich und ist der Ost-Beauftragte der Bundesregierung. Bergner sagt, dass eine deutsche Delegation nach Südkorea reisen werde. Nordkorea hält womöglich nicht mehr lange durch. Für den Fall wollen die Südkoreaner vorbereitet sein. „Man möchte von unseren Erfahrungen beim Aufbau Ost profitieren“, sagt Bergner stolz.

Minister Friedrich nickt. Südkorea. Die deutsche Einheit als Exportgut. Keine schlechte Idee, eigentlich.

Noch besser wäre es natürlich, würde eine Delegation nach Brüssel fahren, ins europäisch-bürokratische Herz. Mit all den 15 Einheitsberichten seit 1997 im Gepäck. Als Lehr- und Abschreckungsmaterial. Man könnte dort einen neuen, zeitgemäßen Bericht einführen: den Jahresbericht zum Stand der europäischen Einheit. Was lässt sich aus der deutschen Einheit lernen für Europa?

Dass jede Einheit mehr Zeit braucht, als alle Experten prognostizieren. Dass es falsch ist, zuerst auf das Materielle zu setzen. Dass eine Einheit nicht nur eine Währung braucht, nicht nur Behörden, Steuerzahler, Verträge, ein Parlament, offene Grenzen und Rettungspakete. Sondern vor allem eine Identität. Eine gemeinsame Idee. Eine untergründige Verbundenheit.

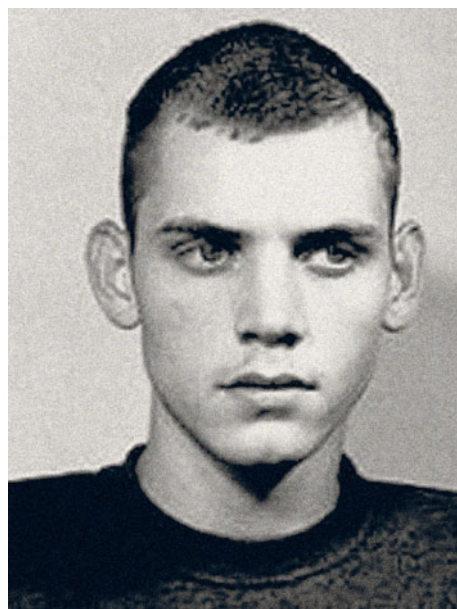
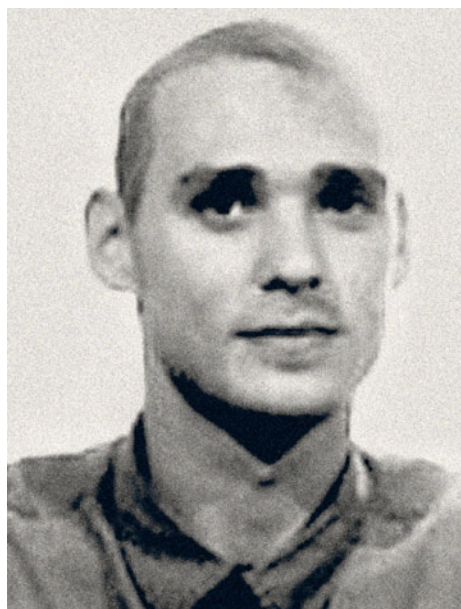
Sonst kann man es vergessen.

Um 10.47 Uhr schließt Hans-Peter Friedrich, der Innenminister, die blaue Mappe. Er hat den Stand der deutschen Einheit in 17 Minuten erklärt. Vermutlich Rekord. Friedrich tänzelt die Treppen hinunter, steigt in einen schwarzen Audi, ein West-Auto. Und kommt vermutlich schon bald wieder.

JOCHEN-MARTIN GUTSCH

Letzte Ausfahrt Eisenach

Mehrere Neonazis gehen in den Untergrund und bleiben fast 14 Jahre lang verschwunden. Sie rauben Banken aus, erschießen eine Polizistin und ermorden Einwanderer. Die Terroristen hinterlassen ein Geständnis auf DVD, das eine ungekannte Dimension rechten Terrors offenbart.



POLIZEIDIREKTION SÜDWESTFALLEN



SEBASTIAN WILLNOW / DAPD

Rechtsextremisten Mundlos, Zschäpe, Böhnhardt, zerstörtes Wohnhaus in Zwickau: Dramatische Funde im Schuttberg

Zwickau, da, wo es an besseres Leipzig oder Dresden erinnert: An der Frühlingsstraße im Viertel Weißenborn liegen renovierte Altbauvillen, das Grün der Vorgärten akkurat gestutzt, die Bürgersteige besenrein. Eine scheinbar heile Wohnwelt, sähe es bei der Hausnummer 26 nicht so aus, als wäre hier gerade eine Bombe eingeschlagen.

Und es sieht nicht nur so aus. Die Fenster geborsten, ein Teil der Fassade auf den Rasen gestürzt, das Obergeschoss rechts nur noch ein schwarzes Loch – es war tatsächlich eine Brandbombe, die hier vor gut einer Woche explodiert ist. Was aber für eine Bombe hier wirklich geplatzt ist, steht erst seit vergangener Freitag fest. Eine, die nun nicht nur die Nachbarhäuser in der Frühlingsstraße erschüttert hat, sondern die ganze Republik.

Kurz bevor am 4. November um 15.05 Uhr die Flammen aus den leeren Fensterlöchern schlugen, hatte Beate Zschäpe, die Bewohnerin, das Haus verlassen. Ihre

Oberste Schicht: nur eine Gang von Bankräubern, die ihren Unterschlupf in die Luft gejagt hat? Tiefer.

Ein Neonazi-Trio, das Ende der neunziger Jahre in Thüringen Rohrbomben gebaut hat und hier untergetaucht war? Noch tiefer.

Kaltblütige Mörder, die vor vier Jahren die Polizistin Michèle Kiewewetter in Heilbronn erschossen haben? Kiewewetters Heckler & Koch P 2000 und die ihres schwerverletzten Kollegen hatten die Fahnder schließlich im ausgebrannten Wohnmobil gefunden; die mutmaßliche Tatwaffe lag im Schutt von Zwickau. Aber nein, das war immer noch nicht alles.

Also was noch? Eine rechtsextreme Terrorgruppe, die seit dem Jahr 2000 in ganz Deutschland wahllos neun Männer erschossen hat, acht aus der Türkei und einen aus Griechenland? So tief reicht seit Ende vergangener Woche der Befund. Denn da fand die Polizei in dem Trümmerberg eine Waffe, die zum Synonym für die wohl längste, brutalste und gleich-

und Meinungsfreiheit vollziehen, werden die Aktivitäten weitergeführt.“

In einem makaberen Comic-Stil führen die Autoren mit der Zeichentrickfigur Paulchen Panther durch eine „Deutschland-Tour“, die die Tatorte der neun Döner-Morde abschreitet. Sie filmen das Türschild des Blumenhändlers Enver S. ab, des ersten Döner-Opfers, zeigen seine Leiche und ein Bild, das offensichtlich von den Neonazis selbst am Tatort aufgenommen wurde, versehen mit der Aufschrift „Original“. Der Streifen, unterlegt mit der Musik des rosaroten Panthers, ist eine Mischung aus ebenso infantiler wie faschistischer Ästhetik, und er strahlt Eiseskälte aus.

Auf einem anderen Bild werden die Fahndungsaufrufe der Polizei verhöhnt, dazu die Zeile: „NSU: Heute Aktion Dönerspieß“. Ergänzt wird die zynische Leichenschau durch einen Pressespiegel mit Zeitungsartikeln zu den Attentaten und den Bildern von mehreren erschossenen Türken.



Tatort nach Anschlag auf einen Imbissbesitzer in Nürnberg 2005, Trauerzug für erschossene Polizistin 2007: Mordserie mit eiskalter Präzision

Katzen gab sie noch bei den Nachbarn ab, dann tat sie das, was sie seit fast 14 Jahren immer wieder gemacht hatte: Sie verschwand.

Drei Stunden vorher war auch im 180 Kilometer entfernten Eisenach ein Brand gelegt worden, in einem geparkten Wohnmobil. Die beiden Männer darin, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt, hatten gerade eine Bank überfallen, hier in Eisenach endete ihre Flucht, die genauso lange gedauert hatte, 14 Jahre. Bevor eine Polizeistreife das brennende Auto erreichte, erschossen sie sich.

Die Ermittler brauchten nicht lange, um den Zusammenhang zu erkennen. Seitdem trugen sie den Schuttberg in der Frühlingsstraße Schicht um Schicht ab, auf der Suche nach Spuren. Und je tiefer sie gruben, umso unfassbarer die Funde, umso monströser der Befund.

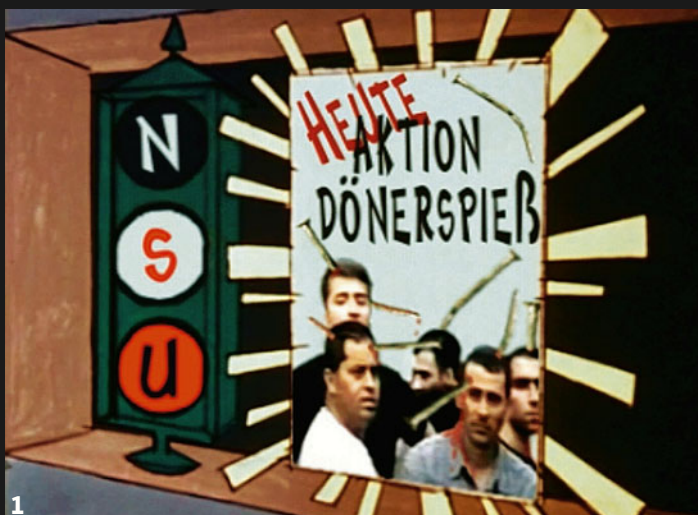
zeitig rätselhafteste Mordserie des Landes geworden ist. Ceska, Modell 83, Kaliber 7,65 Millimeter Browning.

Noch hatten die Ermittler die Untersuchung der Pistole am vergangenen Freitag nicht abgeschlossen, aber für sie steht so gut wie sicher fest: Es ist die Ceska, mit der von 2000 bis 2006 die Döner-Morde begangen wurden, so genannt, weil zwei der Opfer Döner verkauften. Neben der Waffe fand die Polizei im kohleschwarzen Chaos von Zwickau vier DVDs, die bereits in Briefumschläge verpackt waren. Auf die Scheiben gebrannt war ein 15-minütiger Film eines „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU). Man sei ein „nationales Netzwerk von Kameraden mit dem Grundsatz Taten statt Worte“, heißt es in dem Film, der dem SPIEGEL vorliegt. „Solange sich keine grundlegenden Änderungen in der Politik, Presse

In dem Selbstbeichtigungsvideo rühmen sich die Neonazis auch, 2004 einen Bombenanschlag in Köln begangen zu haben, bei dem 22 Menschen verletzt wurden, fast ausschließlich Türken. Zu sehen ist die mutmaßliche Bombe vor der Detonation, ein Koffer auf einem Fahrrad, gefüllt mit silberglänzenden Nägeln und einer Gasflasche. Der Film endet mit einem Bild des Polizistenmordes von Heilbronn und der Präsentation der mutmaßlichen Polizeiwaffe.

Die Agitprop-Videos waren an mehrere Medien und islamische Kulturzentren adressiert, sie sollten nach 13 Jahren stillen Terrors offenbar die nächste Stufe zünden: einen Propagandafeldzug. Die Neonazis fühlten sich anscheinend stark genug, es jetzt mit der ganzen Gesellschaft aufzunehmen.

Die Ceska und die DVDs sind damit die entscheidenden Puzzlestücke in einem Fall,



1



2



5



6



9



10

wie es ihn in der Geschichte der Republik noch nicht gegeben hat. Eine Mordserie, begangen von einem braunen Killerkommando, das offenbar in glühendem Hass auf Ausländer anlegte, und doch mit so eiskalter Präzision, dass ihm die Ermittler ein Jahrzehnt lang nicht auf die Spur kamen.

Im Gegenteil: Noch kürzlich mutmaßten die Fahnder, dass die Döner-Morde auf das Konto der türkischen Mafia gingen und mit Schutzgelderpressung zu tun hätten. Oder die Täter im Dickicht nationalistischer Splittergruppen vom Bosphorus zu suchen wären. Oder sonstwo, aber

ziemlich sicher nicht unter Rechtsextremisten (SPIEGEL 34/2011). Die, so die Hoffnung, kannte man doch, hatte man im Griff. Eine Fehleinschätzung, wie sich nun zeigt.

Erst recht, weil es offenbar Mitverschwörer gab. Wie aus der thüringischen



3

DER NATIONALSOZIALISTISCHE UNTERGRUND
IST EIN NETZWERK VON KAMERADEN
MIT DEM GRUNDSATZ
- TATEN STATT WORTE -

4

SOLANGE SICH KEINE GRÜNDELENDEN
ÄNDERUNGEN IN DER POLITIK, PRESSE
UND MEINUNGSFREIHEIT VOLLZIEHEN
WERDEN DIE AKTIVITÄTEN
WEITERGEFÜHRT.



7



8



11

Bizarres Bekennervideo

In einem 15-minütigen Film nennen die Täter sich „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU). Sie verhöhnen ihre Opfer und zeigen Bilder der Leichen, die teilweise offenbar direkt nach den Morden aufgenommen wurden. Dabei werden die Taten in zynischer Comic-Form dargestellt. Unterlegt sind die Aufnahmen mit Trickfilmversen und Musik. In dem Video kündigen die Neonazis weitere Anschläge an. Foto 2: mutmaßliche Nagelbombe von Köln in einer Fahrradbox; Foto 3: Abtransport eines Mordopfers in Hamburg 2001; Foto 5 und 7: Tatortaufnahmen der Mordopfer; Foto 6: mutmaßliche Dienstwaffe von Michèle Kiesewetter des Typs Heckler & Koch P2000; Foto 8: Überwachungsfoto, das einen der Täter beim Deponieren der Bombe 2004 in Köln zeigt; Foto 10: Übersicht der Mordopfer.

Landesregierung bestätigt wird, benutzte einer der Männer die Identität „Holger G.“. Der echte G. wurde mittlerweile vernommen und soll erklärt haben, dass er dem Trio einen Gefallen habe tun wollen. In Thüringer Regierungskreisen wird schon über ein größeres „rechtsextremes

Netzwerk“ spekuliert, das die drei „bis zur letzten Minute unterstützt“ habe. Wie sonst hätten sich die Flüchtigen mit so vielen Waffen und Pässen versorgen können?

Zu klären ist der Verdacht, dass das Trio aus Thüringen nur der harte Kern

einer Terrorzelle gewesen sein könnte, wie sie bisher allenfalls in kühnen Verschwörungstheorien existiert hatte. Eine Miniaturarmee im Untergrund also, eine Braune Armee Fraktion, bestehend aus zwei Männern, einer Frau, ausgerüstet mit 19 Waffen und mit jenem Knopf im



MICHAEL KLUG / DAPD

Beschuldigte Zschäpe*: Alle Brücken hinter sich abgebrochen

Kopf, den alle Terroristen drücken müssen: um das Gewissen auszuschalten.

Dabei ist es kein neues Phänomen, dass Neonazis militant werden und auch Anschläge begehen. Der bekannteste Fall ist der des Oktoberfest-Attentäters Gundolf Köhler, der am 26. September 1980 eine Bombe auf der Münchner Wies'n zündete und zwölf Menschen mit in den Tod riss. Köhler stammte aus der Wehrsportgruppe Hoffmann, einem paramilitärischen Verband von Rechten, die vom Bürgerkrieg träumten. Schon vor der Bombe auf dem Oktoberfest war die Hoffmann-Clique verboten worden.

Oder der Berliner Rechtsextremist Kay Diesner: Er erschoss 1997 auf der Flucht einen Polizisten und verbüßt dafür eine lebenslange Freiheitsstrafe. Und in München mussten mehrere Anhänger von Neonazi-Führer Martin Wiese für einige Jahre ins Gefängnis, weil sie 2003 einen Sprengstoffanschlag auf die Grundsteinlegung einer Synagoge geplant hatten.

Doch eine rechte Kampftruppe, die sich im Untergrund eingerichtet hat, sich durch Banküberfälle finanziert und tödliche Attentate plant und durchführt, trotz Fahndung, V-Leuten und modernster Überwachungstechnik – dafür gibt es in der deutschen Nachkriegszeit keinen Vorläufer. So etwas kannte man nur von der anderen Seite des politischen Terrors: der RAF.

Umso mehr Fragen stellen sich nun: Welche Straftaten hat die Gruppe noch begangen? Bei mindestens 14 Banküberfällen, glauben die Ermittler, führen die

Spuren zu ihnen. Aber gab es neben den Döner-Morden, die man ihnen nun wohl zurechnen muss, sogar noch mehr Terroraktionen? Alles ist jetzt denkbar, alles wird überprüft: etwa dass die Neonazis an dem bis heute ungeklärten Sprengstoffanschlag auf die Wehrmachtausstellung 1999 in Saarbrücken beteiligt gewesen sein könnten.

Zwar hat sich Beate Zschäpe, die verschwundene Mieterin aus Zwickau, inzwischen der Polizei gestellt, doch verweigerte sie bis Ende vergangener Woche jede Aussage; ihre Rolle in der Gruppe ist noch unklar. Auch ihr Anwalt mochte sich gegenüber dem SPIEGEL nicht zu den Vorwürfen äußern.

Die Neonazis kannten nur eine Richtung: noch mehr Hass, noch mehr Gewalt.

Und je größer die Unklarheit, umso üppiger sprießen die Spekulationen. Gerüchte, nach denen deutsche Geheimdienste dem Trio einst zur Flucht verholfen oder Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe gar als Quellen geführt haben könnten, wollen nicht verstummen – trotz vehementer, wiederholter Dementis aus Bund und Ländern. Selbst Polizisten des Landeskriminalamts spekulierten 2001 in einem Vermerk, zumindest Zschäpe könne als V-Frau geführt worden sein – was die Geheimen empört zurückweisen.

Mittlerweile hat die Bundesanwaltschaft die Ermittlungen übernommen und versucht mit dem Bundeskriminalamt ins Dunkel hineinzuleuchten. Aber die Rätselforschung beginnt schon mit den Biografien

der drei. Was sie in den vergangenen 14 Jahren gemacht haben, wissen vermutlich nicht mal ihre engsten Verwandten. Die Familien von Böhnhardt und Mundlos hörten erst wieder von ihnen, als Beate Zschäpe sie am Morgen des 5. November anrief, gegen 8 Uhr. Aber sie überbrachte kein Lebenszeichen, nur die Todesnachricht.

Das Ende der beiden Männer im brennenden Wohnmobil, die Explosion der Zwickauer Wohnung kurz danach, sie waren der Endpunkt eines Weges, der Mitte der neunziger Jahre begann und nur eine Richtung kannte: noch mehr Hass, noch mehr Gewalt.

Anfangs unterschied die drei Thüringer nur wenig von so vielen ostdeutschen Jugendlichen, die nach der Wende in die rechtsextreme Szene abdrifteten. Sie tauchten ein in ein Milieu, das nicht nur von Heimat schwadronierte, sondern ihnen auch eine Heimat zu geben schien. Andere wendeten sich nach einer Weile wieder ab, wollten eine Perspektive, keine Parolen mehr. Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe aber waren anders.

Sie suchten keine Versöhnung mit dem System, sondern den Bruch. Und als sie abtauchten, brachen sie die Brücken hinter sich ab, für immer. Drei gegen alle, das war nun ihre Perspektive. Für Beate Zschäpe, geboren 1975, aufgewachsen in einem Plattenbau in Jena. Für den knapp drei Jahre jüngeren Uwe Böhnhardt, Bauhilfsarbeiter, meist arbeitslos. Und für Uwe Mundlos, Jahrgang 1973, den Professorensohn, der eigentlich sein Abitur machen wollte.

1995 schrieb er sich dafür im Ilmenau-Kolleg in Thüringen ein. Ehemalige Mit-

* Am 9. November, verdeckt durch eine Decke nach der Vorführung beim Haftrichter.

Blutige Spur Verbrechen, die möglicherweise von der Gruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“ begangen wurden

OPFER DER MORDSERIE („DÖNER-MORDE“)



Nürnberg
9. September 2000
Enver S., 38
Blumenhändler



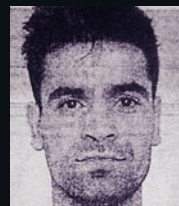
Nürnberg
13. Juni 2001
Abdurrahim Ö., 49
Änderungsschneider



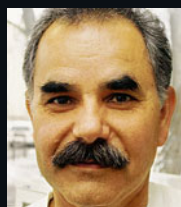
Hamburg
27. Juni 2001
Süleyman T., 31
Gemüsehändler



München
29. August 2001
Habil K., 38
Gemüsehändler



Rostock
25. Februar 2004
Yunus T., 25
Dönerverkäufer



Nürnberg
9. Juni 2005
Ismail Y., 50
Dönerbuden-Besitzer



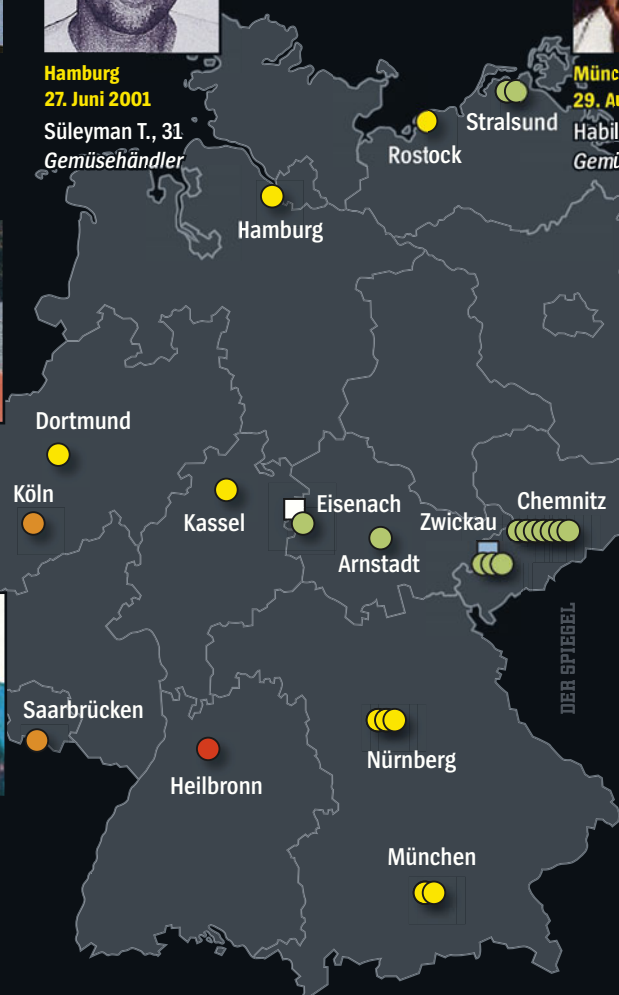
München
15. Juni 2005
Theodor B., 41
Mitinhaber eines Schlüsseldienstes



Dortmund
4. April 2006
Mehmet K., 39
Kioskbesitzer



Kassel
6. April 2006
Halit Y., 21
Inhaber eines Internetcafés



BISLANG BEKANNTE BANKÜBERFÄLLE *

Die Staatsanwaltschaft geht von mindestens 14 Überfällen seit 1999 aus: zwei in Thüringen, zwei in Mecklenburg-Vorpommern und zehn in Sachsen, davon sieben in Chemnitz.

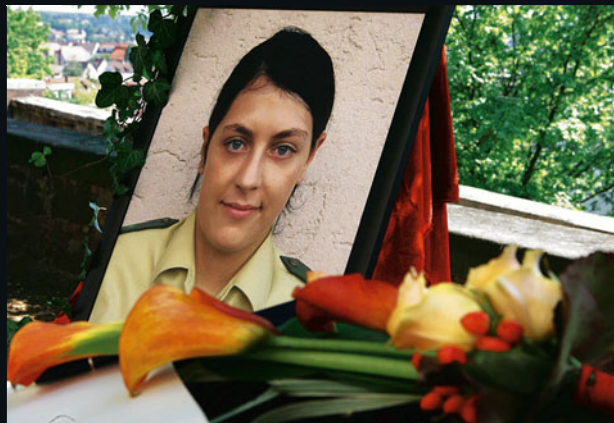
* Verdachtsfälle nach bisherigem Ermittlungsstand

SELBSTMORD

Eisenach – 4. November 2011

Uwe Bönnhardt und Uwe Mundlos begehen Selbstmord. In ihrem Wohnmobil wird die Dienstwaffe der 2007 in Heilbronn getöteten Polizistin gefunden.

POLIZISTENMORD



NORBERT FÖRSTERLING / DPA

Heilbronn – 25. April 2007

Die Polizistin Michèle Kiesewetter stirbt durch einen Kopfschuss. Ihr Kollege überlebt den Angriff schwer verletzt.

WEITERE VERDACHTSFÄLLE

Köln – 9. Juni 2004

Bei der Explosion einer Nagelbombe im Kölner Stadtteil Mülheim werden 22 Menschen teilweise schwer verletzt.

Saarbrücken – 9. März 1999

Auf die Wehrmachtausstellung in der Saarbrücker Volkshochschule wird ein Sprengstoffanschlag verübt. Menschen kommen dabei nicht zu Schaden.

TATWAFFENFUND

Zwickau – November 2011

Im zerstörten Haus des Verdächtigen-Trios werden die Waffe, mit der die Döner-Morde verübt wurden, sowie Ausrüstungsgegenstände der ermordeten Polizistin gefunden.

schüler beschreiben ihn als „strebsam und fleißig“, besonders in Physik und Mathematik sei er gut gewesen. Nur sein Habitus kam ihnen merkwürdig vor. Stets habe Uwe „schwarze, uniformartige Kleidung“ getragen. Und auf dem Schreibtisch in seinem Zimmer im christlichen Wohnheim am Ehrenberg, 2. Stock, ganz hinten links, habe ein selbstgezeichnetes Porträt des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß gestanden. Wann immer es ging, sei Mundlos zu seinen rechten Freunden nach Jena gefahren.

Die Neonazis dort waren damals eine verschworene Gemeinschaft. Ein Szenekenner nennt das Milieu „familiär“, Mundlos, Bönnhardt und Zschäpe seien dicke Freunde und gegen den Rest der Welt gewesen: gegen Ausländer, Linke, „Bullen“. Sie nannten sich „Kameradschaft Jena“, der harte Kern bestand aus höchstens acht Leuten. Der Nazi André K. sei als „Führer“ aufgetreten, Mundlos und Bönnhardt hätten als „Stellvertreter“ das zweite Glied gebildet. Zu den

Was sie offenbar nicht wussten: Der Thüringer Heimatschutz stand von Anfang an unter ständiger Beobachtung. 1994 hatte das Landesamt für Verfassungsschutz in Erfurt den jungen Neonazi Tino B. angeworben, der fortan als V-Mann Nr. 2045 (Deckname „Otto“) besten Stoff aus dem Innenleben der militanten Truppe lieferte. Bis zu zwei Dutzend Meldungen schienen den Thüringer Beamten so wichtig, dass sie das Material an das Bundesamt für Verfassungsschutz in Köln weiterleiteten.

In den Reihen des Heimatschutzes habe es in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre auch weitere Anwerbeversuche gegeben, erinnern sich Verfassungsschützer – aber Bönnhardt, Mundlos und Zschäpe, das sei zumindest die eindeutige Aktenlage des Thüringer Landesamts und des Kölner Bundesamts, gehörten nicht dazu.

Die drei hätten sich als eine Art „elitärer“ Zirkel gesehen, sagt ein THS-Insider. Die Männer hätten Springerstiefel und

2. Januar 1997 in Jena Briefbombenattrappen mit Hakenkreuzen bei der „Thüringischen Landeszeitung“, der Stadtverwaltung und der Polizeidirektion auftauchten, fiel der Verdacht gleich auf den harten Kern der „Kameradschaft Jena“. Eigentlich gab es gar keine anderen Verdächtigen. Die Staatsanwaltschaft ermittelte wegen „Störung des öffentlichen Friedens durch Androhung von Straftaten“. Doch Beweise gab es nicht. Die Kameraden leugneten oder sagten erst gar nicht aus. Am 18. Juni 1997 wurde das Verfahren eingestellt.

Warum also aufhören? Am 28. September 1997 fanden Passanten eine Bombe vor dem Jenaer Theaterhaus, in einem roten Koffer, der mit einem Hakenkreuz auf weißem Grund bemalt war. Die Bombe enthielt zehn Gramm TNT, sie war „funktions-, jedoch nicht zündfähig“, wie die ermittelnden Staatsanwälte bald feststellten. Die Batterie hatte gefehlt. Ein Versehen? Oder sollte es eine Warnung sein? Jedenfalls hatten die Täter diesmal



Neonazi Mundlos am 24. Januar 1998 in Dresden, sichergestellte Waffen der Kameradschaft Jena 1998: Rudolf Hess auf dem Schreibtisch

einfachen Mitgliedern gehörte Beate Zschäpe.

Sie alle waren stadtbekannt.

Mitte der neunziger Jahre tauchte das Trio Zschäpe, Mundlos, Bönnhardt regelmäßig bei den Mittwochsstammtischen des rechtsextremen Thüringer Heimatschutzes (THS) auf, wie sich dessen früherer Chef Tino B. erinnert. Mundlos sei „nicht gerade der Dummste“ gewesen, während Bönnhardt sich bei Diskussionen zurückgehalten habe. „Sein Fachgebiet“, so B., „waren eher Waffen. Er war ein Waffennarr.“

Beate Zschäpe hatte immerhin ihre stramm nationale Gesinnung zu bieten. Manchmal, so Bekannte, hätten sie zusammengesessen und „Monopoly“ gespielt. Das Spielbrett hatten die drei allerdings nach ihrem Weltbild umgebaut. Das Gefängnis hieß „KZ“.

Bomberjacken getragen und seien auf „Zecken“ losgegangen, wie Linke und Alternative im Neonazi-Jargon heißen. Hätten Streit auf jeder Kirmes in der Gegend gesucht und gegen Ausländer gehetzt. Doch offenbar reichte ihnen das nicht.

Mitte April 1996 platzierte Bönnhardt an einer Autobahnbrücke bei Jena einen Puppentorso, der Puppe hängte er ein Sweatshirt mit einem gelben Judenstern um und ein Schild, auf dem „Vorsicht, Bombe!“ stand. Das Landeskriminalamt bildete eine Sonderkommission, Verdacht auf Volksverhetzung.

Ein paar Monate später, im November 1996, wurde Bönnhardt in seinem Auto kontrolliert. Die Ermittler stießen auf ein kleines Waffenlager: ein Messer, beidseitig geschliffene Wurfsterne, Gaskartuschen.

Und es ging immer weiter: Als zwischen dem 30. Dezember 1996 und dem

gezeigt, dass sie mehr konnten als Attrappen bauen.

Im Oktober 1997 wurde Bönnhardt schließlich von einem thüringischen Gericht zu zwei Jahren und drei Monaten Jugendstrafe verurteilt, unter anderem wegen der Puppe, die er von der Autobahnbrücke gehängt hatte. Doch ins Gefängnis musste Bönnhardt erst mal nicht. Man ließ ihm Zeit, er nutzte sie.

Nur gut zwei Monate später, am 26. Dezember 1997, tauchte die nächste Bombenattrappe auf, wieder ein rotangestrichener Koffer mit Hakenkreuz im weißen Kreis, diesmal vor der Gedenkstätte für den antifaschistischen Widerstand auf dem Nordfriedhof von Jena. Erneut geriet die Kameradschaft ins Visier der Ermittler. Und jetzt arbeiteten sie gründlich, flöhten alte Akten: ein Kanister mit Benzin und eine Holzkiste mit Hakenkreuz –

hatten sie das nicht schon mal? Richtig, im Jenaer Ernst-Abbe-Stadion, bei einem der früheren Aktionen 1996.

Kanister und Kiste, so stellten sie außerdem fest, stammten vom Bauhof einer Firma, bei der Böhnhardts Vater gearbeitet hatte und wo auch der Sohn hin und wieder einen Job bekam. Sein Fingerabdruck fand sich zudem auf einer Metallhülse, die im Zusammenhang mit einer Bombendrohung am 15. Oktober 1997 in Rudolstadt aufgetaucht war. Außerdem hatte ein Kamerad Böhnhardt angeschwärzt. Angeblich habe der nämlich auch noch eine Explosion in einem Ausländerheim ausgelöst, sagte der Zeuge aus.

Böhnhardt wurde nun observiert, aber im Nachhinein erscheint es fast unglaublich, wie dilettantisch die Staatsmacht vorgeht. Ende Januar 1998 klingelten Polizisten an Böhnhardts Tür und drückten ihm einen Durchsuchungsbeschluss in die Hand. Doch bei der Razzia fand man nichts, und so konnte Böhnhardt in aller Ruhe mit dem Auto davonfahren.

Uwe Böhnhardt dort ein und aus gegangen seien.

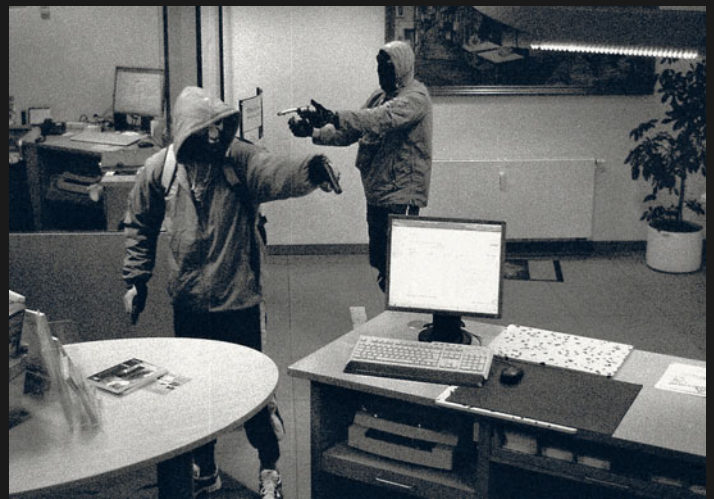
Damit hätten die Ermittler endlich genug gegen die drei in der Hand gehabt, doch dass ihre Bombenwerkstatt aufgefliegen war, bekamen auch die mit; kein Wunder nach all den Durchsuchungen. Sie standen jetzt an einem Wendepunkt: Sollten sie abhauen? Böhnhardt hatte wenig zu verlieren. Aber Mundlos? Hatte nur noch ein Jahr bis zum Abitur am Ilmenau-Kolleg. Auch Beate Zschäpe schien zu zögern – und ging zu ihrem Anwalt in Weißenfels. Dann aber stand der Entschluss fest: Zusammen tauchten sie in den Untergrund ab. Der Haftbefehl am 28. Januar kam zu spät.

Eine peinliche Panne für Thüringens Polizei. Und es wurde noch schlimmer. Erst zwei Wochen später suchte das Landeskriminalamt (LKA) mit Steckbriefen nach dem Trio, lobte 3000 Mark Belohnung aus. Immerhin, auch Zielfahnder schickte das LKA jetzt los. Doch die Neonazis blieben verschwunden.

Auch als Uwe Böhnhardts Großvater starb und am 24. März 1998 auf dem Jenaer Nordfriedhof beigesetzt wurde, lagen die Fahnder deshalb auf der Lauer. Aber der Enkel ließ sich nicht blicken.

Das Innenministerium gab sich trotzdem zuversichtlich, die drei bald fassen zu können. Im Innenausschuss des Landtags erklärten sie am 19. Juni 1998, es liefen „umfangreiche Fahndungen“ nach Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe, man rechne „mit einer baldigen Festnahme“. Auch der Verfassungsschutz schaltete sich ein – das Thüringer Landesamt und später auch zunehmend das Bundesamt in Köln. Alles ohne Ergebnis. In den Akten gibt es ein Observationsfoto von Anfang 2000, das drei Personen zeigt, die in Sachsen-Anhalt unterwegs sind. Aber die Observanten waren sich nicht sicher, und als die Identität der drei sich zu bestätigen schien, waren die schon weg.

Selbst Hinweisen, Zschäpe, Böhnhardt und Mundlos könnten sich nach Namibia abgesetzt haben, vielleicht auch nach Un-



GEORG HILGEMANN / ACTION PRESS (L); POLIZEI GÖTTA / TA (R.)

Nagelbombenanschlag in Köln 2004, Banküberfall in Arnstadt am 7. September: Miniaturarmee im Untergrund

Wegen „Gefahr im Verzug“ durchsuchte die Polizei am 26. Januar 1998 die Jenaer Wohnung von Uwe Mundlos. Auch Beate Zschäpe bekam Besuch. Sie lebte bei ihrer Mutter; die Polizei beschlagnahmte Armbrüste, Zwillen, einen Morgenstern und die Reichskriegsflagge. Hier stießen die Beamten auch auf das „Monopoly“-Spiel mit dem „KZ“-Feld; das brachte Zschäpe ein Verfahren wegen Volksverhetzung ein.

Den größten Treffer jedoch landeten die Ermittler in einer Garage nahe den Jenaer Kläranlagen. Den Tipp hatte ihnen der Verfassungsschutz gegeben. Und tatsächlich: Die Fahnder entdeckten rechtsextremistisches Propagandamaterial, vier Rohrbomben und 1392 Gramm TNT. Die Garage, so fanden sie heraus, hatte Zschäpe angemietet; Nachbarn sagten zudem aus, dass Uwe Mundlos und

Ein Insider der Kameradschaft Jena erinnert sich heute, wie die Szene das Trio beim Abtauchen unterstützt habe. Den Verfassungsschützern berichtete Tino B. alias „Otto“, Ralf L. habe sein Auto zur Verfügung gestellt, aber die Neonazis hätten auf der Flucht bald einen Unfall gebaut. André K. sei zuständig für die Beschaffung falscher Pässe gewesen. Dafür sei extra bei Solidaritätskonzerten gesammelt worden, um die Papiere bei einem Russen zu beschaffen. Doch dazu sei es nie gekommen.

Noch sechs Monate nach dem Untertauchen sollen die thüringischen Neonazis Kontakt zu ihren Kameraden gehalten haben. Einmal berichtete „Otto“ von einem Telefonat mit Mundlos und Böhnhardt, in dem diese angekündigt hätten, sie wollten sich nach Südafrika absetzen. Für alle anderen waren die beiden Männer bereits unsichtbar.

garn, an den Balaton, gingen die Fahnder nach. Und wieder: nichts, keine Spur. Auch in Sachsen, hieß es aus Ermittlerkreisen, seien Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe aufgetaucht. Genauer gesagt im Raum Chemnitz. Man sei mehrmals kurz vor einem Zugriff gewesen. Es kam nie dazu.

Die Fahnder könnten damals knapp an einer heißen Spur vorbeigelaufen sein. Denn offenbar war das Trio tatsächlich im Raum Chemnitz aktiv. Es hatte sich bewaffnet und, zumindest was die beiden Männer angeht, auf Banküberfälle spezialisiert. Inzwischen geht die Staatsanwaltschaft davon aus, dass seit 1999 mindestens 14 Raubzüge auf das Konto von Böhnhardt und Mundlos gehen: zwei in Thüringen, zwei in Mecklenburg-Vorpommern und zehn in Sachsen, sieben davon in Chemnitz.



Wohnmobil der Täter, brennende Neonazi-Wohnung: Endpunkt eines Weges in die Gewalt

Auffällig oft stürmten zwei maskierte Männer in die Bank, immer gingen sie äußerst brutal vor, meist flüchteten sie mit Fahrrädern, verschwanden scheinbar spurlos. So wie sie es auch bei ihrem letzten Überfall geplant hatten, in Eisenach, als sie mit den Rädern zu ihrem abgestellten Wohnmobil fuhren. Diesmal aber hatte die Polizei ihre Strategie geändert. Sie hatten alle Ausfallstraßen gesperrt und das Wohnmobil im abgesperrten Ring gesucht; ein Vorgehen, das Böhnhardt und Mundlos offenbar innerhalb des Rings aussitzen wollten. In Eisenach hatten die Beamten überlegt, wohin man mit zwei Fahrrädern kommen konnte: zu einem Wohnmobil zum Beispiel. Damit saßen die beiden Räuber in der Falle.

Bis es allerdings dazu kam, waren zwölf Jahre vergangen, in denen es auch schon bei den Überfällen Tote hätte geben können. 2002 zum Beispiel, als sich im Handgemenge ein Schuss löste, der einen jungen Bankangestellten in den Bauch traf.

Tote aber gab es tatsächlich in all den Jahren, mindestens zehn Tote, so wie sich der Fall nun den Ermittlern darstellt, und alle durch gezielte Schüsse. Denn selbst im Untergrund führte das Trio noch ein Doppelleben: gewöhnliche Banküberfälle für das Durchhalten in der Illegalität und Morde, allem Anschein nach Gesinnungsmorde, ausgeführt wohl von Böhnhardt und Mundlos, für die sie fast immer dieselbe Waffe nahmen: die Ceska.

Der erste am 9. September 2000. Der Blumenhändler Enver S. aus Hessen, damals 38 Jahre alt, hatte nur aushelfen wollen. Einer seiner Kunden besaß einen Blu-

menstand an einer einsamen Ausfallstraße in Nürnberg, der Mann wollte in den Urlaub fahren, in die Türkei, also übernahm Enver den Stand. Kurz nach der Mittagspause fand man ihn blutüberströmt, getroffen von mehreren Schüssen aus der Ceska und einer zweiten Waffe.

Ein knappes Jahr später, am 13. Juni 2001, starb der Änderungsschneider Abdurrahim Ö. in seinem kleinen Laden in der Nürnberger Innenstadt durch Kopfschüsse; wieder war es die Ceska. Ein paar Tage vor dem Mord wollten Nachbarn gehört haben, wie Ö. mit zwei Männern in osteuropäischer Sprache heftig und laut stritt. Es soll um Geld gegangen sein.

Töten wurde anscheinend alltäglich, banal, normal.

Danach starben: ein Gemüsehändler in Hamburg, ein anderer in München. Dessen Frau sagte später aus, ihr Mann habe sich Wochen vor der Tat bedroht gefühlt. Habe auch Angst vor anderen Türken gehabt, von diesen auch Besuch bekommen. Das spricht auf den ersten Blick nicht für Mundlos oder Böhnhardt. Die Waffe allerdings schon: immer wieder die Ceska. Und vor allem: die DVD, die die Fahnder aus den Trümmern gefischt haben, mit Bildern, die offenbar von den Tätern selbst gemacht wurden.

Die Todesserie würde auch erklären, warum Böhnhardt, Mundlos und Zschäpe verschollen blieben, selbst nach dem 22. Juni 2003, dem Tag, an dem es sonst einen Weg zurück für sie gegeben hätte.

Damals nämlich verjährten alle Straftaten, die man ihnen aus ihrer Neonazi-Vergangenheit in Thüringen hätte vorwerfen können. Sie hätten bei null beginnen können. Aber nicht mit mehreren Morden im Gepäck.

Am 25. Februar 2004 starb in Rostock der nächste Türke, Yunus T., als er einen Dönerimbiss aufschloss, dann ein Dönerbuden-Besitzer in Nürnberg.

Zeugen erinnerten sich später an zwei Fahrradfahrer, die nur für wenige Augenblicke den Dönerstand betreten hätten und dann sofort weitergefahren seien. Böhnhardt, Mundlos, zwei Fahrräder. Das bekannte Muster. Danach starben noch ein Grieche in München, Mitinhaber eines Schlüsseldienstes, der in türkischen und griechischen Cafés um Geld spielte und Schulden gehabt haben soll, ein Kioskbesitzer in Dortmund, ebenfalls ein Mann, der in finanziellen Schwierigkeiten steckte, sowie ein Deutschtürke in Kassel, der ein Internetcafé betrieb.

Irgendwelche Skrupel hatten zumindest die beiden Männer der braunen Terrorzelle damals wohl nicht mehr. Töten wurde anscheinend alltäglich, banal, normal, in dem Bekennervideo verhöhnend sie ihre Opfer, die sie regelrecht vorführen. So wie offenbar auch am 25. April 2007, einem sonnigen Mittwoch, in Heilbronn. Fast wolkenlos. Warm genug für ein T-Shirt. An der Theresienwiese wurden die Stände für das traditionelle Maifest aufgestellt.

Als Polizeimeisterin Michèle Kiesewetter und ihr Kollege Martin A. mit ihrem Dienstwagen auf den Platz rollten, parkten sie am nördlichen Ende der Festwiese.



SPIEGEL ONLINE

13.50 Uhr, Mittagspause. Kiesewetter, 22, saß auf der Fahrerseite, ihr zwei Jahre älterer Kollege daneben. Sie aßen im Auto, ließen die Fensterscheiben herunter.

Um 14.13 Uhr ging in der Notrufzentrale in Heilbronn ein Anruf ein, ein Radfahrer hatte zwei leblose Polizisten entdeckt. Drei Minuten später trafen die Kollegen ein, sie fanden Kiesewetter und Martin A. mit Kopfschüssen neben dem Streifenwagen, die junge Polizistin war tot, ihr Kollege A. überlebte nur knapp.

Die Täter, so ergab die spätere Rekonstruktion, mussten sich von hinten anschließen haben, „eine regelrechte Hinhaltung“, so der damalige Soko-Leiter Frank Huber, „diese Bilder wird man nie wieder los, die brennen sich ein“.

Die Mörder nahmen Kiesewetter die Handschellen ab, Marke Clejuso, Individualnummer 5.032, dazu ein Pfefferspray und ein Multifunktionsmesser der Marke Victorinox. Alles Dinge, die sich vier Jahre später in den Trümmern von Zwickau wiederfinden sollten. So wie die mutmaßliche Tatwaffe. Nur die beiden gestohlenen Dienstpistolen der Marke Heckler & Koch lagen woanders, im ausgebrannten Wohnmobil bei Böhnhardt und Mundlos.

Die Stuttgarter Staatsanwaltschaft hält die Beweise, dass Böhnhardt und Mundlos mit dem Mord an der jungen Polizistin in Verbindung stehen, deshalb für erdrückend.

Doch was war das Motiv?

Eine mögliche Verbindung zwischen dem Opfer und den mutmaßlichen Mördern ist die gemeinsame Herkunft aus Thüringen. Michèle Kiesewetter stammte aus Oberweißbach im Thüringer Wald,

Böhnhardt und Mundlos kamen aus Jena. in Thüringen war Michèle Kiesewetter nie im Einsatz, sie war etwa zehn Jahre jünger als ihre mutmaßlichen Mörder, private Kontakte sind höchst unwahrscheinlich.

Die Täter wiederum hatten keinen Grund, mitten am Tag auf zwei Polizisten zu schießen. Das Risiko war hoch, Waffen hatten sie schon, die mussten sie nicht auf eine so gefährliche und grausame Weise erbeuten. Was war es dann?

Trotz der Bekenner-DVDs, auf denen Paulchen Panther zu sehen ist, wie er einem Polizisten eine Waffe an den Kopf hält und abdrückt, bleiben damit für die Ermittler noch viele Rätsel. Auch weil die Gruppe in kein Raster passt. Politischen Terrorismus, egal ob von links, rechts oder von Islamisten, gab es bisher nur in zwei Formen: der „Propaganda der Tat“, wie der französische Anarchist Paul Brousse im 19. Jahrhundert sein Konzept nannte, das später von russischen und italienischen Anarchisten perfektioniert wurde. Die Taten sollten dabei für sich sprechen, selbsterklärend für die Massen sein. Jedes Wort nahm der Tat nur die Kraft.

Das zweite Konzept braucht die Tat nur als Vorlage für die Erklärungen, Manifeste, Bekennerschreiben, die darauf folgen. Die RAF verfasste zu jedem ihrer Anschläge einen seitenlangen Brief, mit dem sie begründete, warum ein Würdenträger aus Politik oder Wirtschaft angeblich den Tod verdient habe. Osama Bin Laden erklärte sich regelmäßig in Videobotschaften und rief zu Angriffen auf den Westen auf.

Für Uwe Böhnhardt, Uwe Mundlos und wohl auch Beate Zschäpe galt über mehr als ein Jahrzehnt weder das eine noch das andere. Sicher, sie müssen sich still gefreut haben, wenn sie lasen, wer alles für die Döner-Morde verantwortlich sein könnte, wer für den Polizistinnenmord von Heilbronn oder die vielen Banküberfälle. Aber nie hat einer von ihnen einen Hinweis darauf hinterlassen, dass es einen politischen Hintergrund geben könnte, auch die rechte Szene wusste von nichts. So konnte es keine Nachahmer geben, keine öffentlichen Unterstützer wie bei der RAF, keinen Resonanzraum. Das Trio muss sich selbst genug gewesen sein. Terror sui generis: Stell dir vor, es gibt Rechtsterroristen, und keiner merkt's.

Kriminalistisch gedacht war das ein Rezept, das 13 Jahre lang das Überleben garantierte. Das Schweigen war eine Art Überlebensgarantie, auch um den Preis, dass keiner den rassistischen Hintergrund der Tat verstand. Erst in den letzten Monaten müssen sich die Neonazis stark genug gefühlt haben, den nächsten Schritt zu wagen, an die Öffentlichkeit. Vielleicht hatten die drei tatsächlich ein Netz von Unterstützern um sich geschart, wollten eine neue tödliche Offensive starten.

Aber was hat das Trio über all die Jahre getrieben? War es purer Hass, auf Ausländer ebenso wie auf die Staatsmacht? Faschistische Allmachtsphantasien? Indizien liefern zumindest die Fundstücke, die die Ermittler nach und nach im Schutt von Zwickau bergen. Warum etwa wollten Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe das Reizgas, die Waffe und die Handschellen von Michèle Kiesewetter aufheben? Vier Jahre altes Reizgas hat für Neonazis, die eine 9-Millimeter-Luger-Maschinenpistole im Schrank liegen haben, keinen besonderen Wert.

Mundlos und Böhnhardt hätten auch Kiesewetters Waffe in eine Plastiktüte wickeln und in einem See versenken können; niemand hätte je diesen Mord aufgeklärt. Ebenso die Ceska der Döner-Morde. Ihre Bedeutung gewinnen diese Dinge nur als Trophäe.

In dieses Schema passen auch die DVDs. Böhnhardt und Mundlos wollten am Ende doch noch ein Dokument des Grauens hinterlassen, Fußstapfen des Terrors.

Die beiden Männer müssen gewusst haben, dass es keinen Ausweg mehr gab. Ihr Freitod war offensichtlich genauso abgesprochen wie die Explosion in der Wohnung und das Feuer im Wohnmobil, das zu einem Scheiterhaufen für die beiden Rechtsterroristen wurde. Die Einzige, die man danach fragen könnte, ist nun die letzte Lebende. Beate Zschäpe. Doch die schweigt.

MAIK BAUMGÄRTNER, JÜRGEN DAHLKAMP,
SIMONE KAISER, CONNY NEUMANN,
SVEN RÖBEL, HOLGER STARK,
ANDREAS ULRICH, STEFFEN WINTER

SIEMENS

Korruption in der Karibik?

Fünf Jahre nach der spektakulären Schmiergeldrazzia der Münchner Staatsanwaltschaft bei Siemens wird der Konzern erneut von seiner unrühmlichen Vergangenheit eingeholt. Wie eine Sprecherin der Staatsanwaltschaft Nürnberg-Fürth bestätigt, ermittelt die Behörde gegen drei Mitarbeiter der Medizintechniksparte wegen des Verdachts der Untreue, Bestechung im geschäftlichen Verkehr und Bildung schwarzer Kassen. Die Angestellten sollen Aufträge von karibischen Klinikbetreibern mit Bakschischzahlungen ergattert haben, die sie als Provisionen tarnten. Ein Teil der Gelder soll sogar noch 2008 geflossen sein – als das Unternehmen seine Antikorruptionsregeln bereits massiv verschärft hatte. Ausgelöst wurde das Strafverfahren durch eine Geldwäsche-Verdachtsanzeige des Finanzamts. Sie ging schon 2009 bei der Generalstaatsanwaltschaft Nürnberg ein. Im Sommer 2010 durchsuchten Fahnder dann unter anderem Geschäftsräume der Siemens-Medizintechniksparte in Erlangen, um den Verdacht zu erhärten. Ein Konzernsprecher wollte sich im Hinblick auf die laufenden Ermittlungen nicht zu dem Vorgang äußern, versichert allerdings, dass Siemens eng mit den Behörden kooperiert.



Bankgebäude in Zürich

STEUERABKOMMEN

Höhle des Bösen

Offenbar will Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) das Steuerabkommen mit der Schweiz nachverhandeln. So möchte er eine Einigung mit den SPD-geführten Ländern im Bundesrat erreichen, die damit drohen, den Vertrag scheitern zu lassen. Aus Sicht der SPD kommen Steuersünder mit der Vereinbarung zu billig davon. Der Vertrag regelt, wie Schwarzgeld in der Schweiz besteuert werden soll und welche Zahlungen Hinterzieher leisten müssen, um von Strafverfolgung verschont zu bleiben. Schäuble wolle durchsetzen, dass die deutschen Finanzbehörden künftig öfter als vereinbart die Hilfe der Schweiz in Anspruch nehmen können, heißt es in beteiligten Ländern. Bislang ist die Zahl solcher Auskunftersuchen auf höchstens 999 für zwei Jahre beschränkt. Bund und Länder wollen ihren Zwist in einer gemeinsamen Arbeitsgruppe bis Anfang 2012 beilegen. Neben dem Finanzministerium sind daran Bayern, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen beteiligt. Derzeit sind etliche Schweizer Emissäre unterwegs, um bei Politikern für den Vertrag zu werben. Berns Berliner Botschafter Tim Guldemann wagte sich dabei sogar in die Höhle des Bösen: zu Deutschlands oberstem Steuerfahnder Thomas Eigenthaler – mit Argumenten, die er allerdings auch schon von Schäuble gehört habe, sagte der Chef der Deutschen Steuer-Gewerkschaft hinterher.



Schäuble

MARKUS SCHREIBER / AP

EADS

Ungeliebte Staatsbeteiligung

Kaum hatte der Bund verkündet, dass er über die Staatsbank KfW beim europäischen Luftfahrt- und Rüstungskonzern EADS einsteigen will, ließ der Konzern Statements seines Airbus-Chefs Thomas Enders verbreiten. Dieser Schritt sei „nicht hilfreich für die weitere Entwicklung“ der Unternehmensgruppe. Vor allem in den USA, argumentieren hochrangige EADS-Manager, gelte das Unternehmen schon jetzt als verlängerter Arm der französischen Regierung, die 15 Prozent der Anteile hält. Deshalb sei es bereits in der Vergangenheit schwierig gewesen, dort Aufträge großer amerikanischer Airlines hereinzuholen, Tankflugzeuge zu verkaufen oder

Firmen zu erwerben. Übernimmt die KfW, wie beabsichtigt, Mitte 2012 im Auftrag der deutschen Regierung gut sieben Prozent an EADS, warnen die Kritiker, dürfte sich das Image-Problem noch verstärken. EADS würde dann in den USA endgültig als Staats-

unternehmen angesehen. Auf Druck der FDP soll nun zumindest sichergestellt werden, dass kein Regierungsvertreter in den EADS-Aufsichtsrat einrückt. Stattdessen soll ein KfW-Manager die Interessen des Bundes wahrnehmen.



Airbus-Produktion in Hamburg

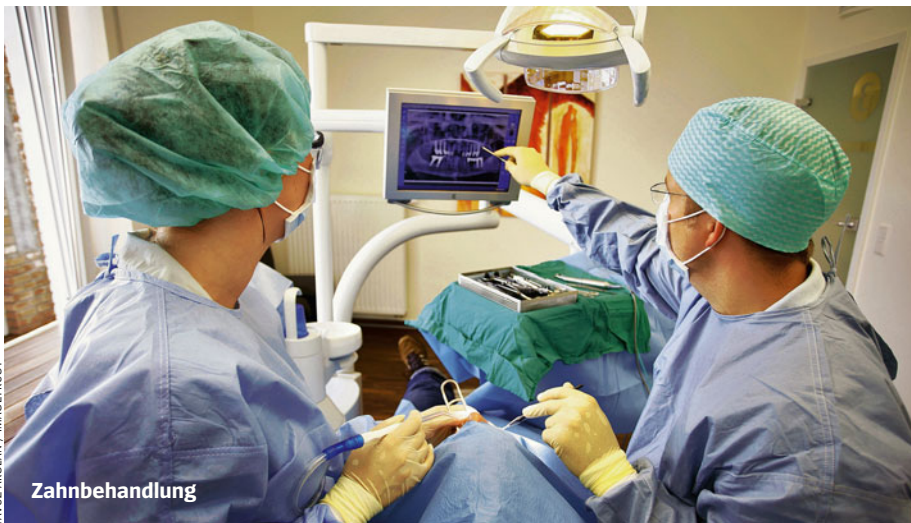
JOSE GIRIBAS

GESUNDHEIT

Mehr Transparenz bei Ärztehonoraren

Die Regierungskoalition will für mehr Transparenz bei Ärztehonoraren sorgen. Das haben die Gesundheitsexperten von Union und FDP vergangene Woche bei Beratungen über ein Gesetz beschlossen, das die ärztliche Versorgung verbessern soll. Künftig sollen Kassenpatienten auf der Homepage ihrer gesetzlichen Krankenversicherung einsehen können, wie viel ihr Arzt für Behandlungen und Verordnungen abgerechnet hat. So können die Versicherten kontrollieren,

ob der Doktor nur das in Rechnung gestellt hat, was er tatsächlich auch geleistet hat. „Das ist ein entscheidender Schritt zu mehr Transparenz“, sagt CSU-Gesundheitsexperte Johannes Singhammer. Verbesserungen soll es auch für Behinderte und Pflegebedürftige geben, die einen Zahnarzt brauchen. Rund 20 Millionen Euro jährlich will die Regierung denjenigen Zahnärzten als Wegegeld zuschießen, die zu Heim- und Hausbesuchen bereit sind. Immer wieder hatten sich in der Vergangenheit Pflegeeinrichtungen darüber beklagt, dass es enorm schwierig sei, Zahnärzte zu finden, die mit ihrer aufwendigen medizinischen Ausstattung zu den bettlägerigen Patienten kommen.



Zahnbehandlung

KÜHNE+NAGEL

Managern droht Ärger mit US-Justiz

Fünf Top-Managern des Logistikkonzerns Kühne+Nagel (K+N), darunter auch Vorstandschef Reinhard Lange, droht Ärger mit der US-Justiz. Das deutsch-schweizerische Unternehmen hatte sich nach einer jahrelangen Kartellrechtsauseinandersetzung Anfang dieses Monats endgültig mit den amerikanischen Behörden auf einen 9,9-Millionen-Dollar-Vergleich geeinigt. Hintergrund waren Ermittlungen der US-Justiz gegen mehrere Luftfrachtunternehmen wegen unerlaubter Preisabsprachen bei Zuschlägen. In dem 26-seitigen Vergleich werden von den Behörden jedoch ausdrücklich Vorstandschef Lange und vier weitere Führungskräfte von dem Verzicht auf eine weitere mögliche Strafverfolgung

ausgenommen. Insider vermuten daher, dass die Amerikaner nach diesem sogenannten Carve-out nun gegen Lange und seine Kollegen vorgehen könnten. Laut K+N gibt es bislang aber keine Hinweise auf mögliche Ermittlungsverfahren gegen die Manager. Dass die Führungskräfte von der Immunität ausgenommen wurden, sei eine „grundsätzlich unverhandelbare Bedingung für den Abschluss“ des Vergleichs gewesen. Auch ließen sich durch das Carve-out keine „Schlussfolgerungen über ein etwaiges persönliches Fehlverhalten“ ableiten. Auch die zur Deutschen Bahn gehörenden Logistiker Schenker und Bax Global waren in den USA wegen der unerlaubten Preisabsprachen zu Geldbußen von 3,5 beziehungsweise 19,7 Millionen Dollar verurteilt worden. Anders als bei Kühne+Nagel sind Führungskräfte der Bahn allerdings durch Vergleiche mit der US-Justiz vor weiterer Strafverfolgung sicher.

WÄHRUNG

Der Unbeugsame

Einer gegen fast alle: Bundesbank-Chef Jens Weidmann stemmt sich gegen jeden Versuch, die Euro-Krise mit der Notenpresse zu bekämpfen. Europas Währungshüter sind zerstritten, die Bundesregierung schwankt. Sprengen die Deutschen den Euro?



Bundesbank-Zentrale in Frankfurt am Main

In Raum E 400 des Paul-Löbe-Hauses ging es vergangenen Mittwoch zu wie bei einer Doktorandenprüfung. Der Kandidat im dunklen Anzug nahm artig an einem separaten Tisch Platz, das noch immer jugendlich wirkende Gesicht zeigte eine Mischung aus Schüchternheit und Zuversicht. Die gefalteten Hände hatte er auf die Tischplatte gelegt, so wartete er geduldig, bis jemand das Wort an ihn richtete. Wie eine Prüfungskommission hatten die Abgeordneten des Bundestags-Finanzausschusses ihm gegenüber Platz genommen.

Der Befragte war niemand anders als Bundesbank-Präsident Jens Weidmann, 43, und es dauerte nicht lange, bis den Zuhörern klar war, dass hier kein Wackelkandidat gekommen war. Mit leiser, aber bestimmter Stimme rechnete Weid-

mann mit der Rettungspolitik der Euro-Staaten und der Europäischen Zentralbank (EZB) ab. Am Ende war er es, der die Noten vergab – und die waren alles andere als befriedigend.

Noch immer habe die Politik ihre Hausaufgaben nicht gemacht, kritisierte der Bundesbank-Chef. Sie sei verantwortlich für die Vertrauenskrise in der Euro-Zone und gefährde die Unabhängigkeit der Notenbank. Und dann folgte jenes Credo, ohne das kein deutscher Währungshüter einen Auftritt vorüberziehen lässt. Die EZB habe nur eine Aufgabe, dekretierte Weidmann, nämlich: „die Preise stabil zu halten“.

Ein Mann stemmt sich gegen den Orkan. Weltweit wächst der Druck auf Europas Währungshüter, im Kampf um den Euro unbegrenzt Staatsanleihen not-

leidender Mitgliedsländer aufzukaufen, doch der Chef der Bundesbank sagt nein. Laut und vernehmlich, nicht nur in Berlin, sondern auch in Brüssel, Paris und Washington. Würde die EZB dem Drängen nachgeben, so argumentiert Weidmann, würde nicht nur gegen die Europäischen Verträge und das Grundgesetz verstoßen. Es wäre auch „gleichbedeutend mit der Ausgabe von Euro-Bonds“.

Die Krise der Gemeinschaftswährung erreicht ein neues Stadium. Knapp zwei Jahre nachdem die griechische Regierung erstmals ihre finanzielle Notlage eingeräumt hat, gehen Europas Rettungspolitikern die Waffen aus. Ein halbes Dutzend Hilfspakete haben sie geschnürt und knapp eine Billion Euro aufgeboten. Sechs Regierungschefs sind gestürzt oder zurückgetreten, und ein Großteil der Prin-



PEER GRIMM / DAPD

G-20-Gipfel-Teilnehmer in Cannes*: Europas Rettungspolitikern gehen die Waffen aus

Zone wegräumen. Bislang kauft die EZB nur in begrenztem Umfang portugiesische, spanische und italienische Staatsanleihen an, um den Euro zu stützen.

Doch wenn es nach dem Willen der meisten europäischen Politiker geht, soll sie künftig für alle ausstehenden Kredite der Schuldenländer eintreten, dauerhaft und unbegrenzt, gegen alle geltenden Gesetze. Lasst uns Geld drucken, so lautet das Rezept, und die Schuldenkrise in einem Meer von Liquidität ertränken.

Doch was viele Politiker als die einfachste Lösung ansehen, würde nach Weidmanns Einschätzung die Probleme nur verschärfen. Es wäre „süßes Gift“ für die Schuldenstaaten, der Bruch mit allen Traditionen der Bundesbank und der Griff zu jenem Mittel der Staatsfinanzierung, das in Deutschland schon einmal eine finanzielle Katastrophe auslöste: die Hyperinflation der zwanziger Jahre.

Seit Wochen ist Weidmanns Widerstand das beherrschende Thema auf allen Finanzgipfeln. In Deutschland weiß der Währungshüter die Mehrheit der Bevölkerung und die meisten Experten hinter sich. Doch der Druck aus dem Ausland wächst. Von US-Präsident Barack Obama über Frankreichs Präsident Nicolas Sarkozy bis zum Chef der EU-Kommission José Manuel Barroso: Sie alle bedrängen die Deutschen, ihren Widerstand gegen den EZB-Einsatz aufzugeben. „Die Zentralbank“, hieß es vergangene Woche in der Londoner „Financial Times“, müsse „endlich ihre Silberkugel abfeuern“.

Das Risiko für den jungen Währungshüter ist hoch. Der frühere Bundesbank-

Chef Axel Weber sowie EZB-Chefvolkswirt Jürgen Stark sind im Streit über die Staatsanleihekäufe bereits zurückgetreten, sie fühlten sich innerhalb der EZB zunehmend isoliert – und von der Regierung in Berlin alleingelassen. Auch Weidmann kann sich nicht sicher sein, wie lange die Regierung seine Position stützt.

Die Kanzlerin und ihr Finanzminister Wolfgang Schäuble würden unter dem Dauerfeuer ihrer Partnerregierungen nur zu gern ein Zeichen der Konzessionsbereitschaft senden, und so ist der Feldzug des wichtigsten deutschen Währungshüters längst auch zu einer persönlichen Emanzipationsgeschichte geworden. Weidmann, der frühere Regierungsberater, muss sich als Gegenspieler seiner einstigen Förderer bewähren.

Vor einigen Wochen schlendert der Bundesbank-Chef durch die Zentrale des Internationalen Währungsfonds (IWF) in Washington. Die Herbsttagung von IWF und Weltbank hat gerade begonnen, in den Gängen plaudern Finanzminister, Notenbanker und hohe Regierungsbeamte. Früher, als er der Bundesregierung noch als Abteilungsleiter im Kanzleramt diente, hätte sich Weidmann stets abseits der großen Podien gehalten, immer bereit, auf einen Wink der Kanzlerin zur reagieren.

Nun sitzt er auf einer riesigen Bühne neben Finanzminister Schäuble und nutzt die Gelegenheit, ausgiebig mit Merkels wichtigstem Kabinettsmitglied zu frotzeln. „Haben Sie mit Absicht so viel Platz zwischen uns gelassen?“, fragt Weidmann. Das Podium ist tatsächlich üppig bemessen, eine Fußballmannschaft fände leicht Platz darauf. „Das haben wir wegen Ihrer Unabhängigkeit ge-

zipien, auf denen die Gemeinschaftswährung einst gegründet wurde, sind gebrochen: vom Verbot, die Schulden anderer Länder zu übernehmen, bis zur Verpflichtung, die Notenbank aus der Politik herauszuhalten.

Der Rechtsbruch ist zur Methode geworden, und doch hat alles nichts genutzt. Griechenland ist einem Austritt aus der Euro-Zone näher denn je, und Italien treibt scheinbar unaufhaltsam dem Staatsbankrott entgegen. Kein Wunder, dass Kanzlerin Angela Merkel vergangene Woche mal wieder das Gerücht dementieren musste, Deutschland und Frankreich bereiteten bereits den Bruch des Euro vor.

Die Not ist groß, und so wollen die meisten EU-Regierungschefs nun auch das letzte verbliebene Tabu in der Euro-

* Staatenlenker Nicolas Sarkozy (Frankreich), Silvio Berlusconi (Italien), Angela Merkel (Deutschland), Barack Obama (USA) und Recep Tayyip Erdogan (Türkei) am 3. November.

macht“, erwidert Schäuble mit säuerlichem Lächeln.

Der Minister ist genervt. Stundenlang haben ihm seine Amtskollegen aus Frankreich, Großbritannien und den USA zuvor in den Ohren gelegen, die EZB endlich uneingeschränkt in den Dienst der Euro-Rettung zu stellen. Doch der Mann neben ihm betet ungerührt die traditionellen Mantras der Bundesbank herunter: „Unabhängigkeit“, „Stabilitätskultur“, „Solidität“. Der Finanzminister mustert seinen Tischnachbarn mit mürrisch herabgezogenen Mundwinkeln.

Seit Weidmann vor sechs Monaten sein Amt antrat, hat er gar nicht erst den Eindruck aufkommen lassen, er sei von der Kanzlerin und ihrer Regierung abhängig. Nur wenige Wochen nach seinem Amtsantritt ging er auf Konfrontationskurs zur Rettungspolitik der Euro-Staaten, aber auch zur Mehrheit im EZB-Rat.

Anfang August stimmte der Bundesbank-Präsident dagegen, das Ankaufprogramm der EZB wiederaufzunehmen und auch Darlehen der unter Druck geratenen Länder Italien und Spanien zu erwerben. Doch Weidmann stand nahezu allein, die überwältigende Mehrheit im EZB-Rat votierte dafür.

Es war eine bittere Niederlage, aber für Weidmann kein Grund, seinen Widerstand aufzugeben. Im Gegenteil: Wie er es im Berliner Politikgeschäft gelernt hat, wartete er auf eine neue Gelegenheit, ein Stoppsignal zu setzen.

Sie sollte bald kommen. Weil der europäische Rettungsschirm EFSF nur über limitierte Geldmittel verfügt, wollte ihm Frankreichs Präsident Sarkozy mit einem Trick Zugang zu den unbegrenzten Mitteln der EZB verschaffen: Die Luxemburger Behörde sollte in eine Bank umgewandelt werden. „Kommt nicht in Frage“, wettete Weidmann. Über einen Umweg würde die Notenbank dann in unbeschränkter Höhe Geld zur Finanzierung der Staatshaushalte zur Verfügung stellen. Die EFSF könnte die angekauften Staatsanleihen bei der EZB als Sicherheit hinterlegen und im Gegenzug frisches Geld erhalten, mit dem sie dann weitere Staatsanleihen aufkaufen könnte.

Weidmann erhob Widerspruch, und diesmal sprangen ihm auch wichtige Kollegen im Zentralbankrat zur Seite. Die Bundesregierung drehte angesichts des Widerstands der deutschen Währungshüter ebenfalls bei. Es gebe durchaus andere Möglichkeiten, die Finanzmittel der EFSF zu vermehren, räumte Finanzminister Schäuble ein.

In seiner Zeit als Regierungsberater hat Weidmann jedoch nicht nur die Kunst des politischen Timings verinnerlicht. Er hat auch gelernt, dass Erfolge nur dann zählen, wenn sie entsprechend verkauft werden, wie zum Beispiel beim jüngsten Streit um die sogenannten Sonderzie-

hungsrechte der Bundesbank. Das sind milliarden schwere Forderungen, die zu den Reserven der Bundesbank zählen und sich ähnlich wie Gold und Devisen zu Geld machen lassen.

Um ihre Sonderziehungsrechte für die Euro-Rettung zu mobilisieren, sollten die Staaten der Währungsunion sie an Europas Rettungsfonds übertragen. In Cannes war schon weitgehend Einigkeit erzielt. Frankreich war dafür, die USA ebenso, der IWF hatte nichts dagegen,

„Wenn wir die EZB zu einer Bank entwickeln, würden wir das Vertrauen der Menschen verlieren.“

und selbst die übrigen Notenbanken der Euro-Zone fanden wenig einzuwenden.

Aber Weidmann. Zuerst legte der Bundesbank-Chef bei seiner früheren Chefin sein Veto ein, die sich dem Vorstoß daraufhin entgegenstellte. Das reichte Weidmann aber noch nicht. Am Ende des Gipfels, das Vorhaben spielte in Cannes längst keine Rolle mehr, ließ Weidmann den Vorgang streuen, mit der sicheren Erwartung, dass hohe Erregungsfrequenz garantiert ist, wenn Hand angelegt wird an die Reserven der Bundesbank.

Weidmann hatte sich nicht geirrt. „Und jetzt unser Gold“, titelte die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“. Dabei

spielte es keine Rolle, dass von den Goldbarren der Bundesbank nie die Rede war. Egal, Weidmann hatte den Kampf gewonnen – und geschickt dafür gesorgt, dass die Siegesmeldung ein ganzes Wochenende lang die Nachrichten beherrschte.

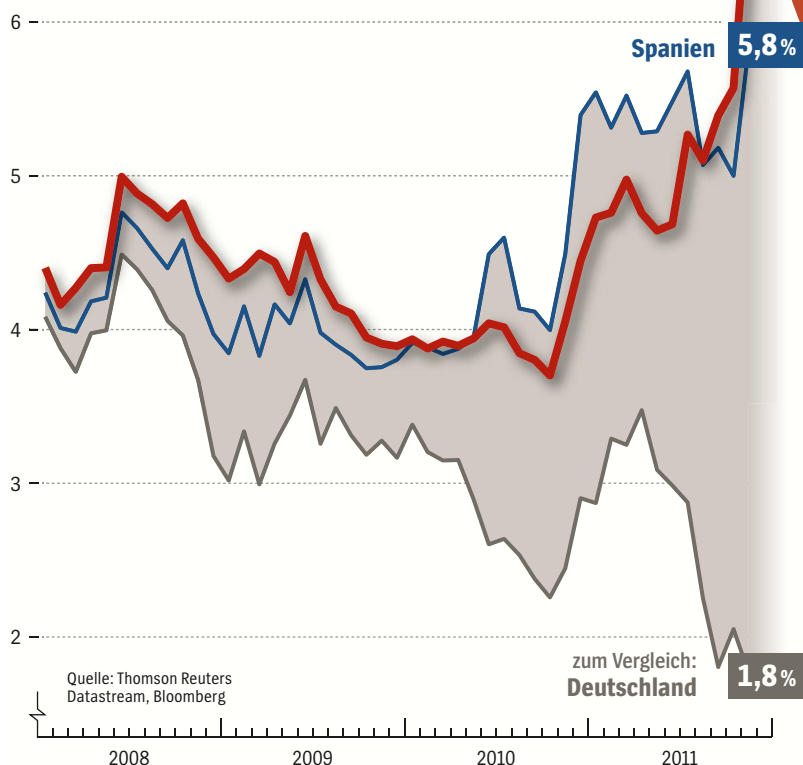
Die Frage ist nur, wie lange der Jubel anhält. Denn mit seinem Erfolg bei den Sonderziehungsrechten hat Weidmann zwar eine Schlacht gewonnen, aber beileibe nicht den Krieg. Je deutlicher vergangene Woche wurde, wie sehr sich die italienische Schuldenkrise zuspitzt, desto lauter wurden die Rufe nach einem massiven Einsatz der Zentralbank, und das mit durchaus gewichtigen Argumenten.

Denn die EZB hat sich in der Krise als die einzig funktionsfähige Institution erwiesen, die sich mit Aussicht auf Erfolg den globalen Spekulanten entgegenstemmen kann. Würde sie zusichern, Staatspapiere in unbegrenztem Umfang zu kaufen und deren Zinsen niedrigzuhalten, würde es kein noch so reicher Hedgefonds wagen, dagegen anzuspekulieren.

Die Renditejäger in Schach zu halten ist ein ehrenwertes Ziel. Das Problem ist nur, dass der Sieg über die Spekulanten nach Ansicht Weidmanns allzu teuer erkaufte wird. Denn die Notenbanker wissen genau, dass sie sich mit dem Anleihe-

Wachsende Kluft

Renditen auf Staatsanleihen mit 10-jähriger Laufzeit, in Prozent



Fällige Staatsanleihen im Jahr 2012

307
Mrd. Euro

Zum Vergleich:
Volumen des
Euro-Rettungs-
schirms (EFSF)
440 Mrd. €

136
Mrd. Euro

DER SPIEGEL

Kauf in den Dienst der Politik stellen und darüber ihre eigentliche Aufgabe gefährden, die Preise stabil zu halten.

Noch nimmt die EZB, wenn sie Anleihen kauft, genauso viel Geld aus dem Markt, wie sie hineingibt. Fachleute sprechen von „sterilisieren“. Das soll gewährleisten, dass die Geldmenge nicht übermäßig wächst, die Inflationsgefahren also gering bleiben.

Das Verfahren aber ist nur so lange problemlos, wie sich die Interventionen an den Anleihemärkten in Grenzen halten. Doch seit sie das schlingende Italien stützen, müssen die Frankfurter Zentralbanker immer mehr Geld auf den Markt werfen, um überhaupt Wirkung zu erzielen.

Weidmann hält die entsprechenden Interventionen für komplett überflüssig. Anders als Griechenland sei Italien nicht pleite, im Gegenteil, das Land sei sehr wohlhabend und könne sich ohne Probleme Geld beschaffen, zum Beispiel durch höhere Steuern.

In der vergangenen Woche zeigte sich, dass die Geldpumpe der EZB auf Dauer wenig ausrichten kann. Je mehr sich die politische Krise verschärfte, desto mehr Milliarden musste die EZB für italienische Staatsanleihen ausgeben. Niemand sonst wollte mehr investieren. Banken und andere Großinvestoren warfen aus Angst, ähnlich wie bei den Griechen-Bonds bald hohe Verluste einkalkulieren zu müssen, ihre Italien-Anleihen auf den Markt.

Papiere im Wert von deutlich mehr als zehn Milliarden Euro kaufte die EZB allein vergangene Woche auf, so berichteten Händler. Doch der Zins kletterte trotz der Interventionen weiter, Mitte vergangener Woche stiegen die Zinsen auf über sieben Prozent. Der Markt für italienische Staatspapiere ist einfach zu groß. Erst als sich eine politische Lösung für Italiens Krise abzeichnete (siehe Seite 100), gaben die Zinsen nach.

Bekommt das Land seine Probleme nicht in den Griff, müsste die EZB mit Milliarden intervenieren. Die Konsequenzen wären beträchtlich: Können die Währungshüter die Liquidität nicht mehr einfangen, bläht sich die Geldmenge auf und entlädt sich früher oder später in steigenden Preisen.

Vor allem aber fürchten die Kritiker der Kaufprogramme, dass sie den Regierungen jeden Anreiz nehmen, ihre Haushalte aus eigener Kraft in Ordnung zu bringen. Als die EZB im August beschloss, auch Italien-Anleihen zu kaufen, dampfte Berlusconi im Vertrauen auf die Gelddruckmaschine aus Frankfurt sein Sparprogramm erst einmal wieder ein. Wie schon im Fall Griechenland ging wertvolle Zeit verloren, ohne dass Strukturereformen angepackt wurden – und alles wurde nur schlimmer.

„Wir haben es uns in Europa anderthalb Jahre geleistet, über irrelevante Alternativen zu reden“, sagt Ex-Bundesbank-Chef Weber, der zurzeit als Professor an der Universität Chicago lehrt und unbequeme Wahrheiten aussprechen kann: „Alle bisherigen Ideen laufen unter dem Motto: Wie kann ich das Geld der anderen verwenden, um mir selbst zu helfen?“

Seit August haben sich die Anleihekäufe der EZB auf über 180 Milliarden Euro verdoppelt. Das ist zwar nur ein Bruchteil der Summe, die Amerikas Notenbank Fed seit der Finanzkrise für den Erwerb von Staatsanleihen ausgegeben hat. Doch in den USA haftet der Zentralstaat, die Unionsmitglieder werden nicht in Anspruch genommen. In Europa dagegen tragen die Deutschen immer 27 Prozent des Risikos, entsprechend ihrer Quote am Zentralbank-Kapital. Würden die Papiere im Gefolge einer Staatspleite abgewertet, müssten Deutschlands Steuerzahler für die Verluste aufkommen.

Entsprechend würde eine generelle Staatsalimentierung durch die EZB tiefe Löcher in den Bundeshaushalt reißen. Es wäre auch ein klarer Rechtsbruch, denn die Europäischen Verträge verbieten es der EZB ausdrücklich, die Euro-Staaten zu finanzieren. Wollte Deutschland wirklich die Zentralbank zur Staatsfinanzierung freigeben, so argumentieren Verfassungsrechtler, müsste deshalb im Zweifel der Bundestag darüber befinden. Möglicherweise wäre sogar eine Volksabstimmung nötig.

Kein Wunder, dass Weidmanns Kampagne in Deutschland höchst populär ist. Vergangene Woche stellten sich die fünf Wirtschaftsweisen hinter den Bundesbank-Chef, und auch Deutschlands Kreditbranche stützt mehrheitlich die Weidmann-Linie. Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann etwa plädiert dafür, das Zentralbank-Mandat eng zu begrenzen. „Wenn wir beginnen, die EZB zu einer Bank zu entwickeln“, sagt er, „die auch



Bundesbank-Chef Weidmann: „Gleichbedeutend mit der Ausgabe von Euro-Bonds“

BERT BOSTELMAN / BLOFOLIO / DER SPIEGEL

Plan B für Griechenland

Die Bundesregierung bereitet sich auf einen Austritt des Euro-Mitglieds vor.



Präsidiälgarde in Athen: Marsch aus der Euro-Zone

Das Dementi kam prompt und unmissverständlich – und ließ dennoch einiges offen. „Deutschland hat seit Monaten nur ein einziges Ziel, den Euro-Raum, so wie er jetzt ist, zu stabilisieren“, erklärte Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) am vergangenen Donnerstag. Zuvor hatten Meldungen die Runde gemacht, Deutschland plane zusammen mit Frankreich eine kleinere Euro-Zone, ohne Griechenland, Spanien, Portugal und Italien.

Solche Planungen gibt es nicht, wohl aber Überlegungen, was passiert, sollte ein Land die Währungsunion – freiwillig oder gezwungenermaßen – verlassen. Diese Gefahr besteht vor allem für Griechenland, das inzwischen, anders als Italien oder Spanien, als hoffnungsloser Sanierungsfall gilt.

Zwar haben die Griechen das Referendum über die geplanten Sparmaßnahmen abgesagt. Doch die eingestellten Hilfszahlungen werden nur dann wieder aufgenommen, wenn die neue griechische Regierung das vereinbarte Sanierungsprogramm durchsetzt.

Tut sie das nicht, bekommt sie kein Geld mehr. Im Staatsetat Griechenlands würde aber weiter ein Loch klaffen. Dieses Defizit müsste irgendwie finanziert werden. Argentinien, das häufig als Vorbild für den Weg Grie-

chenlands aus dem Bankrott angeführt wird, löste das Problem vor allem, indem es anfangs, einfach Geld zu drucken. In Athen steht aber keine selbständige Notenpresse mehr. Einziger Ausweg: Griechenland führt wieder eine eigene Währung ein.

Und darauf will die Bundesregierung vorbereitet sein. Im Finanzministerium spielen die Experten von Ressortchef Wolfgang Schäuble (CDU) unterschiedlichste Annahmen durch. In einem sogenannten Basis-Szenario gehen sie davon aus, dass alles nur halb so schlimm kommt. Danach könnte der Ausstieg Griechenlands nach anfänglichen Turbulenzen längerfristig sogar zur Stärkung der Euro-Zone beitragen. Der Grund: Ohne ihr schwächstes Glied wird die Kette insgesamt stabiler.

Zwar hätten dann Randstaaten wie Italien oder Spanien auch weiterhin zu kämpfen, doch könnten sie ihre Probleme ohne den chronischen Unruheherd Griechenland besser in den Griff bekommen. Die Anleger, so die Hoffnung der Regierungsexperten, würden dann erkennen, dass diese Staaten augenblicklich zwar Schwierigkeiten haben, an Geld zu kommen. Pleite seien sie, anders als Griechenland, jedoch nicht.

In einem Worst-Case-Szenario entwickeln sich die Angelegenheiten in

der Euro-Zone weniger günstig. Nach einem Austritt Griechenlands geraten Spanien und Italien ins Visier der globalen Finanzmärkte. Investoren reagieren verschreckt und gewähren den Regierungen dieser Länder nur gegen noch höhere Risikoaufschläge Kredit.

In diesem Planspiel ist der europäische Rettungsschirm EFSF gezwungen, die Länder mit frischem Geld zu versorgen. Damit das gelingt, soll er so schnell wie möglich aufgerüstet werden, so dass er über eine Feuerkraft von rund einer Billion Euro verfügt. Fraglich bleibt, ob und wie lange die Mittel reichen.

Zusätzlich beschreiben die Regierungsexperten ein Worst-worst-Case-Szenario, also eine Entwicklung, wie sie sich im allerschlimmsten Fall darstellen könnte. Die Katastrophen-Kaskade verliefte so: Die neue Drachme würde augenblicklich gegenüber der Gemeinschaftswährung massiv abwerten. Die Exporte Griechenlands würden zwar billiger, negative Effekte aber überwiegen. So steigt die Staatsverschuldung trotz Schuldenschnitts wieder an, weil die Verbindlichkeiten in Euro bestehen bleiben. Die Kreditwürdigkeit des Landes sinkt sofort wieder, und auch die Geldversorgung der Wirtschaft stockt, weil die Banken ebenfalls von den internationalen Kapitalmärkten abgeschnitten sind.

Auch die Unternehmen behielten ihre Schulden in Euro. Viele würden in die Pleite schlittern, weil sie ihre Verbindlichkeiten nicht mehr bedienen können. Als Konsequenz verlieren noch mehr Arbeitnehmer ihre Jobs, der Konsum bricht ein und verschärft so den Abschwung.

Von diesem Teufelskreis würde sich das auf sich allein gestellte Land in Jahrzehnten nicht erholen. Mehr noch, es könnte im engverflochtenen Euro-Raum andere Länder mit in den Abgrund reißen.

Dieses Szenario sei nicht das wahrscheinlichste, heißt es in der Regierung. Entscheidend bleibe, die Volkswirtschaften der anderen Länder der Euro-Zone wirksam von den Folgen eines Griechenland-Austritts abzuschotten.

Auch in der EZB kann sich mittlerweile offenbar die Mehrheit mit einem Ausstieg der Griechen arrangieren. Bei Bedarf würde die Notenbank die Geldschleusen öffnen, um die Folgen zu dämpfen, heißt es. Den vornehmen Notenbankern ist inzwischen ein Ende mit Schrecken lieber als endloser Schrecken.

CHRISTIAN REIERMANN

ganz andere Aufgaben wahrnimmt über die Preisstabilität hinaus, würden wir das Vertrauen der Menschen verlieren.“

Michael Heise, Chefvolkswirt der Allianz, rät von „unbegrenzten Staatsanleihekäufen dringend ab“. Wenn ein Land seinen Haushalt nicht saniere, sagt er, „sollte man die Märkte sprechen lassen“. Und auch Jörg Krämer, Chefvolkswirt der Commerzbank, warnt davor, den Staaten die Notenpresse zu überlassen. „Wenn der Virus des Misstrauens auf die EZB übergreift, wird das gravierende Folgen haben“, sagt Krämer. Durch die Anleihekäufe werde dauerhaft Vermögen von Nord- nach Südeuropa transferiert, „ohne demokratische Legitimation und ohne dass dadurch die Schuldenprobleme gelöst werden“.

Entsprechend deutlich lehnen auch die Cheffunktionäre der deutschen Kreditlobby alle Pläne ab, die Zentralbank weitgehend in den Dienst der Politik zu stellen. „Vom Einsatz der Währungsreserven bis zum Anwerfen der Notenpresse zur Finanzierung der Staatsschulden ist es dann nur noch ein kleiner Schritt“, warnt Andreas Schmitz, Präsident des deutschen Bankenverbandes. „Das Verbot der Staatsfinanzierung durch die EZB ist je-



EZB-Chef Draghi: *Die Bürde schnell loswerden*

doch ein hohes Gut, das nicht aufs Spiel gesetzt werden darf.“

So sieht das auch Weidmann, der seinen Feldzug nicht nur auf die Unterstützung der deutschen Kreditwirtschaft stützen kann, sondern auch auf die Tradition der Bundesbank. Deren Präsidenten sahen es stets als ihre vornehmste Aufgabe an, sich dem Drängen der Politiker entgegenzustemmen.

Seit ihrer Geburt am 26. Juli 1957 wird das Handeln der Deutschen Bundesbank durch zwei Gene bestimmt: Sie verfügt über einen stark ausgeprägten Unabhängigkeitsdrang, den sie vor allem gegenüber der Politik zeigt, und sie besitzt einen enormen Kampfeswillen, wenn es gilt, die Stabilität der eigenen Währung zu sichern.

Es ist, als würde die Institution diese beiden Kerneigenschaften ihren jeweiligen Präsidenten einpflanzen, vom ersten, Wilhelm Vocke, bis hin zum aktuellen, Jens Weidmann.

Das Amt und die Aufgabe prägen die jeweiligen Chefs stärker als diese umgekehrt die Art der Geschäftsführung. SPD-Mitglieder auf dem Posten des Bundesbank-Präsidenten wie Karl Klasen und Karl Otto Pöhl führten die Zentralbank kaum anders als CDU-Mitglied Hans Tietmeyer:

Sie alle kämpften mit Macht gegen die Inflation.

Und so blieb es nicht aus, dass die Bundesbanker mit Bundeskanzlern und Ministern häufig in Konflikt gerieten. Meist ging es um Zinserhöhungen, mit denen die Notenbank gegen Inflationsgefahren angehen wollte. Die Regierungen wünschten sich dagegen lieber niedrige Zinsen, weil sie hofften, dass damit die Wirtschaft in Gang kommt, die Arbeitslosigkeit sinkt und ihre Wahlchancen steigen. Doch die Hüter der Währung stellten sich regelmäßig stur.

Konrad Adenauer beschimpfte Bankchef Vocke als „überständigen Kühlschrank“. Der einstige Finanzminister Hans Matthöfer kanzelte seinen Widerpart Otmar Emminger als „elenden

VINCENT DAMOURETTE / DPA



Europäische Zentralbank (EZB) – Zentralbanken der 17 Länder der Euro-Zone

ENTSCHEIDUNGSGREMIEN:

DER SPIEGEL

Das **Direktorium**

überwacht die Tagesgeschäfte.

Präsident
Mario Draghi,
Italien

Vizepräsident
Vitor Constâncio,
Portugal



und vier
weitere Mitglieder:

Lorenzo Bini Smaghi, Italien*
José Manuel González-Páramo, Spanien
Jürgen Stark, Deutschland*
Peter Praet, Belgien

* scheiden zum
Jahresende aus

Der **EZB-Rat**

legt die Geldpolitik für den Euro-Raum fest.

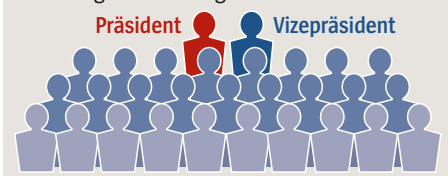


Die Mitglieder
des Direktoriums

und die Präsidenten der 17 Zentralbanken
der Euro-Zone

Der **Erweiterte Rat**

wirkt bei Beratungsarbeit und an Vorbereitungen für künftige Erweiterungen des Euro-Raums mit.



Präsident **Vizepräsident**

und die Präsidenten der 17 Zentralbanken
der Euro-Zone sowie die 10 Präsidenten der
Zentralbanken der Nicht-Euro-Länder in der EU

Rechthaber“ ab. Und Helmut Schmidt sagte über Helmut Schlesinger, der sich lange gegen die Einführung der Europäischen Währungsunion gewehrt hatte, er sei ein „deutscher Nationalist“.

Doch eine Bundesregierung kann den Chef der Bundesbank nicht ernennen. Sie kann nur einen Kandidaten vorschlagen. Chef werden kann er nur, wenn der Bundesbank-Vorstand ihn akzeptiert.

Diese Unabhängigkeit der Bundesbank ist ein Geschenk der westlichen Alliierten. Amerikaner und Briten wollten nach Ende des Zweiten Weltkriegs verhindern, dass in Deutschland die politische und wirtschaftliche Macht wie während des Hitler-Regimes wieder in den gleichen Händen liegt. Sie gründeten deshalb schon die Bank deutscher Länder, den Vorläufer der Bundesbank, als unabhängige Institution. Später nutzten alle Bundesbankchefs diese Freiheit, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß.

Hans Tietmeyer, von 1993 bis 1999 an der Spitze der Bank, schützte die Goldreserven der Bank vor dem Zugriff des

damaligen Finanzministers Theo Waigel, der damit einen Teil der Kosten der deutschen Einheit finanzieren wollte.

Tietmeyer forderte für die Geldunion die strikte Einhaltung der Maastricht-Kriterien. Er misstraute der Stabilitätspolitik Italiens und musste sich von den Zeitungen des Landes deshalb als Nachfahr der Hunnen beschimpfen lassen.

Lange schien es, als würde die Bundesbank-Tradition in Europas Währungsbehörde fortleben. Die EZB hielt das Geld knapper als die Notenbanken anderer Weltregionen, und die Inflationsrate der Euro-Zone lag sogar niedriger als zu D-Mark-Zeiten in Deutschland.

Doch dann kam die Finanzkrise, und der langjährige EZB-Präsident Jean-Claude Trichet gab dem Drängen der europäischen Regierungschefs nach, ihnen mit den theoretisch unbegrenzten Mitteln der Zentralbank zu Hilfe zu eilen, zumindest ein bisschen.

Seither geht ein Riss durch den EZB-Rat. Die Vertreter der südeuropäischen Länder stimmen überwiegend für die An-

leihekäufe, ihre deutschen Kollegen sind strikt dagegen. Mitunter können sie auf die Unterstützung der Notenbanker aus Luxemburg, den Niederlanden oder Österreich hoffen. Für eine Mehrheit aber reichte es nicht, das liegt auch am EZB-Statut. Danach haben die Zentralbanken von Euro-Ländern wie Malta mit seinen 400 000 oder Luxemburg mit seinen 500 000 Einwohnern genauso eine Stimme wie die Bundesbank.

Um den Einfluss der Bundesbank zu stärken, fordert nun die CDU, die Machtverhältnisse im EZB-Rat neu zu ordnen. Größere Länder mit mehr Wirtschaftskraft sollen mehr Stimmrechte bekommen, so wie es üblich ist in vielen internationalen Finanzinstitutionen.

Doch die Chancen, dass die Bundesbank auf diesem Weg ihren Einfluss stärken kann, stehen schlecht. Für eine entsprechende Reform müssten die Europäischen Verträge geändert werden. Und dazu müssten alle Länder zustimmen, was in Brüssel als völlig aussichtslos gilt.

Weidmann setzt seine Hoffnungen, die Anleihekäufe zu stoppen, deshalb nicht auf eine EZB-Reform, sondern auf die Kraft der Überzeugung. Solange die EZB gelegentlich portugiesische oder griechische Anleihen erwarb, waren Europas Zentralbanker nicht sonderlich beunruhigt. Ein paar Milliarden reichten aus, und schon sackten die entsprechenden Länderzinsen wie gewünscht nach unten.

Doch das hat sich geändert, seit die Notenbanker in großem Stil italienische Papiere vom Markt nehmen. Schon nach wenigen Wochen ist der entsprechende Bilanzposten auf einen fast dreistelligen Milliardenbetrag gestiegen, so dass sich selbst die notorisch unbesorgten Vertreter aus dem Süden des Kontinents allmählich fragen, wie lange das so weitergehen kann. José Manuel González-Páramo aus Spanien stellte vergangene Woche klar: „Die EZB ist keine letzte Zuflucht. Sie hat keinen Zauberstab.“



HAUS SCHALLER

Hyperinflation in der Weimarer Republik: Süßes Gift für die Schuldenstaaten

Auch der neue EZB-Präsident Mario Draghi ist kein Freund eines unbegrenzten EZB-Mandats. Am liebsten würde er die Bürde des Aufkaufprogramms so schnell wie möglich loswerden. „Es ist Unsinn zu glauben, dass die Zinsen von Staatsanleihen durch eine Intervention von außen für längere Zeit nach unten gebracht werden können“, schimpfte Draghi bei seinem ersten öffentlichen Auftritt als EZB-Chef.

Doch die Sucht der Politiker ist ungebrochen, die scheinbar kostenlose Geldquelle bei der Notenbank anzuzapfen. Den jüngsten Versuch starteten sie mit Hilfe des IWF und des italienischen EZB-Direktoriumsmitglieds Lorenzo Bini Smaghi. Der Geldpolitiker hatte kürzlich ein Rechtsgutachten ausarbeiten lassen, wonach die Währungsreserven wie Gold, Devisen oder Sonderziehungsrechte nicht einzelnen Nationen, sondern allen EZB-Mitgliedern gemeinsam gehören.

Was damit bezweckt wird, lässt sich leicht erraten: Was allen gemeinsam gehört, kann auch gemeinsam eingesetzt werden, etwa zur Aufpolsterung des europäischen Rettungsfonds.

Doch die Bundesbank weist die jüngsten Vorstöße zurück. Die Währungsreserven der Zentralbanken stünden für die Besicherung einer Kreditfinanzierung von staatlichen Stellen nicht zur Verfü-

gung. Das sei mit den Rechtsgrundlagen der EU nicht vereinbar, urteilten die Juristen der Bundesbank in einem Gutachten. Die Frankfurter Experten beriefen sich gleich auf drei Paragraphen des Vertrags über die Arbeitsweise der Europäischen Union. Danach sind Kredite der EZB an Staaten oder der unmittelbare Erwerb von Schuldtiteln durch die EZB

„Die Europäische Zentralbank ist keine letzte Zuflucht, sie hat keinen Zauberstab.“

verboten. Zudem sei der Umweg über den IWF fragwürdig, weil damit verschleiert werde, dass letztlich die Europäer selbst haften.

Weidmanns Feldzug ist noch nicht zu Ende, so viel steht fest. Je mehr sich die Euro-Krise zuspitzt, je mehr Länder unter den Rettungsschirm schlüpfen, desto stärker wird der Druck, die ultimative Waffe der Zentralbank einzusetzen. Weidmann weiß das, aber er ist entschlossen, sich der Welle entgegenzustemmen.

Natürlich kann auch er nicht ausschließen, dass mit seiner Strategie die Währungsunion am Ende zerbricht. Aber er hält die Wahrscheinlichkeit für gering, geringer jedenfalls als bei fortgesetzten Anleihekäufen. Die wiederum hält er nur

für gerechtfertigt, wenn sie demokratisch legitimiert werden. „Der Zweck heiligt die Mittel“ ist ein Satz, den Deutschlands oberster Notenbanker nicht unterschreiben will. Er sieht sich als Verteidiger des Rechts, als Traditionswahrer der Bundesbank und als Kämpfer gegen die Allmacht der Finanzmärkte, die nicht nur die Politik unter ihre Kuratel zwingen wollen, sondern auch die Notenbanken.

Erst neulich saßen mal wieder Analysten aus der Londoner City auf den schwarzen Besuchersesseln in seinem Büro. Es waren dieselben, die ihm ein paar Monate zuvor noch versichert hatten, Italien sei solvent und habe keine Finanzprobleme. Nun drängten sie ihn, die Euro-Krise mit der „großen Bazooka“ der Notenbank zu bekämpfen. Und diesen Ratgebern soll er folgen? Diesen sogenannten Finanzexperten, die ihr Urteil in Wahrheit auf nichts anderes gründen als auf die atemlose Hektik der Märkte?

Er hat das Bürofenster geöffnet. Von dort geht der Blick über die Frankfurter Banken-Skyline. Nur der EZB-Turm ist nicht auszumachen, er verschwindet im Nebel. „Wir in der Bundesbank“, sagt er und schließt das Fenster mit einem Lächeln, „sind besser zu sehen.“

DIETMAR HAWRANEK, MARTIN HESSE,
CHRISTOPH PAULY, CHRISTIAN REIERMANN,
MICHAEL SAUGA



Autohaus mit deutschen Marken in Teheran: Lastwagen zur Raketenabschussrampe umgebaut

AUSSENHANDEL

Boykott gegen Bombe

Die Sanktionen gegen Iran haben den Mullahs bislang weniger geschadet als ihren Geschäftspartnern.

Die Bundesregierung will die Maßnahmen nun verschärfen.

Mahmud Ahmadinedschad, Präsident der Islamischen Republik Iran, bewundert Deutschland und die deutsche Geschichte. Vor allem die Nazi-Zeit hat es ihm angetan. Adolf Hitler bezeichnet er als faszinierende Persönlichkeit. Den Holocaust hat es seiner Ansicht nach nicht gegeben.

Ahmadinedschads abstruses Welt- und Geschichtsbild trägt wesentlich dazu bei, dass Erzeugnisse made in Germany im Mullah-Staat so beliebt sind. Deutsche Unternehmen, vor allem aus dem Maschinenbau und der Chemie, sind Irans wichtigste westliche Handelspartner. Die Bundesrepublik liefert etwa so viele Güter nach Iran wie die in der Ausfuhrstatistik Zweit- und Drittplatzierten Italien und Frankreich zusammen. Allein in den ersten acht Monaten dieses Jahres lag der Wert der deutschen Exporte bei 2,055 Milliarden Euro, so die jüngste Statistik des Bundeswirtschaftsministeriums.

Die Frage ist, was Ahmadinedschad mit den Waren anstellt, die er von seinen Geschäftsfreunden bezieht. Zwar unterliegt der Handel strengen Auflagen. Alles, was militärischen Zwecken dienen könn-

te, ist verboten. Der Energie- und der Finanzsektor sind weitgehend tabu. Doch den USA und Israel geht das Teilembargo nicht weit genug. Sie halten den Deutschen vor, Ahmadinedschad, den „Verrückten“ („Wall Street Journal“) aus Teheran, wirtschaftlich zu stabilisieren.

Seit die Internationale Atomenergiebehörde vergangene Woche ihren alarmierenden Bericht über die Fortschritte des iranischen Atomprogramms veröffentlichte (siehe Seite 96), spitzt sich die Lage zu. An diesem Montag treffen sich die Außenminister der EU-Staaten in Brüssel, um über die nächsten Schritte gegen Iran zu debattieren. Deutschland, das Land mit den europaweit meisten Exporten nach Iran und der größten historischen Verantwortung für Israel, steht dabei im Mittelpunkt. Bundeswirtschaftsminister Philipp Rösler stellt sich darauf ein, dass der Handel demnächst zu Ende gehen könnte. „Deutschland wird sich aktiv für schärfere Sanktionen gegen Iran einsetzen“, kündigt Regierungssprecher Steffen Seibert an.

Aus Sicht der deutschen Wirtschaft drängt sich freilich die Frage auf, warum

sie das Iran-Geschäft mit zivilen Gütern der Konkurrenz überlassen soll. Die von Bundeskanzlerin Angela Merkel verfolgte „Strategie der Entmutigung“ hat den eigenen Unternehmen einstweilen mehr geschadet als den Mullahs. Große Konzerne wie Deutsche Bank, Linde und Thyssen-Krupp haben sich aus Iran zurückgezogen, doch die Lücken, die sie hinterließen, wurden durch russische und chinesische Unternehmen rasch aufgefüllt.

Wirkungsvoll wäre es, wenn die Uno ihre Sanktionen verschärfte. Doch die Bundesregierung glaubt nicht, dass es dazu kommt. Die Strafmaßnahmen der Uno fallen schon jetzt hinter die der EU zurück. Im Auswärtigen Amt geht man davon aus, dass weitere Schritte am Widerstand von Russland und China im Uno-Sicherheitsrat scheitern werden.

Außenminister Guido Westerwelle denkt deshalb über kleinere Verschärfungen nach. Er wertet die europäische Sanktionspolitik als Teilerfolg, weil sie das Atomprogramm Irans zumindest verlangsamt habe. Weitere Mitglieder des Iran-Regimes könnten nun mit Einreiseverboten belegt, ihre Konten könnten eingefroren werden. Die Liste der Güter, die nicht nach Iran exportiert werden dürfen, ließe sich verlängern. Wirtschaftsminister Rösler ist grundsätzlich damit einverstanden, der iranischen Bombengefahr mit einem verschärften Boykott zu begegnen, solange „die Abwicklung bisher zulässiger Altverträge nicht über Gebühr beeinträchtigt wird“, wie es in seinem Ministerium heißt.

Noch diesen Monat kommt eine israelische Delegation nach Berlin, um Vor-



Außenminister Westerwelle, Präsident Ahmadinedschad: „Strategie der Entmutigung“

schläge zu unterbreiten, wie die Sanktionen weiter verschärft werden könnten. Die Israelis haben eine Namensliste im Gepäck. Es handelt sich um Firmen und Personen, die sie für das Funktionieren des Regimes in Teheran mitverantwortlich machen.

Israels weitreichendste Forderung richten sich gegen die Iranische Zentralbank, den Ölhandel und die Revolutionären Garden. „Jetzt ist es an der Zeit, das Sanktionsregime zu erweitern und zu vertiefen“, sagt Vizepremier Dan Meridor. „Iran braucht Handel und Austausch.“ Diesen Hebel soll die Welt nun nutzen. „Das Handelsvolumen, das zwischen bestimmten europäischen Staaten und Iran existiert, kann ein solcher Hebel sein“, so Meridor.

Schau Mofas, Vorsitzender des israelischen Verteidigungsausschusses, war bereits im Sommer in Berlin zu Besuch. Auf dem Flur im Bundestag stieß er auf eine Abgeordnetendelegation aus Iran. Das hat ihm damals nicht gefallen. „Deutschland muss eine klare Politik gegenüber Iran haben“, sagt Mofas jetzt. „Es sollte harte Sanktionen unterstützen.“

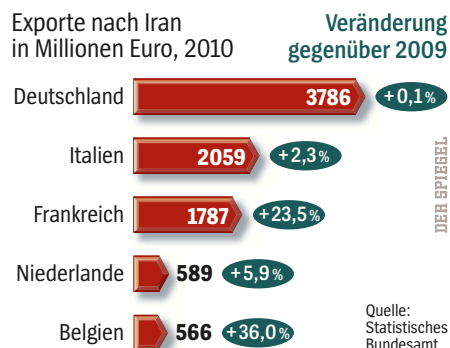
Israel hat in einigen Fällen bereits konkrete Hinweise geliefert, wie deutsche Exportartikel für fragwürdige Zwecke eingesetzt werden. Der Geheimdienst Mossad präsentierte Bilder eines deutschen Lastwagens, den die Revolutionsgarden zur Raketenabschussrampe umgebaut hatten. Die Bundesregierung untersagte daraufhin den Export von Schwerlastern nach Teheran. Für Daimler, dessen „Actros“-Reihe weltweit begehrt ist, bedeutet

der Ausfuhrstopp einen Millionenverlust. In einem Brief an das Auswärtige Amt bat Daimler darum, die Schwerlaster wieder von der Sanktionsliste streichen zu lassen, doch vergeblich.

Auch die Zwangsschließung der Europäisch-Iranischen Handelsbank (EIHB) in Hamburg im vergangenen Frühjahr geht auf Dossiers zurück, die israelische, amerikanische und britische Geheimdienste der Bundesregierung zur Verfügung stellten. Die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) war nach eigenen Recherchen noch der Ansicht gewesen, dass es für illegale Geschäfte der EIHB nicht genug Beweise gebe. Doch Israel erhöhte den Druck, und so landete die iranische Bank schließlich doch auf der europäischen Sanktionsliste. Seit Mai ist es ihr untersagt, neue Geschäfte aufzunehmen. Alle Konten sind eingefroren. Die EIHB hat da-

Ungetrübter Handel

Die größten Exporteure der EU



gegen Klage vor dem Europäischen Gerichtshof eingereicht.

Am Beispiel der Hamburger Handelsbank zeigt sich allerdings auch, wo die Grenzen der europäischen Sanktionspolitik verlaufen. Der internationale Zahlungsverkehr, der früher vielfach über Deutschland lief, findet jetzt einfach außerhalb der EU statt. Das Ölgeschäft zwischen Iran und Indien wickelt statt der EIHB die russische Gazprombank ab.

Die Firma NNE Pharmaplan hingegen, ein Medizingerätehersteller aus dem hessischen Bad Homburg mit Konzernmutter in Dänemark, hat wegen des EIHB-Verbots mit Problemen zu kämpfen. Das Unternehmen stellt unter anderem Blutfilter für Nierenkranke her. In Karadsch, eine knappe Stunde westlich von Teheran, beliefert es eine pharmazeutische Produktionsanlage. 15 000 iranische Dialysepatienten sind nach Firmangaben von den Produkten abhängig.

Die hochwertigen Membranen für die Blutfilter schickt NNE Pharmaplan normalerweise einmal im Monat per Lastwagen nach Iran. Doch seit September sind alle Geschäfte gestoppt, denn schon die Lieferungen von Juni, Juli und August wurden nicht bezahlt. Es geht um offene Rechnungen von drei Millionen Euro. Die Europäisch-Iranische Handelsbank, die früher für die Überweisungen sorgte, hat wegen der gegen sie verhängten Sanktionen kein Geld mehr. Im Lager stehen jetzt weitere Membranen im Wert von 2,5 Millionen Euro, die eigentlich längst ausgeliefert sein sollten.

Die Firma denkt über einen Produktionsstopp nach. Ein Drittel seines Geschäfts machte das Unternehmen bislang mit Iran. Jetzt fürchten viele der etwa 100 Mitarbeiter um den Job. Versuche, den Zahlungsverkehr über Banken in den Vereinigten Arabischen Emiraten oder Frankreich wiederherzustellen, sind bisher nicht gelungen.

„Wir haben darüber nachgedacht, das Iran-Geschäft ganz aufzugeben, aber wir fühlen auch eine Verpflichtung gegenüber dem Kunden und den Patienten in Iran“, sagt der Vertriebsleiter Georg Jakobi. Gegen Ende des Jahres würden die Lagerbestände an Membranen in Iran aufgebraucht sein; dann ist die medizinische Versorgung gefährdet.

Fälle wie dieser sind der Grund, warum die Bundesregierung zögert, die iranische Zentralbank vom internationalen Geldverkehr abzuschneiden, wie es in Israel und in den USA diskutiert wird. Ein Totalboykott würde die iranische Bevölkerung treffen, so die Befürchtung eines Regierungsmitglieds: „Das schneidet dann das ganze Land gegen den Westen zusammen.“

BASTIAN BERBNER, JULIANE VON MITTELSTAEDT, ALEXANDER NEUBACHER, RALF NEUKIRCH, HOLGER STARK, DANIEL STEINVORTH

UNTERNEHMEN

Werte vernichtet

Haniel-Chef Jürgen Kluge ist gescheitert – am eigenen Anspruch und am Unwillen des weitverzweigten Familienclans, auf Einfluss zu verzichten.

Die Haniel-Karriere von Jürgen Kluge endet dort, wo sie begann: Im Wöllhaf Konferenz- und Bankettcenter am Flughafen Düsseldorf, Raum 4, mit dem Namen „Pabst v. Ohain“. Hier bot Franz Markus Haniel, Aufsichtsratschef des gleichnamigen Familienkonzerns, ihm vor rund zwei Jahren den Vorstandsvorsitz an.

Hier sitzt Kluge, ehemals McKinsey-Chef, am vergangenen Montag wieder. Er hat die Räumlichkeiten für Geschäfts-

wäre ihm auch bei vorzeitigem Ausscheiden sicher.

Der Rücktritt ist das Eingeständnis seines Scheiterns. Über 20 Jahre seines Berufslebens hatte Kluge als Unternehmensberater gearbeitet, zuletzt als Deutschland-Chef von McKinsey. „Firmen müssen wettbewerbsfähig bleiben. Und wenn sie schon nicht billiger sein können, müssen sie eben besser werden“, so sein Credo in der Beraterzeit.

Als Haniel-Chef hatte Kluge zum ersten Mal die Gelegenheit, seine theoretischen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen. Doch er musste erkennen, dass die Realitäten in Unternehmen manchmal doch etwas komplexer sind, er selbst offenbar auch nicht jene Qualitäten hat, die er von anderen einforderte. Besser ist Haniel in seiner Zeit jedenfalls nicht geworden.

Bevor er die Konsequenzen zog, hatte Kluge am vorvergangenen Donnerstag versucht, dem Aufsichtsrat ein klares Bekenntnis zu seiner Rolle als Vorstandsvorsitzender abzutrotzen. Er hatte die Familie gebeten, ihre Finger aus den Unter-

Mann einen durchsetzungsfähigen Manager. Und dem war nicht klar, auf was er sich da eingelassen hatte. Die wirtschaftliche Situation des Konzerns sei ihm schöner dargestellt worden, als sie tatsächlich war, klagte Kluge schon kurz nach seinem Amtsantritt gegenüber Vertrauten. Die Höhe der Verschuldung von einer halben Milliarde Euro will er erst durch einen Blick in die Bücher erfahren haben. Vor allem aber habe es bei schwierigen Entscheidungen am Rückhalt der Familie gemangelt. „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass“, sei das Motto gewesen.

Kluge, das zeigen die Entwicklungen der vergangenen Wochen, unterschätzte den Einfluss der Familie auf das Unternehmen – und deren mangelnden Willen zur Modernisierung. Vor allem aber weigerte sich die weitverzweigte Sippe, die Höhe der Ausschüttungen zu reduzieren, um Schulden abzubauen und Spielräume für neue Investitionen zu schaffen. Die jetzt führende Generation sei die erste, die „Werte vernichtet hat“, sagt einer aus dem Unternehmen.



Unternehmenschefs Cordes, Kluge: Die Berufung des Beraters beruhte auf einem doppelten Missverständnis

besprechungen gemietet – es dürften nicht mehr viele dieser Art werden. Denn am selben Tag erhalten die Aufsichtsräte des Konzerns einen Brief, in dem er seinen Rückzug bekanntgibt.

Sechs Absätze ist das Schreiben lang, und die sind deutlich. „Die Gründe für meinen Entschluss liegen in den Ereignissen der letzten Wochen um die für uns wichtige Führungsfrage bei der Metro AG“, schreibt Kluge. Allein diese Vorgänge würden zu einer Niederlegung seines Mandats ausreichen, er wolle jedoch einen geordneten Übergang, „der zügig eingeleitet werden sollte“.

Es ist offenkundig: Kluge will weg, so schnell wie möglich, obwohl sein Vertrag bis Ende des kommenden Jahres gilt. Sein Salär mit einem Fixum über eine Million Euro sowie einer variablen Komponente in Höhe von 1,5 Millionen Euro

nehmensangelegenheiten zu lassen und unabhängige Aufsichtsräte zu holen.

Doch die Familie reagierte nicht. Kluge gab auf – überfordert von den vergangenen Wochen und Monaten, in denen er sich einen Machtkampf mit Noch-Metro-Chef Eckhard Cordes geliefert hatte.

Haniel ist Großaktionär des Düsseldorfer Handelskonzerns Metro, Kluge leitete dort bis Anfang November den Aufsichtsrat. Er wollte den Vertrag von Cordes nicht verlängern. Doch der Haniel-Clan sprach sich für eine Vertragsverlängerung aus – zumindest zeitweise. Dann war er dagegen und am Ende wieder dafür. Als Cordes Anfang Oktober entnervt seinen Rückzug antrat, war klar, dass auch Kluge nur noch Chef auf Zeit ist.

Seine Berufung beruhte auf einem doppelten Missverständnis: Die Haniels sahen in dem ehemaligen McKinsey-

In dieser Situation dürfte es schwerfallen, all die vakanten Führungspositionen mit kompetenten Managern zu besetzen: Diese Woche muss Franz Markus Haniel erst einmal selbst darum bangen, dass er zum Metro-Aufsichtsratschef gewählt wird, um dann dort einen neuen Chef für den Handelskonzern zu installieren. Danach kommt die Suche nach zwei neuen Vorständen für Haniel – denn neben Kluge tritt demnächst auch der zweite Mann Klaus Trützschler zurück, ausnahmsweise ganz regulär aus Altersgründen. Er war bislang für Recht und Steuern zuständig.

Übrig bleibt Finanzvorstand Florian Funck, der als kompetent, aber mit 40 Jahren als zu jung gilt. Also muss ein Externer her: „Nach all dem Hickhack wird sich doch keiner diesen Job antun“, sagt ein Aufsichtsratsmitglied.

SUSANNE AMANN, JANKO TIETZ



Premierminister Kenny
Probeweise zurück an den Kapitalmarkt

IRLAND

Härter als hart

Vorbildlich sparen die Iren gegen die Krise an. Doch um das Exportland dauerhaft zu retten, sind sie auf Wachstum angewiesen – in der Euro-Zone und in den USA.

Mittwoch wird ein Feiertag für Enda Kenny, 60. Da fliegt der Premierminister des Fast-Pleitestaats Irland nach Deutschland und trifft sich mit Angela Merkel. Wenn die beiden vor die Presse treten, wird die Kanzlerin nicht geizen mit Lob für ihren Gast.

Für Merkel ist Kenny der Anti-Papandreou. Der ehemalige Grundschullehrer, seit acht Monaten im Amt, spart härter als vereinbart und bemüht sich, seinen Haushalt rasch zu sanieren. Trotz der Ausgabenbremse wächst Irlands Wirtschaft, wenn auch minimal. Und sein Volk schmeißt keine Brandsätze. Es leidet leise, schränkt sich ein und fügt sich in das Unvermeidliche.

Wo er kann, verbreitet Kenny Optimismus. Vielleicht schon kommendes Jahr, so hat er angekündigt, werde sein Land probeweise an den Kapitalmarkt zurückkehren. Für Merkel ist Irland der Beweis dafür, dass EU-Rettungsschirme funktionieren können.

Doch ist dieser Beweis wirklich schon erbracht? Reichen die 85 Milliarden Euro, die ihre EU-Partner und der Internationale Währungsfonds IWF den Iren vor einem Jahr aufgedrängt haben, um die Insel zu retten?

Alle drei Monate fliegt derzeit eine Abordnung der Troika nach Dublin, rund 50 Kontrolleure von IWF, Europäischer Kommission und der Europäischen Zentralbank EZB. Zehn Tage lang beugen sie sich über die Bücher, knöpfen sich Beamte und Politiker vor und sagen ihnen, was als Nächstes zu geschehen hat.

Die Atmosphäre, lobt ein irischer Finanzbeamter, sei stets „ruhig und professionell“. Bisher ist die Troika jedenfalls immer zufrieden abgereist. Auch wenn es weh tut – Irland kommt eisern allen Verpflichtungen nach, um seinen Ruf wiederherzustellen.

Das Land sei „ganz anders als die anderen Peripherie-Staaten“, sagt Olivier Blanchard, Chefvolkswirt des IWF. Die Insel hat die jüngste Bevölkerung Europas, und die meisten jungen Iren sind sehr gut ausgebildet. Großkonzerne wie der Chip-Hersteller Intel oder der Pharmariese Pfizer betreiben hier exportstarke Ableger. Die Insel werde sich erholen und als „keltischer Tiger“ aus der Krise hervorgehen, sagt der US-Investor Wilbur Ross voraus.

Aber noch ist von der Rückkehr des Tigers nicht viel zu sehen. Die tiefste Rezession der irischen Geschichte hält das Land fest im Griff. Fast alle Bauunternehmer sind bankrott. Zimmerleute, Maurer, Elektriker haben nichts mehr zu tun. Die Ruinen des irischen Baubooms, der 2008 einbrach, stehen immer noch trostlos herum.

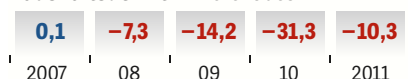
Die Arbeitslosigkeit beträgt immer noch mehr als 14 Prozent – und sie wäre noch höher, wenn nicht wöchentlich mehr als 800 Iren auswandern würden.

Hoffen in Dublin

Irlands Leistungsbilanzsaldo
in Prozent des BIP



Haushaltsdefizit in Prozent des BIP



Quelle: EU-Kommission, Ameco, IWF

Wer bleibt, verdient empfindlich weniger als vor Ausbruch der Krise und hütet sich, sein Geld auszugeben. Die Binnennachfrage ist eingebrochen, Banken vermitteln kaum noch Kredite. Selbst der Durst der Iren scheint nachgelassen zu haben, viele Pubs mussten schließen.

In den Boomjahren hatte Irland den ehrgeizigen Plan gefasst, jährlich rund 25 Milliarden Euro in seine Infrastruktur zu investieren. Das schien den Politikern damals leicht bezahlbar. Ihre Nachfolger streichen nun mit spitzer Feder: Dublins erste U-Bahn, seit Jahren geplant, wird ebenso wenig gebaut wie bereits in Auftrag gegebene Gefängnisse. Und auch eine Autobahn nach Nordirland ist dem Spardiktat zum Opfer gefallen, obwohl sie fest zugesichert worden war.

Im Finanzministerium verweist ein Beamter auf die Zahlenreihen, die Regierung und Troika ausgearbeitet haben. Was da steht, wirkt vielversprechend. Das gewaltige Haushaltsdefizit schmilzt rasch. Die Gesamtverschuldung steigt zwar bis 2013 noch an, danach aber soll auch sie abnehmen und um 2026 ein gesundes Niveau erreichen. Aber wie realistisch sind solche Projektionen? „Da sind auch wir vorsichtig“, räumt der Beamte ein.

Die offiziellen Szenarien gehen davon aus, dass die irische Wirtschaft, vom Export beflügelt, mit bis zu drei Prozent im Jahr wächst. Nur unter dieser Voraussetzung können Haushaltsdefizit und Verschuldung nennenswert sinken und Irland so am Kapitalmarkt rehabilitieren.

Doch sein Exportwachstum kann Irland selbst nur teilweise beeinflussen. Das Land ist abhängig von der Konjunktur in Europa und den USA. „Der Plan setzt voraus, dass ganz Europa seine Probleme in den Griff bekommt und wieder wächst“, mahnt John FitzGerald, Ökonom am renommierten Economic and Social Research Institute in Dublin.

Als die EZB Irland vor einem Jahr unter den Rettungsschirm holte, verlangte sie, dass das Land alle Eigner von Bankanleihen bedient – auch Anleihen jener Banken, die vor der Krise hemmungslos zockten und deshalb verstaatlicht werden mussten. Für den Wirtschaftsprofessor Brian Lucey ist das eine Ungeheuerlichkeit: „Wir müssen jedes Jahr mehr als drei Milliarden Euro erwirtschaften und an Leute überweisen, die in Pleitebanken investiert haben.“ Solche Glücksritter, unter denen auch viele deutsche Banken sind, hätten das irische Steuergeld nicht verdient. Für Irland sei das ein gravierendes Problem.

In Berlin werde der Premier dieses Thema aber kaum vorbringen, vermutet Lucey: „Enda Kenny müht sich zu sehr, artig zu sein.“

MARCO EVERS

ERNÄHRUNG

Mehr Schein als rein

Viele Lebensmittel kommen ohne Aromen und Zusatzstoffe aus – wenn man den Angaben auf den Etiketten Glauben schenkt. Das ist nicht die ganze Wahrheit.

Carsten Bindslev-Jensen kannte die Patientin schon länger. So angesprochen wie an dem Tag, als sie mit der Backmischung zu ihm kam, hatte er sie allerdings selten gesehen.

Bindslev-Jensen leitet das Allergiezentrum der Uni-Klinik im dänischen Odense. Die Verpackung des Kuchenpulvers sah unverdächtig aus. Das Produkt enthalte Weizenmehl, stand da, aber mit Weizen hatte die Frau eigentlich keine Schwierigkeiten.

Was nicht auf der Verpackung stand, fand der dänische Allergologe erst heraus, als er seine Patientin erneut probieren ließ. Sie musste sich übergeben und bekam Durchfall, woraufhin er das Weizenmehl vom Kuchenhersteller über den holländischen Händler bis zu einem belgischen Zusatzstoff-Produzenten zurückverfolgte. „Das war Detektivarbeit“, sagt Bindslev-Jensen, „wir sind wochenlang hingehalten worden.“

Das vermeintlich harmlose Weizenmehl entpuppte sich als ein chemisch verändertes Weizenprotein. Die dänische Patientin war nicht die Einzige, die auf dieses Wunderprodukt aus dem Topf der Lebensmitteltechniker allergisch reagierte.

Hersteller und Händler beeilten sich zwar, betroffene Produkte aus den Regalen zu entfernen, rechtlich jedoch schienen sie auf der sicheren Seite: Sie hatten einen unbedenklichen Oberbegriff gewählt – hinter dem sich allerdings ein bedenklicher Inhaltsstoff verbarg.

Clean Labelling heißt diese Kosmetik im Branchenjargon, das Etikett soll sauber sein – auch wenn das oft nur Schein ist. Besonders beliebt sind „Hergestellt ohne“-Häkchenlisten: Mit ihnen wollen die Hersteller beweisen, dass sie ohne den Chemiebaukasten aus E-Nummern, künstlichen Aromen und Geschmacksverstärkern auskommen.

Die steigende Nachfrage nach naturnahen Lebensmitteln zwingt selbst die Produzenten der billigen Handelsmarken, ihre Rezeptur Richtung Natur zu verändern. Deutschlands zweitgrößter Einzelhändler Rewe versucht, saubere Etiketten inzwischen sogar in Lieferverträgen durchzusetzen. Dennoch bleibt es oft ein Rät-



Regal mit Milchprodukten: „Plötzlich halten Sie da einen Emulgator in der Hand“

sel, was wirklich drinsteckt in Fertigpizzen, Tütensuppen und Mikrowellen-gerichten.

„Die Hersteller entwickeln ständig neue Tricks, um Kosten zu sparen“, sagt Silke Schwartau von der Hamburger Verbraucherzentrale. Die letzte Etiketten-Erhebung der Verbraucherschützer ergab, dass 92 Prozent der Produkte mit dem Label „ohne Geschmacksverstärker“ dennoch den geschmacksverstärkenden Hefeextrakt enthielten.

Getarnt wird auch die Duftnote: Wo „Ohne künstliches Aroma“ draufstand, war in 71 Prozent der Testprodukte doch Aroma drin – allerdings eines, das laut Gesetz nicht als künstlich gilt. Im Labor hergestellt wird es dennoch. Entsprechende Forschung finanziert das Bundeswirtschaftsministerium mit Millionenbeträgen: Wie man aus Speisepilzen Röstaromen und Ananas-Noten gewinnt, war dem Ministerium in den vergangenen drei Jahren allein 513 450 Euro an Zuschüssen wert.

Eine Projektbeschreibung verrät leicht verklausuliert den Mehrwert dieser Forschung: Besonders interessant für die Industrie sei der „deklaratorische Status“ für den „gesundheitsorientierten Verbraucher“. Da Pilze Natur sind, kann dem Kunden nämlich vorgegaukelt werden, dass Geschmack hier „ohne künstliches Aroma“ erzeugt wurde.

Das industriefreundliche Lebensmittelrecht hilft auch bei der Tarnung von Konservierungsstoffen. Wird etwa die halt-

barkeitverlängernde Essigsäure als Säuerungsmittel bezeichnet, ist man schon auf der sauberen Seite – und kann „ohne Konservierungsstoffe“ aufs Etikett schreiben.

Der Trend zur Nahrungsmittel-Natürlichkeit hat den Markt für Zusatzstoffe in Bewegung gebracht. So beteiligte sich der Finanzinvestor KKR am Heidelberger Mittelständler Wild, einem der größten Hersteller natürlicher Aromen. BASF zahlte über drei Milliarden Euro für den Chemiekonzern Cognis, der über eine für die Ludwigshafener attraktive Zusatzstoffsparte verfügt.

In dem von Landwirtschaftsministerin Ilse Aigner eingeführten Internetportal „Lebensmittelklarheit“ häufen sich inzwischen Beschwerden über Irreführungen. „Clean Label ist legale Täuschung“, sagt der Lebensmittelchemiker und Buchautor Udo Pollmer. Statt Zusatzstoffe verwende die Industrie nun Zusatzstoff-Imitate, sogenannte funktionale Additive.

Ein wichtiger Lieferant dieser Additive sei Milch. „Die wird in ihre Bestandteile zerlegt, und dann wird ein wenig drumgespielt, und plötzlich halten Sie da ein Verdickungsmittel, hier einen Emulgator und da einen Stabilisator in der Hand – und alles läuft als scheinbar unverdächtiges ‚Milcherzeugnis‘.“

Wie dieses Versteckspiel etwa Allergikern bekomme, wisse keiner. Es sei ein „Trial and Error“, so Pollmer. „Wobei den Trial der Hersteller hat und den Error der Kunde.“

NILS KLAWITTER

FRANKREICH

Die Abgründe Strauss-Kahns

Er war einst der Superstar der Sozialisten. Doch nun wollen selbst viele der engsten Mitarbeiter von Dominique Strauss-Kahn möglichst großen Abstand zwischen sich und jenen Mann bringen, den sie während seines Prozesses in New York noch vehement verteidigt hatten. Sein Verfahren wegen Vergewaltigung ist zwar eingestellt, doch auch bei den Ermittlungen gegen einen illegalen Prostitutionsring in der nordfranzösischen Stadt Lille taucht sein Name jetzt immer wieder auf. Der ehemalige Direktor des Internationalen Währungsfonds soll an Orgien mit Prostituierten teilgenommen und persönliche Beziehungen zu einigen Männern gepflegt haben, die der Zuhälterei beschuldigt werden. Die Details der Affäre, die aus Abhörprotokollen an die Öffentlichkeit dringen, sind für Strauss-Kahn vernichtend. Nach einem gemeinsa-



THOMAS SAMSON / AFP

Strauss-Kahn in Paris

men Essen im Pariser Restaurant „L'Aventure“ soll er die Begleiterin des Zuhälters „Dodo, der Salzhering“ brutal bedrängt haben. Die Geschichte ist unbestätigt, bestätigt sind dagegen SMS, die Strauss-Kahn an den Organisator einiger Orgien schickte. Er wollte ihn mit drei hohen sozialistischen Parteifunktionären in Verbindung bringen – darunter einer der engsten Berater des Präsidentschaftskandidaten François Hollande. Die sozialistische Abgeordnete Marisol Touraine, einst Anhängerin von Strauss-Kahn, sagt: „Zum Glück ist er nicht gewählt worden.“ Angeblich verlässt der gefallene Star kaum noch seine Wohnung an der Pariser Place des Vosges. Dort spielt er, wie es heißt, Schach gegen sich selbst und hadert mit der Pariser Presse, von der er sich „gelyncht“ fühlt.



MAHESH KUMAR A / AP (GR.); ALAMY / MAURITIUS IMAGES (KL)

Parade von Sicherheitskräften in Hyderabad

INDIEN

Falsche Papiere für deutsche Waffen?

Nachdem die Zentrale der deutschen Rüstungsfirma Heckler & Koch vergangene Woche bereits wegen Korruptionsverdachts von Ermittlern durchsucht wurde, gerät das Unternehmen nun auch wegen eines Deals mit Indien ins Zwielicht. Dabei geht es um rund 16 000 Heckler & Koch-Maschinenpistolen, Typ MP5. Die Waffen hatte das indische Innenministerium im Juni geordert. Den deutschen Vorschriften entsprechend versicherte der zuständige Direktor des Ministeriums in einem sogenannten Endverbleibszertifikat, die Maschinenpistolen seien ausschließlich für Sicherheitskräfte

bestimmt, die unter der Rechtsaufsicht des Innenressorts in Neu-Delhi stünden. Doch ein im Ministerium kursierendes internes Papier legt den Verdacht nahe, dass das nach Deutschland geschickte Zertifikat nicht der Wahrheit entspricht. Neben den dort genannten vier paramilitärischen Verbänden und Polizeitruppen firmieren auf der internen Liste auch Kommandos diverser Bundesstaaten als potentielle Empfänger der MPs. Einigen dieser Einheiten hatten die Deutschen in der Vergangenheit Waffen verweigert – mit der Begründung, sie hätten gegen die maoistischen Naxaliten-Rebellen im Süden und



SVEN TORENN / LAIF

Mine im Ostkongo

RUANDA

Geste der Versöhnung

Die ruandische Polizei hat 70 Tonnen geschmuggelte Erze in den benachbarten Kongo zurückschaffen lassen. Der Osten des Kongo ist eines der roh-

stoffreichsten Gebiete der Welt, seit Jahren aber auch heftig umkämpft. Verschiedene Milizen und die kongolesische Armee streiten hier um bedeutende Vor-



MP5 von Heckler & Koch

Osten des Landes Menschenrechtsverletzungen begangen. Heckler & Koch bestätigte „das Vorliegen eines Kundenauftrags aus Indien“; alle notwendigen Genehmigungen seien „bei den deutschen Behörden beantragt“ worden. „Zu völkerrechtlichen Fragestellungen, die Gegenstand der Beziehungen zwischen Deutschland und Indien sind, äußern wir uns nicht.“

Auch im Bundeswirtschaftsministerium gab sich ein Sprecher schmallippig: „Die Bundesregierung nimmt zu etwaigen Einzelfällen des Rüstungsexports keine Stellung.“

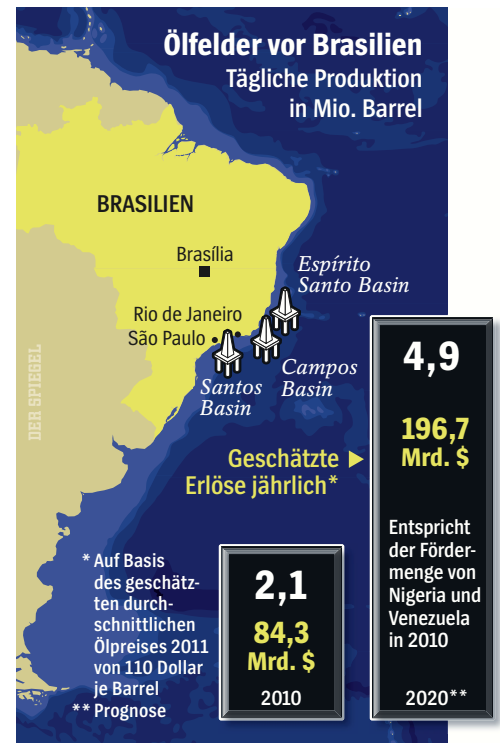
kommen an Kupfer, aber auch an Coltan und Kassiterit – begehrte Bodenschätze, die unter anderem bei der Handy-Fertigung benötigt werden. Ein großer Teil der Erze, die unter unmenschlichen Bedingungen in den ostkongolischen Minen gefördert werden, wird über Ruanda auf den Weltmarkt geschmuggelt; die Kriegsparteien versorgen sich auf diese Weise mit frischem Geld. Auch Ruandas Militär, das mehrfach in den Kongo einmarschiert war, soll am Coltan-Handel verdient haben. Mit der feierlichen Übergabe des Schmuggelguts will Kigali den Ruf loswerden, sich an sogenannten Blut-Mineralien zu bereichern und zugleich das Vertrauen zwischen den beiden Nachbarländern wiederherstellen. Die kongolesische Regierung hat ihrerseits vor kurzem beschlossen, Minenbetreiber und Handelsfirmen schärfer zu kontrollieren.

BRASILIEN

Umstrittener Schatz

Zwischen den 27 Gouverneuren und der Zentralregierung ist ein Konflikt um die Einnahmen aus jenen Ölfeldern entbrannt, die vor drei Jahren vor der Küste der Bundesstaaten Rio de Janeiro, Espírito Santo und São Paulo entdeckt wurden. Es sind gewaltige Vorkommen, die der staatlich kontrollierte Ölkonzern Petrobras fand, allerdings liegt der Schatz in bis zu 7000 Meter Tiefe und wird schwer zu bergen sein. Der damalige Präsident Lula schwärmte, Brasilien werde zu einem südamerikanischen Saudi-Arabien aufsteigen. Er warnte allerdings auch: Öl sei „wie eine schöne Frau in einem Tanzsaal voller Männer“ – es wecke die Gier. Einen Vorstoß, nach dem spektakulären Fund die Verteilung der Oleinnahmen im Land neu zu regeln, blockierte er. Nachfolgerin Dilma Rousseff sieht das offenbar anders. Sie leistete keinen Widerstand, als der Senat am 19. Oktober einen Gesetzentwurf verabschiedete, der die Gewinnaufteilung neu reglementiert und diejenigen Bundesstaaten begünstigt, die keine eigenen Ölvorkommen besitzen. Solch eine Regelung träfe besonders die Metropole Rio de Janeiro: Sie würde künftig bis zu drei Milliarden Euro im Jahr weniger einnehmen als bisher.

Vergangenen Donnerstag protestierten in Rio 50 000 Menschen gegen die Neuordnung. Gouverneur Sérgio Cabral warnte, die wirtschaftliche Renaissance Rios werde durch die Kürzungen wieder zunichte gemacht, Investitionen in Infrastruktur und Sportanlagen seien gefährdet.



SÜDAFRIKA

Präsident Zuma macht mobil

In wenigen Wochen feiert der Afrikanische Nationalkongress (ANC) seinen 100. Geburtstag, aber die älteste Befreiungsbewegung des Kontinents ist zerstritten. Der Führer der ANC-Jugendorganisation, Julius Malema, 30, einer der mächtigsten Männer der Partei, wurde vergangenen Donnerstag vom Disziplinarausschuss für fünf Jahre ausgeschlossen; der amtierende Sportminister Fikile Mbalula, 40, ist in einen Sex-Skandal verwickelt. Beide gelten als Gegner von Präsident Jacob Zuma, die wollen dessen Wiederwahl zum ANC-Chef im kommenden Jahr vereiteln. Malema wurde aus dem Rennen genommen, weil er unter anderem zu einem Regierungswechsel im Nachbarland Botswana aufgerufen hatte – Südafrika pflegt gute Beziehungen dorthin. Und der verheiratete Mbalula hatte sich auf eine



Malema-Anhänger in Johannesburg

Affäre mit einer 27-jährigen Frau eingeladen, die dann angeblich von ihm schwanger wurde – er soll ihr Geld für eine Abtreibung geschickt haben. Weil sogar ein SMS-Wechsel, der von dem Paar stammen soll, in die Zeitungen gelangte, vermuten viele ein Ränkespiel der Zuma-Fraktion. Malema will seinen Ausschluss anfechten. „Ich habe die Samthandschuhe ausgezogen“, ließ er wissen.



Iranischer Präsident Ahmadinedschad: So gut wie sicher an einem militärischen Atomprogramm gearbeitet

IMAGO

NUKLEARWAFFEN

Militärische Dimension

Ein außergewöhnlich scharfer Bericht der Wiener Atomenergiebehörde legt nahe, dass die Teheraner Regierung an der Atombombe arbeitet. Womöglich schon in einem Jahr könnte die Führung den Befehl geben, einen Sprengsatz zu bauen.

Olli Heinonens schlichtes Chefzimmer bei der Internationalen Atomenergiebehörde in Wien hatte zwei Besonderheiten: einen kleinen Perserteppich vor dem Schreibtisch („privat in Iran bezahlt, um das gleich klarzustellen“) – und einen riesigen Safe, versteckt hinter einer Bücherwand. In dem bewahrte der stellvertretende Direktor der IAEA, zuständig vor allem für die Nichtverbreitung von Kernwaffen, seine geheimen Unterlagen auf: Verdächtiges über nordkoreanische Nuklearexperimente oder über pakistanische Schwarzmarktgeschäfte mit hochgefährlicher Atomtechnologie.

Das brisanteste Material betraf Heinonens immer stärkeren Verdacht, dass Irans Nuklearprogramm nicht nur, wie stets beteuert, zivilen Zwecken diene, sondern die Regierung auch heimlich an der Entwicklung einer Atombombe arbeiten ließ. Doch immer, wenn Heinonen versuchte, in einem Anhang zu einem der etwa vierteljährlichen IAEA-Berichte die von ihm recherchierten oder seinen Leuten zugetragenen konkreten Verdachtsmomente zur iranischen Nuklearwaffe aufzulisten, bremste der Boss.

Der Ägypter Mohamed ElBaradei sah die große Gefahr, dass die IAEA-Veröf-

fentlichung durch einen Präventivschlag Israels einen Krieg in Nahost auslösen könnte. Vor allem in seinen Amtsjahren nach der Verleihung des Friedensnobelpreises 2005 hatte für den gelernten Diplomaten ElBaradei die Friedenssicherung oberste Priorität.

Doch das Zeitalter vorsichtiger Formulierungen ist bei der IAEA zu Ende gegangen, seit der Japaner Yukiya Amano, 64, Jurist und Abrüstungsexperte, im Dezember 2009 die Behörde übernommen hat. Amano und seine IAEA-Crew sehen sich als Dienstleister der Welt, nicht als ihre politischen Mitgestalter. Er werde die „Missstände benennen“, hatte er An-

fang dieses Jahres in einem SPIEGEL-Interview angekündigt.

Schon die ersten Iran-Berichte der neuen Führung fielen schärfer aus als die früheren. Der jüngste Report jedoch, den Amano in dieser Woche dem Gouverneursrat, der obersten Mitgliedervertretung in der IAEA, vorlegt, kommt einer Zeitenwende gleich. „Das Uno-Team findet Beweise für einen iranischen Bombenplan“, titelte die „International Herald Tribune“.

Zwar fehlt immer noch die „smoking gun“, der letzte, unwiderlegbare Beweis, aber ähnlich wie bei einem Indizienprozess schließt sich die Kette: Die Fachleute der IAEA sind aufgrund eigener Recherchen und von Geheimdienstberichten aus zehn verschiedenen Staaten zu dem Schluss gekommen, dass Teheran nach „glaubwürdigen Informationen“ so gut wie sicher an einem militärischen Atomprogramm gearbeitet hat und dies wahrscheinlich noch heute tut.

Ihre Einschätzung belegt die IAEA in einem Anhang zum Bericht mit penibel angeführten Hinweisen:

perimenten helfen sollte – beispielsweise bei der Konstruktion eines Zündsystems für Atombomben.

Ganz offensichtlich handelt es sich dabei um den russischen Nanotechnik-Experten Wjatscheslaw Danilenko, der nach Geheimdienstinformationen von deutschen Experten enttarnt und über einen auf verschlungenen Wegen erworbenen Computer identifiziert worden ist (SPIEGEL 24/2010).

Innerhalb der IAEA, besonders aber unter den Botschaftern der Mitgliedsländer, war schon seit dem Sommer um den Wortlaut des Berichts gerungen worden. Vor allem Russland, das mit Iran Geschäfte in Höhe von vielen Milliarden Euro betreibt, soll Amano unter Druck gesetzt haben, die Beweiskette abzuschwächen. Moskau will dem Westen keinen Vorwand liefern für eine neue Sanktionsrunde im Sicherheitsrat.

Den USA wiederum soll der Bericht nicht scharf genug gewesen sein. Die Amerikaner hätten sich eine „noch robustere Schlussfolgerung“ gewünscht,

Iran – wieder einmal – mit einer Mahnung an seine Verpflichtung zu „umfassender Kooperation“ davonkommt. Genau daran aber mangelt es. Seit 2008, so ein IAEA-Mitarbeiter, habe sich Iran „nicht mehr auf uns zubewegt“.

Umso eifriger trieb Teheran die durch eine Resolution des Weltsicherheitsrats untersagte Urananreicherung voran. Weil Brennstäbe für einen Forschungsreaktor in Teheran fehlen, hat die Regierung begonnen, die Anreicherung auf 20 Prozent hochzufahren. Das könnte aber auch ein wesentlicher Schritt in Richtung auf einen möglichen Kernwaffenbau sein.

Anfang Juni 2011 verkündete der Chef der iranischen Atomenergieorganisation zudem, dass die Produktion angereicherter Urans von Natans nach Fordow verlegt werden solle. Dort wären die Zentrifugen in einem Berg versteckt und bei einem Militärschlag nur schwer zu treffen.

Heinonens Nachfolger, der Belgier Herman Nackaerts, könnte dennoch schon bald wieder nach Iran aufbrechen.



Nuklearanlage in Isfahan, IAEA-Generaldirektor Amano: „Missstände benennen“

- Iranische Techniker haben Arbeiten zur Entwicklung eines nuklearen Sprengmechanismus durchgeführt.
- Sie haben Versuche vorbereitet oder unternommen, die es ermöglichen sollten, einen nuklearen Test zu simulieren.
- Sie haben Nutzlastkammern einer Schahab-3-Rakete so umgebaut, dass sie einen Atomsprengkopf über längere Strecken transportieren kann.
- Sie haben eine Neutronenquelle, geeignet für die Auslösung einer Nuklearexplosion, produziert.
- Sie haben sich einen „ausländischen Fachmann“ ins Land geholt, der ihnen gezielt bei besonders schwierigen Ex-

perimenten helfen sollte – beispielsweise bei der Konstruktion eines Zündsystems für Atombomben. Washington misfällt, dass Amano in seinem Bericht nur von einer „möglichen“ militärischen Dimension des Nuklearprogramms ausgeht. Mit Geheimdienstmaterial vertraute Experten schätzen, dass den Wiener Atomwächtern bislang allenfalls ein Fünftel der tatsächlichen Erkenntnisse der USA, aber auch Israels zur Verfügung gestellt wurden.

Ob sich der Gouverneursrat bei seinen Sitzungen am Donnerstag und Freitag dieser Woche tatsächlich entschließt, den Report an den Sicherheitsrat weiterzuleiten und damit konkrete Überlegungen für eine weitere Sanktionsrunde anstößt, ist offen. Vieles deutet darauf hin, dass

Eine Einladung aus Teheran liegt der IAEA bereits vor. Dass der Inspektionsbesuch den Nuklearkonflikt einer Lösung näherbringt, ist allerdings wenig wahrscheinlich.

Anders als die IAEA wagt der Proliferationsexperte Heinonen, heute Gastprofessor an der Harvard-Universität, eine konkrete Vorhersage: „Wenn Iran seine fortgeschrittenen Zentrifugen erfolgreich einsetzen kann, dann könnten sie bis Ende 2012 den kritischen Zeitpunkt erreicht haben, von dem an sie in der Lage sind, über den Bau einer Bombe zu entscheiden. Noch haben wir ein wenig Zeit – aber die Uhr tickt.“

DIETER BEDNARZ, ERICH FOLLATH



Außenpolitiker Salehi, Test einer iranischen Rakete: „Wenn wir angegriffen werden, wissen wir uns zu verteidigen“

„Wir sind auf alles gefasst“

Irans Außenminister Ali Akbar Salehi, 62, wehrt sich gegen die heftige Kritik am Nuklearprogramm seines Landes. Teherans Gegnern wirft er vor, einen heimlichen Krieg zu führen.

SPIEGEL: Wer den neuesten Report der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) liest, fragt sich, wie kurz die Zeit ist, die Iran noch bis zur Fertigstellung seiner ersten Atombombe benötigt.

Salehi: Unser Revolutionsführer Ajatollah Ali Chamenei hat in einer Fatwa, einem religiösen Rechtsgutachten, Nuklearwaffen als unislamisch bezeichnet. Sie sind „haram“, verboten. Deshalb spielt diese Massenvernichtungswaffe in unserer Verteidigungsstrategie keine Rolle. Das ist die Wahrheit, alles andere ist Propaganda.

SPIEGEL: Die Hinweise auf ein geheimes Nuklearprogramm sind erdrückend. Auf zwölf Seiten hat die Behörde in einem Anhang wesentliche Indizien zusammengetragen, die keinen anderen Schluss zulassen: Iran will die Bombe.

Salehi: Diese Behauptung ist unfair und durch nichts gerechtfertigt. Der Report scheint mir sehr viel zu interpretieren, und das ist gefährlich. Mit solchen Deutungen riskiert die IAEA ihre Glaubwürdigkeit.

SPIEGEL: Deren Generaldirektor Yukiya Amano betont seine „ernsthafte Besorgnis“ über die „mögliche militärische Dimension“ des Nuklearprogramms.

Salehi: Die IAEA handelt auf den Druck gewisser Länder ...

SPIEGEL: ... Sie meinen Israel und dessen Verbündeten, die USA ...

Salehi: ... daher sind wir auf alles gefasst. Aber wir haben keine Angst vor der Diskussion dieses Dokuments bei der IAEA. Auf Herrn Amano kommen schwere Zeiten zu. Wir werden ihn und die Atomenergiebehörde für diese Schlussfolgerungen zur Rechenschaft ziehen.

SPIEGEL: Der Report verweist darauf, dass die Informationen von einer Vielzahl unabhängiger Quellen stammen. Über die „eigenen Anstrengungen“ der Behörde hinaus haben „mehr als zehn Mitgliedsstaaten“ der IAEA ihre Informationen zur Verfügung gestellt.

Salehi: Diese sogenannten Fakten sind doch nicht neu. Schon Amanos Vorgänger, Mohamed ElBaradei, hat sie im Großen und Ganzen gekannt. Wir haben darauf bereits mit einer Erklärung von 117 Seiten Länge geantwortet. Aber ElBaradei hat nicht solche Schlussfolgerungen gezogen wie Amano jetzt. Ihre frühere Objektivität hat die IAEA aufgegeben.

SPIEGEL: Die Weltgemeinschaft hat gute Gründe, Iran zu misstrauen, so oft wie Ihre Regierung schon falsche Angaben zum Atomprogramm gemacht hat.

Salehi: Wir haben noch nie falsche Informationen herausgegeben. Im Rahmen des Atomwaffensperrvertrags oder der Abkommen mit der IAEA haben wir immer gut zusammengearbeitet. Wenn man

jedoch von uns mehr verlangt, als die internationalen Abkommen vorsehen, dann verweigern wir uns.

SPIEGEL: Ungeachtet Ihrer Kritik droht nach diesem Report eine neue Sanktionsrunde. Wollen Sie Ihrer Bevölkerung eine Verschärfung des Wirtschaftsboykotts wirklich zumuten?

Salehi: Diese Unannehmlichkeiten nehmen wir in Kauf. Bei einer Geschichte von 3000 Jahren sind 30 oder vielleicht auch 50 Jahre unter einem Embargo für uns nur eine Fußnote. Deshalb werden wir unsere Unabhängigkeit nicht aufgeben und unser ziviles Atomprogramm fortsetzen. In diesem Punkt herrscht innerhalb unserer Regierung und auch bei der Bevölkerung große Einmütigkeit.

SPIEGEL: Statt den Report der Atomwaffenkontrollure zu kritisieren, sollten Sie besser Vorschläge zur Lösung des Konflikts anbieten.

Salehi: Einige Staaten, darunter auch wir selbst, haben Wege genannt, die zu einer zufriedenstellenden Lösung hätten führen können: etwa die Initiative der Türkei und Brasiliens zur Auslagerung angereicherten Materials, die anfangs von US-Präsident Barack Obama begrüßt wurde und später dann doch nicht zustande kam. Auch ein Vorschlag von Russland wurde nicht beachtet. Zur Vertrauensbildung haben wir auch unsere Urananreicherung unterbrochen. Es wurde uns nicht gedankt. Meinen Sie im Ernst, dass weitere Vorschläge zu einem Ergebnis führen können? Ich glaube, es hat keinen Zweck mehr, zusätzliche Konzessionen zu machen. Die Atomfrage ist nur ein Vorwand, um uns mit allen Mitteln zu schwächen.

SPIEGEL: Und Sie wollen mit allen Mitteln Zeit gewinnen, um weiter Uran anzurei-



chern und so der Bombe ein Stück näher zu kommen.

Salehi: Für mich als Nuklearwissenschaftler ist nicht nachvollziehbar, was die Urananreicherung für zivile Zwecke mit dem Bau einer Bombe zu tun haben soll. Die Anreicherung ist uns nach dem Atomwaffensperrvertrag ausdrücklich gestattet. Wir haben sogar das Zusatzprotokoll zum Atomwaffensperrvertrag unterschrieben, um auch die Skeptiker zu friedenzustellen.

SPIEGEL: Sie können den Verdacht nicht ausräumen, dass Sie das Recht zur Anreicherung missbrauchen.

Salehi: Gut, dass wir von Missbrauch sprechen. Was gibt eigentlich manchen Staaten das Recht, Computerviren gegen uns einzusetzen, unsere Nuklearwissenschaftler zu ermorden und trotzdem zu behaupten, sie setzten sich für Menschenrechte ein?

SPIEGEL: Die Regierung in Israel fürchtet nichts so sehr wie die Atombombe in den Händen Ihrer Regierung und scheint einen Angriff auf Ihre Nuklearanlagen vorzubereiten.

Salehi: Wir rechnen nicht mit einem Angriff. Israel weiß, wie verletzlich es ist. Zum Beweis dafür, dass unser Atomprogramm friedlicher Natur ist, haben wir alle Voraussetzungen für die geforderte Überwachung durch die IAEA geschaffen. Ich erkläre an dieser Stelle, dass in diesem Bereich bisher kein Land so intensiv mit der IAEA zusammengearbeitet hat wie die Islamische Republik Iran.

SPIEGEL: Das behaupten Sie.

Salehi: Bei der jüngsten Reise des IAEA-Chefinspektors Herman Nackaerts haben wir über unsere Verpflichtungen hinaus mit den Inspektoren der IAEA zusammengearbeitet. Herr Nackaerts und sein

Chef Herr Amano haben sich sogar für die Zusammenarbeit bedankt.

SPIEGEL: Die USA und Europa sind fest entschlossen, Iran von der weiteren Urananreicherung abzuhalten. Letztlich werden Sie einlenken müssen.

Salehi: Nein, das müssen wir nicht: Ich verweise Sie auf die Geschichte. Die Islamische Republik Iran hat seit ihrer Gründung bis auf den heutigen Tag noch nie denen nachgegeben, die sie zu etwas zwingen wollten. Wer ihr jedoch mit Logik und Aufrichtigkeit begegnete statt mit Doppelmoral, konnte stets mit ihrer Zusammenarbeit rechnen.

SPIEGEL: Im Gegenteil: Ihre mangelnde Kooperationsbereitschaft legt den Verdacht nahe, dass eine Eskalation durchaus gewollt ist. Schließlich gibt es radikale Kräfte in Iran, denen ein Angriff auf das eigene Land durchaus gelegen käme.

Salehi: Die Kriegstrommeln schlagen jene, die unseren Fortschritt bremsen wollen. Der Irak unter Saddam Hussein hatte uns einen achtjährigen Krieg aufgezwungen. Wir wollen keinen weiteren Krieg. Alle Politiker unseres Landes teilen diese Meinung. Wenn wir aber angegriffen werden, wissen wir uns zu verteidigen. Auf jede Attacke, egal welcher Art, wird ein Gegenschlag folgen. Sofort, ohne eine Sekunde zu zögern.

SPIEGEL: Sie müssen sich auch den Vorwurf des Staatsterrorismus gefallen lassen. Die USA beschuldigten vor wenigen Wochen Ihre Kuds-Brigade, eine Elite-Einheit der Revolutionswächter, ein Attentat auf den saudi-arabischen Botschafter in Washington, Adel al-Dschubeir, geplant zu haben.

Salehi: Diese Behauptung ist durch kein einziges Dokument belegt. Das Ganze ist eine Inszenierung Washingtons, eine Schmierenkomödie, mit einem arbeits-

losen Taugenichts als angeblichem Killer. Sie dient den USA als Ablenkungsmanöver von der Wirtschaftskrise. Überdies hofft die Regierung wohl, so die Beziehungen zwischen den islamischen Bruderländern Iran und Saudi-Arabien zu stören. Vergessen Sie nicht: Auch der Krieg gegen den Irak wurde von den USA mit gefälschten Beweisen begründet.

SPIEGEL: Nach der Aufdeckung des Komplotts Mitte Oktober hatten Sie versprochen, die Vorwürfe zu untersuchen. Wo sind die Ergebnisse?

Salehi: Unsere Ermittlungen haben bisher nur gezeigt, dass dies alles eine frei erfundene Geschichte sein dürfte. Der Hauptverdächtige in dieser Affäre hat vor Gericht in den USA alle Vorwürfe abgestritten. Warum sollten wir solch eine sinnlose Tat begehen? Deswegen fordern wir die USA auf, sich zu entschuldigen.

SPIEGEL: Der Vorwurf, Iran betreibe Staatsterrorismus, ist nicht neu. Ihre Geheimdienste waren schon mehrfach in Attentate außerhalb des Landes verwickelt.

Salehi: Die Islamische Republik Iran ist in den letzten drei Jahrzehnten selbst das Opfer von Terrorismus gewesen und hat bei dessen Bekämpfung viele Verluste zu beklagen gehabt. Unlängst haben wir in Teheran eine Konferenz über Terrorismusbekämpfung abgehalten. Das alles sind unlogische Vorwürfe.

SPIEGEL: Obama und US-Außenministerin Hillary Clinton haben die Anschuldigungen um das geplante Attentat wiederholt bekräftigt. Wollen Sie behaupten, die beiden seien von den eigenen Geheimdiensten getäuscht worden?

Salehi: All diese Maßnahmen sind Teil einer amerikanischen Strategie unschwerflicher Kriegsführung gegen Iran. Sie wollen uns in der Welt als Übeltäter darstellen und die Menschen im Westen von ihren eigenen terroristischen Aktivitäten wie der Ermordung unserer Wissenschaftler und dem Cyberkrieg ablenken. Wir haben wegen der ungerechtfertigten Anschuldigung bei den Vereinten Nationen Beschwerde eingelegt.

SPIEGEL: Der US-Präsident hat die iranische Führung in einem Brief aufgefordert, den angeblichen Drahtzieher, den Teheraner Kuds-Offizier Schakuri, sowie einen weiteren in Iran lebenden Verdächtigen an die USA auszuliefern.

Salehi: Wir haben keinen ausreichenden Beweis von den USA erhalten, der uns etwas Genaues über die tatsächliche Identität dieses angeblich Verdächtigen aussagt. Warum sollte er sich gerade in Iran befinden? Und wo dort? In Iran tragen Tausende den Namen Schakuri. Im Übrigen gibt es zwischen Iran und den USA kein Auslieferungsverfahren. Solche Abkommen werden nur zwischen befreundeten Staaten geschlossen.

INTERVIEW: DIETER BEDNARZ



Attentatsziel Dschubeir
„Frei erfundene Geschichte“



Wirtschaftsfachmann Monti, scheidender Premier Berlusconi, Parlament in Rom: Noch schwebt er wie ein Geist über dem Land

ITALIEN

Ciao!

Siebzehn Jahre lang bestimmte Silvio Berlusconi die italienische Politik. Nun geht er und hinterlässt seinen Nachfolgern ein politisches und wirtschaftliches Trümmerfeld, das für ganz Europa zur Gefahr werden kann.

Es waren Silvio Berlusconis letzte Tage als Herrscher, er verbrachte sie im Kreise der Familie in Arcore, in seiner feudalen Festung vor den Toren Mailands, um Details seines Abgangs zu besprechen und sein unternehmerisches Erbe auf die Kinder zu verteilen. Im Park der Villa, hinter akkurat beschnittenen Buchsbaumhecken, hat er sich eine Grabstätte errichten lassen, ein Mausoleum aus weißem Marmor, mit je einer Grabnische für sich, la famiglia und handverlesene Freunde und Gönner. Er scheint vorbereitet zu sein auf sein Ende. Ist es auch das Land?

Draußen tobten derweil die Rebellen, ehemalige Parteifreunde kehrten ihm den Rücken, er nennt sie „traditori“, Verräter, dieses Wort schrieb er während der entscheidenden Sitzung im Parlament auf einen Zettel und notierte dahinter die Zahl 8, so viele Stimmen fehlten ihm zur absoluten Mehrheit.

Trotz der Niederlage will Berlusconi noch immer nicht wahrhaben, dass er es war, der das Land, das er wie eine Firma führen wollte, beinahe in die Pleite trieb. Sein Abgang könnte Mitleid erregen, er erinnert an die letzten Tage der Diktato-

ren Ben Ali und Muammar al-Gaddafi, deren Freundschaft er so pflegte: Zum Schluss ging es sehr schnell, zum Schluss lebte auch Berlusconi fern jener Realität.

Im Angesicht des Endes bemühte er selbst den Vergleich mit einem Diktator und zitierte aus einem Brief von Benito Mussolini. Der Duce schrieb an seine Geliebte Clara Petacci: „Verstehst Du denn nicht, ich zähle hier gar nichts mehr. Ich kann nur noch Ratschläge geben.“ Tja, sagte Silvio Berlusconi, so ungeliebt fühle er sich nun auch.

Wer hätte das vor Wochen für möglich gehalten? Nicht Sex-Skandale und Gerichtsverfahren haben ihn gestürzt; der Spread, nicht das Bett wurde ihm zum Verhängnis. Die nervösen Börsenmärkte assistierten dabei und ein Europa, das sich erst amüsiert und zuletzt schockiert gezeigt hatte angesichts dieses Clowns am südlichen Zipfel des Kontinents. Die italienischen Staatsschulden betragen mittlerweile 1,9 Billionen Euro, das ist so viel wie ein Viertel der Verschuldung sämtlicher Staaten der Euro-Zone.

Das Land stelle „eine echte Gefahr für Europa und die Weltwirtschaft“ dar, warnten die Analysten der Investment-

bank Barclays Capital, womöglich befindet es sich schon jenseits des „Point of no return“, mit anderen Worten: ganz nah am Zahlungsausfall.

Das System Berlusconi hat an vielen Orten des Landes Spuren hinterlassen, vor allem im Süden, in zementierten Landschaften. Berlusconi war überall, und er ist es noch jetzt. Er hat das Land heruntergewirtschaftet, manchmal ist er hingefahren in die Problemzonen, hingeschaut hat er nie. Er hat befördert, woran das Land krankt. Er bestimmte, was die Italiener im Fernsehen sahen, er verhinderte und verschleppte Reformen, befeuerte den Niedergang der politischen Kultur.

Silvio Berlusconi ist nicht über sich selbst gestürzt, wie zu vermuten gewesen wäre. Aber das, was jetzt in römischen Palästen vor sich geht, ist keine Erlösung, auch wenn ihm wohl der ehemalige EU-Kommissar Mario Monti als Premier folgen wird. Ein Wirtschaftsfachmann, kein Politiker aus der alten Riege, stünde damit der neuen Regierung bis zu möglichen Neuwahlen vor.

Es ist das griechische Modell, dort führt ein ehemaliger Notenbankchef, Lucas Papademos, nun die Übergangsregierung.

Wirtschaftskompetenz verdrängt in diesen Tagen die Führungskräfte der Politik, die den fatalen Glaubwürdigkeitsverlust ganz allein zu verantworten haben. Und so ist es schon ein sehr italienischer, tragikomischer Moment, dass dieses Land nun einen Retter jenes Typs sucht, als der Berlusconi vor 17 Jahren angetreten war. Einen, der mit dem eingefahrenen System bricht, der ökonomische Dynamik bringt und in der Lage ist, über die parteipolitischen Lager hinweg Reformen in Rekordtempo anzuschieben.

Italien laufe die Zeit davon, warnte Euro-Rettungsfonds-Chef Klaus Regling vergangene Woche. „Italien hat enorm viel Arbeit vor sich“, beeilte sich Monti zu sagen. Und EU-Sparkommissar Olli Rehn ließ nachrechnen und teilte mit, was jeder ahnte. Entgegen der Versprechen wird das Land seinen Haushalt bis 2013 unmöglich ausgleichen können.

Die Zinsen für italienische Staatsanleihen stiegen am Mittwoch über die Sieben-Prozent-Marke. Sieben Prozent, das ist die magische Zahl, von der viele Wirtschaftswissenschaftler annehmen, jenseits dieser Grenze könne ein Land sich nicht mehr aus eigener Kraft aus der Schuldenfalle befreien. 2012 werden Anleihen im Volumen von 300 Milliarden Euro fällig, knapp die Hälfte davon muss der italienische Staat schon zwischen Februar und April platzieren, das sind umgerechnet Papiere für mehr als zwei Milliarden Euro an jedem einzelnen Handelstag.

Silvio Berlusconi ist derweil immer noch überzeugt, dass er das Beste war, was seinem Land passieren konnte. Auch wenn er sich weder für Europa interessierte noch für Italiens Schulden und stagnierendes Wachstum oder den Abbau der aufgeblasenen Bürokratie. In insgesamt neun Jahren als Premierminister habe er sich stets geweigert, diese Schiefelage zu erkennen, schrieb der britische „Economist“ schon im Sommer. Die Liberalisierung des Arbeitsmarktes, die Reform der Pensionen und die der Berufsstände – alles wurde im Klein-Klein der Tagespolitik verschoben, verwässert, dem Kalkül des Machterhalts geopfert.

Nur in einem war er erfolgreich: Berlusconi hat sein Firmenimperium vor dem Ruin und sich selbst vor dem Gefängnis gerettet, als er Politiker wurde. Denn nur so konnte er sich jahrelang vor Prozessen wegen Steuerhinterziehung, Bilanzfälschungen oder Richterbestechung schützen (siehe Kasten Seite 102).

Und auch in diesen Tagen ist er vor allem an seinem privaten Überleben interessiert. Bei den Familientreffen in Arcore geht es vorwiegend darum, mit Sohn Pier-silvio, Vizepräsident der Mediaset-Gruppe, und Tochter Marina, Präsidentin von Italiens größtem Verlagshaus Mondadori, das Familienvermögen von geschätzten sechs Milliarden Euro zu retten. Und dafür

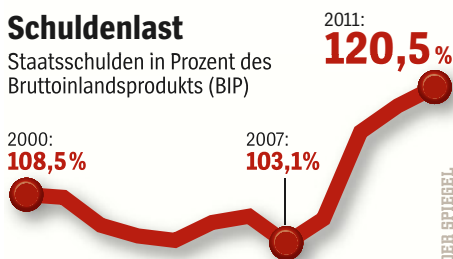
scheint Berlusconi nun selbst die Sparmaßnahmen, die er immer verhindert hat, unterstützen zu wollen. Der Präsident seines Medienunternehmens Mediaset soll ihn vergangene Woche verzweifelt gewarnt haben: „Wir brechen ein, Silvio, unsere Aktien verlieren zwölf Prozent. Du musst abtreten und eine Monti-Regierung akzeptieren, sonst wirst du deinen Kindern nicht mehr viel vererben können.“

Draußen, vor der Festung in Arcore, wird hingegen längst über die Zeit nach Berlusconi beraten. Dort zeigen sich die ersten Vorboten eines anderen Italien, das mit der Frage ringt, ob die Nation bereit ist für eine Zukunft ohne Berlusconi. Kann sich Italien selbst retten? Oder geht das nur unter der Regie der Europäischen Union und des Internationalen Währungsfonds in Washington?

Italiens Misere

Schuldenlast

Staatsschulden in Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP)



Haushaltsdefizit 2011

in Prozent des BIP 4,0%

Schuldendienst 2011,

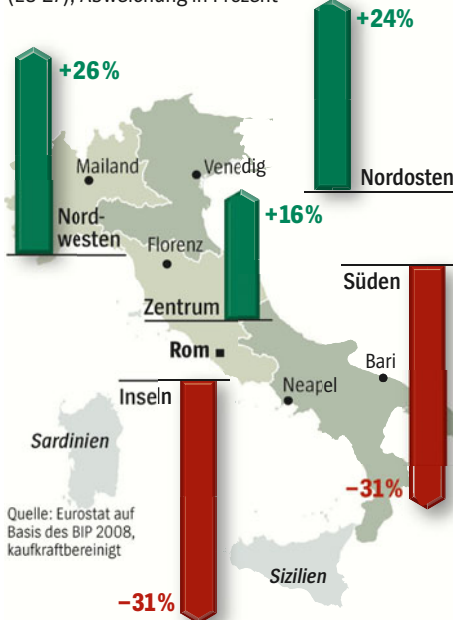
Zinslast in Prozent des BIP 4,9%

Jährliche Mehrkosten

beim Schuldendienst je Prozent Zinsaufschlag 19,1 Mrd. €

Strukturprobleme

BIP pro Kopf im Verhältnis zum EU-Durchschnitt (EU-27), Abweichung in Prozent



Die Vorboten sind schon länger da, zarte Pflänzchen der Demokratie, die verdeckt wurden durch die Aufregungen um die Ruby-Affäre. Aber es gibt sie, die zupackende Zivilgesellschaft, die friedlichen Demonstranten und Wähler, die wieder an ihre Macht glauben.

In der 17000-Einwohner-Stadt Arcore etwa sind sie zu besichtigen, 29 Kilometer vom Mailänder Dom entfernt, Sitz des Despoten, einst Synonym für industriellen Wohlstand. „Davon ist längst nichts mehr übrig“, sagt Arcores neue Bürgermeisterin, Rosalba Colombo, 53, eine resolute Linke in kurzem Rock. Bei den Kommunalwahlen im Mai fegte sie den Kandidaten aus Berlusconis Parteienlager vom Platz.

Colombo beschreibt Italien als führerloses Bötchen auf sturmgepeitschter See. Der Sturm werde anhalten, sagt sie, ein neuer Kapitän sei noch nicht in Sicht. Colombo sitzt im Rathaus, gebeugt über Kontoauszüge, die Italiens Misere spiegeln. Sie schließt gerade die Haushaltsbilanz ab, sie stöhnt und sagt, Arcore sei heillos verschuldet. „Wir müssen einen Schlusstrich ziehen unter dieses schreckliche Kapitel des Berlusconismus, und zwar schnell! Wir brauchen endlich Verantwortungsbewusstsein in Politik und Gesellschaft.“ Sie ist die Verschwendungssucht Berlusconis satt. Wenn Schaulustige nach seiner Villa fragten, sagt sie, schickten genervte Nachbarn sie inzwischen gern mal zum Friedhof.

Noch schwebt Berlusconi wie ein Geist über dem Land. Theoretisch ist der politische Wille zur Veränderung da, der wirtschaftliche Druck ohnehin. Praktisch auch? Die planlose Opposition hat ihre Chancen vertan, eine Alternative aufzubauen. Sie ist eine Ansammlung von Splitterparteien, sie versteht sich vor allem auf die Anklage und nicht auf Ideen. Alles drehte sich immer um Berlusconi, er war ihr Fixstern.

Die Italiener seien leicht zu beeindrucken gewesen von diesem Stehaufmännchen, sagt der Psychoanalytiker und politische Kommentator Sergio Benvenuto. Er hält Berlusconi für ein teuflisches Genie, das die Sehnsüchte der Italiener anzusprechen verstand wie kein Zweiter.

Benvenuto sitzt in Rom-Trastevere auf einer mit Kissen gepolsterten Sigmund-Freud-Couch und sagt: „Sie waren geblendet von Berlusconis Potenz, als Mann und als Politiker, deswegen haben sie ihn dreimal gewählt. Deswegen hätte Berlusconi sogar von Ruby-Gate profitieren können.“ In Italien seien alle drei großen Ideologien gescheitert, Faschismus, Kommunismus, Katholizismus, sagt Benvenuto: „Es blieb der Egoismus, Berlusconi ist Italiens erfolgreichster Egoist. Und das Land ist ihm blind gefolgt.“

Als Berlusconi 1994 erstmals eine Regierung anführte, da kam er wie geru-

Rechnung für Ruby

Nach seinem Abschied muss sich Silvio Berlusconi wohl der Justiz stellen.

Am Montag vor drei Wochen hatten die Richter in Mailand mal wieder die Hoffnung, Silvio Berlusconi endlich persönlich befragen zu können. Es ging um Bestechung, der Angeklagte sollte aussagen.

Stattdessen erschien nur sein Anwalt, der verlas einen Brief von Berlusconi. Er sei, so der Premier, leider verhindert: Um 10 Uhr müsse er seinen Finanzminister sehen, um 12 Uhr den Staatspräsidenten, um 18 Uhr Kabinettsmitglieder. Man habe ein Treffen des Europarats vorzubereiten, da bleibe wirklich keine Zeit.

So ging es Italiens Ermittlern fast immer: Amt, Macht und Verjährung schützten den Angeklagten Berlusconi bislang vor den Strafverfolgern. Doch nach seinem Abschied kann es gleich in fünf Prozessen eng werden für ihn und seine Helfer. Es geht um Korruption, Sex-Partys mit Minderjährigen, Steuerhinterziehung.

Immerhin 17 Prozesse hat die Justiz in rund 20 Jahren gegen Berlusconi geführt. Manchmal wurde er in erster Instanz verurteilt, bisher aber saß er noch keinen einzigen Tag im Gefängnis.

Vergangenes Jahr drückten seine Leute ein Gesetz durch, nach dem ein Regierungschef wegen der Amtsgeschäfte nicht mehr vor Gericht erscheinen muss. Richter kippten die entscheidenden Paragraphen. Seither muss Berlusconi immer im Einzelfall begründen, warum er nicht kommen kann.

Nun wird so etwas nicht mehr helfen. Im sogenannten Rubygate-Skandal werfen ihm Staatsanwälte vor, er habe der Nachtclub-Tänzerin Karima el-Marough alias Ruby Rubacuori Geld für Sex gegeben, obwohl sie zum damaligen Zeitpunkt erst 17 war. Rubacuori und er bestreiten das.

Ungemütlich kann es auch in zwei Verfahren um das Berlusconi-Imperium Fininvest werden. Die Tochterfirmen Mediaset und Mediatrade sollen bei Geschäften mit Filmrechten Steuern hinterzogen und Geld veruntreut haben. Rund eine halbe Milliarde Euro sei auf Schwarzgeldkonten im Ausland gelandet, behaupten die Ankläger. Berlusconi hat die Vorwürfe immer bestritten, bei Mediatrade geht es nun gegen seinen Sohn und einen Vertrauten. Gefährlicher sind zwei andere Prozes-



Tänzerin Rubacuori 2010: Sex-Partys mit Minderjährigen

se: 560 Millionen Euro Schadensersatz musste Fininvest bereits an den ewigen Berlusconi-Konkurrenten Carlo De Benedetti zahlen. Die beiden kämpften vor über 20 Jahren um den Kauf eines Verlagshauses, Berlusconi gewann damals vor Gericht, hatte aber dafür einen Richter bestochen. Schon in zwei Instanzen hat Fininvest gegen Benedettis Zivilklage verloren, trotzdem will Berlusconi sein Geld zurück.

Bereits im Juli versuchte er, in das Sparpaket der Regierung eine Klausel aufzunehmen, durch die derart hohe Entschädigungen nicht mehr einklagbar wären. Doch der Trick fiel auf, der Passus wurde gestrichen, nun wird in dritter Instanz entschieden.

Strafrechtlich heikel sei der Fall um den Anwalt David Mills, sagt Justizexperte Lirio Abbate. Berlusconi soll den Briten Mills mit 600 000 Euro bestochen haben, damit der nicht über Schwarzgeldgeschäfte plaudert. Berlusconi beteuert seine Unschuld, der nächste Gerichtstermin für ihn steht am 5. Dezember an. „Er muss mit sechs Jahren Haft rechnen“, sagt Abbate, „doch das ist theoretisch.“ Denn in Italien werden Verurteilte, die älter als 70 sind, in der Regel nicht mehr eingesperrt, sie bekommen höchstens Hausarrest. Das Gesetz hatte Berlusconis Regierung 2005 durchgesetzt; im Jahr darauf wurde der Premier 70.

CLEMENS HÖGES, HANS-JÜRGEN SCHLAMP

fen. Die Anti-Korruptions-Aktion „Mani pulite“ hatte kurz zuvor einen Großteil der politischen Elite vor Gericht gebracht, die Christdemokraten lösten sich auf, die Kommunisten waren hoffnungslos gestrig. Berlusconi hingegen war neu in der Politik, erfolgreich und rücksichtslos. Er hatte Wahlkampf nach den Regeln des Teleshopping gemacht und wirkte wie einer, der in der Wirtschaft aufräumen würde, ein Modernisierer – zu dem er nie wurde.

Und jetzt, da Berlusconi verschwindet? Wird die Linke endlich ihre Chance nutzen? Sie mache dieselben Fehler wie die Rechte, sagt der Historiker Paul Ginsborg: Postengesachere, Klientelismus, Korruption. „Erst wenn uns das Dach auf den Kopf fällt, werden wir aus der Agonie erwachen“, sagt er.

Ginsborg hat ein Buch mit dem Titel „Italien retten“ geschrieben, noch vor dem Absturz an den Märkten. Er ist Engländer, vor zwei Jahren hat er die italienische Staatsbürgerschaft angenommen, seit 20 Jahren lehrt er zeitgenössische Geschichte an der Universität von Florenz. Er liebt dieses Land, er sagt, eine Rettung sei möglich. Italien habe Ressourcen, gesunde Unternehmen und Staatsbürger, die alles andere als europamüde seien.

Gewiss, die Begeisterung der Italiener für ihren eigenen Staat sei nie besonders ausgeprägt gewesen, das habe historische Gründe, die späte Einigung, der Nord-Süd-Konflikt, die mächtige Kirche. Aber politikverdrossen, nein, das seien sie nicht, nicht mal nach 17 Jahren Berlusconi. „Wir können es schaffen, jenseits vom ewigen Selbstmitleid, wie so oft auf den letzten Drücker.“ Durch den Ernst der Lage sei eine aktive Zivilgesellschaft entstanden, das sehe man auch jetzt, bei der Fluthilfe in Ligurien und Genua.

Ginsborgs Sorgen aber wiegen ebenso schwer: Die Ineffizienz der Verwaltung, der mangelnde Respekt vor Institutionen, die Ohnmacht gegenüber dem organisierten Verbrechen. Hinzu komme die kulturelle Deformation durch ein Medienangebot, in dem Berlusconi über Jahre der Showmaster war und erst einmal bleiben wird.

Auch L'Aquila war ein Ort für die große Berlusconi-Herrscher-Show. 2009 lud er zum G-8-Gipfel in die Erdbebenstadt, um zu zeigen, wie sehr er sich um die Opfer sorge. Heute, zweieinhalb Jahre danach, ist die Altstadt noch immer ein Trümmerhaufen, ein von Militär gesichertes Sperrgebiet, Symbol für desolate Verwaltung.

Im März schlug der Premier die Insel Lampedusa für den Friedensnobelpreis vor, es war auch hier der Auftritt, der zählte, nicht die Lösung. Über 10 000 Flüchtlinge strandeten allein in diesem Jahr auf Lampedusa, viele von ihnen leben als Illegale im Land und arbeiten als

Erntehelfer in Kalabrien. Sie hausen unter Plastikplanen, werden notdürftig versorgt von „Ärzte ohne Grenzen“, wie daheim in Afrika. Ein paar hundert von ihnen probten vor knapp zwei Jahren den Aufstand.

Das war in Rosarno, einem der Orte in Kalabrien, aus dem viele junge Italiener in den Norden abwandern, weil knapp 30 Prozent hier keine Arbeit finden. Die Gebildeten wandern ab, die Flüchtlinge wandern ein, alles hängt mit allem zusammen, ein Knäuel ungelöster Strukturprobleme mitten in einem der Gründungsländer Europas.

ANZEIGE

Dauerhaft desolat auch die Situation in Neapel, einer der ärmsten Städte Europas, Hochburg der Camorra, in der die Müllberge brennen und Respektlosigkeit vorm Staat als Lebenshaltung gilt. Wie Arcore mit Rosalba Colombo und Mailand mit Giuliano Pisapia hat auch Neapel seit dem Frühjahr einen neuen Bürgermeister, den ehemaligen Staatsanwalt Luigi De Magistris. Er hat ein korruptes System geerbt, von der Müllentsorgung bis zu illegal an die Camorra vergebenen Bauaufträgen. Damit will er aufräumen. Vergangene Woche haben sie ihm sein Auto zertrümmert, weil sie

nicht glauben, dass er besser sei als seine Vorgänger.

Kleine Hoffnungsschimmer gibt es trotzdem, aber Aufbruch braucht Zeit. Und Zeit ist knapp in diesen Tagen, täglich verschlingen die Staatsschulden rund 200 Millionen Euro an Zinsen. Wie wird sie also aussehen, die politische Zukunft Italiens? Trotz haushoch gewonnener Regionalwahlen erweist sich die Linke als unfähig, das Land vom Berlusconiismus zu befreien. Erste Erfolge endeten vorerst in Grabenkämpfen.

Im Juni gewann der frühere Staatsanwalt Antonio Di Pietro mit seiner Anti-Korruptions-Partei „Italien der Werte“ ein von ihm initiiertes Volksreferendum. Di Pietro ist Berlusconis wortgewaltigster Widersacher, derjenige, der ihm – Ironie des Schicksals – vor 17 Jahren das Feld bereitete, als er mit seiner Säuberungsaktion „Mani pulite“ die korrupte Politriege um Bettino Craxi davonjagte. 95 Prozent stimmten im Referendum gegen Gesetze, die Berlusconi auf den Leib geschneidert waren und dafür, dass Italien atomfreie Zone bleibt. Di Pietro sitzt in seinem Büro neben dem Trevi-Brunnen in Rom und sagt: „Es war ein historischer Erfolg.“

Aber di Pietro nutzte ihn nicht, dieser Tage geriert er sich erneut als Blockierer. Er hat erklärt, dass er die Monti-Regierung nicht unterstützen werde, man wisse ja gar nicht, was einen bei dem erwarte. Und er streitet mit seinen linken Verbündeten: mit dem blassen Pier Luigi Bersani von der Demokratischen Partei und dem homosexuellen Nichi Vendola, den niemand zum Berlusconi-Herausforderer aufbauen wollte, obwohl er als Gouverneur die Region Apulien zu einer der florierendsten in Süditalien gemacht hat.

Bleibt nur „Supermario“ Monti, Chef einer Technokraten-Regierung, die beste Lösung für Italien bis zu den Neuwahlen. Sind damit die Voraussetzungen gegeben für eine bessere, berlusconifreie Zukunft? Die Ressourcen sind da, der kreative Mittelstand, die Zivilgesellschaft, sie alle scheinen den Ernst der Lage längst begriffen zu haben. Schon jetzt reden sie auf Roms Straßen kaum noch über Berlusconi, sondern über die Schulden.

Das Italien, das Silvio Berlusconi seinen Nachfolgern übergibt, ist nach jüngsten Untersuchungen noch korrupter als Ruanda und weniger wettbewerbsfähig als Albanien.

Das Land braucht jetzt Macher, die die Schulden bekämpfen, ohne wertvolle Zeit mit einem Machtpoker um Ministerposten zu verlieren. Das wäre ein Anfang, ein erstes Fazit aus den Berlusconi-Jahren. Die Welt warte nicht mehr lang, schreibt der römische „Il Messagero“, „die Scheinwerfer waren noch nie so grell auf Italien gerichtet“.

FIONA EHLERS, ALEXANDER JUNG

KRIEGSVERBRECHEN

Charismatisches Monster

Sühne für ungezügelte Mordlust: Ein Militärgericht spricht dem Anführer des Kill Teams, das in Afghanistan willkürlich Zivilisten tötete, die Hauptschuld zu.

Er sitzt einfach nur da, tagelang, reglos wie ein Fels, den Blick immer nach vorn gerichtet, und hört den Aussagen zu, die ihn als Ungeheuer beschreiben. Vor ihm nehmen nacheinander die Zeugen Platz, Soldaten, die in Afghanistan einmal seine Kameraden waren und die ihm jetzt auch das geringste Maß an Menschlichkeit absprechen.

16 Verbrechen werden ihm vorgeworfen, darunter drei Morde, die er an Afghanen begangen haben soll, einfach so, weil er Spaß daran gehabt habe. Es sind grausame Zeugenaussagen, und grausamer noch ist nur sein starrer Blick, die klinische Kälte, die maschinenhafte Gleichgültigkeit, mit der er diese Aussagen erträgt.

Erst an einem der letzten Verhandlungstage erhebt sich der Angeklagte Sergeant Calvin Gibbs zum ersten und einzigen Mal während des zweiwöchigen Prozesses vor dem Militärgericht im Armeestützpunkt Lewis-McChord bei Seattle, um selbst das Wort zu ergreifen. 26 Jahre ist er alt, fast zwei Meter groß, sein Schädel geschoren. Mit seinen breiten Schultern wirkt er noch genauso durchtrainiert, genauso imposant wie damals in Afghanistan, wo er als Feldwebel einen Infanterietrupp der 5. Stryker-Brigade kommandierte.

Gibbs streitet den dreifachen Mordvorwurf ab. Er habe sich keineswegs zum Anführer des sogenannten Kill Teams gemacht, jener Gruppe von Soldaten, die 2010 in der Region Kandahar stationiert war, einer der Hochburgen der Taliban, und die dort drei Afghanen willkürlich getötet hat. Nur dass er einen Kameraden verprügeln ließ, gibt er zu, und dass er Leichen von Afghanen verstümmelt hat, ihnen Finger abgeschnitten oder auch einen Zahn herausgebrochen hat.

Das sind, auf der Liste der Anklagepunkte, die geringen Verbrechen. Aber selbst wenn er über sie spricht, geht ein Schauer durch den Gerichtssaal. „In meiner Vorstellung war das nichts anderes, als einem erlegten Hirsch das Geweih abzutrennen“, sagt er und versucht seine Taten mit einer Kaltschnäuzigkeit zu erklären, die kaum zu überbieten ist: „Man muss irgendwie klarkommen mit dem,



Kill-Team-Anführer Gibbs, Militärgericht bei Seattle: „Leute zu erschießen ist nicht leicht“



Gibbs-Untergebener Morlock, ermordeter Afghane: Posieren wie mit Jagdtrophäen

was man tut. Leute zu erschießen ist schließlich keine leichte Angelegenheit.“

Drei der fünf Mitglieder des Kill Teams haben bereits gestanden und Gefängnisstrafen von 3 bis 24 Jahren erhalten. Sie gaben zu, ihre Opfer willkürlich ausgewählt zu haben, darunter einen 15-jährigen Bauernjungen und einen Geistlichen. Bei ihren Taten hätten sie den Eindruck erweckt, als stünden sie unter Beschuss und müssten sich wehren. Es waren perfekt geplante Täuschungsmanöver, bei denen sie, angeblich auf Gibbs Geheiß, einmal auch eine alte, von den Taliban benutzte Kalaschnikow nachträglich neben den Toten legten, um Ermittlern vorzugaukeln, das Opfer sei bewaffnet gewesen.

Im Prozess läuft alles auf die Frage hinaus, welche Rolle Gibbs, der Anführer des Trupps, gespielt hat. War er der Anstifter, wie die anderen Mitglieder des Kill Teams behaupten? Hat er sie sogar gezwungen zu töten? Hat er ihnen gedroht, sie umzubringen, wenn sie nicht bereit waren, mitzumachen?

Es ist ein Prozess ohne forensische Beweise, es werden keine DNA-Spuren vorgelegt, es geht um Charaktere, um Plausibilitäten, um die Frage, wer glaubwürdig erscheint und wer lügt, und es geht um die Fotos jener Leichen, die Gibbs verstümmelt haben soll; um die Bilder von Fingern toter Afghanen, die Gibbs abgeschnitten und als Trophäen gesammelt haben soll; um Fotos, die einen afghanischen Leichnam zeigen, dem Gibbs in den Kopf geschossen hatte. Es geht um die erschütternden Aufnahmen, auf denen der Truppenführer und seine Soldaten mit den Leichen wie mit Jagdtrophäen posieren. Die US-Armee hat diese Fotografien auf den Laptops der GIs sichergestellt und sie so lange unter Verschluss gehalten, bis der SPIEGEL im März einige davon veröffentlichte (12/2011).

Jetzt werden die Fotos noch einmal gezeigt, im Gerichtssaal, vergrößert bis zur Unerträglichkeit. Jedes Detail wird besprochen, Einschusswunden, abgetrennte, verwesende Körperteile, und kein einzi-

ges Mal verzieht Gibbs dabei sein Gesicht. Er starrt immer nur durch alles hindurch, wie er durch die Zeugen hindurchstarrt, seine einstigen Untergebenen. Er sieht sich offenbar noch immer als Chef, als einzigen Erwachsenen unter hysterischen Kids, die den Härten des Kriegs nicht gewachsen waren. Das ist seine Verteidigungslinie.

28 Zeugen sagen gegen ihn aus, darunter Mitglieder des Kill Teams. Von ihnen, von ihrer Glaubwürdigkeit, hängt nun ab, ob Gibbs zur Verantwortung gezogen wird.

Es ist die Strategie der Verteidigung, die Zeugen auseinanderzunehmen, ihre Glaubwürdigkeit zu erschüttern. Kann ein Zeuge überhaupt vertrauenswürdig sein, der selbst schon Verbrechen gestanden hat? Zeugen wie Jeremy Morlock, der 23-Jährige aus Wasilla, Alaska, der als Mitglied des Kill Teams an allen drei Morden beteiligt war. War er nicht womöglich der Haupttäter? Ein dreifacher Mörder? Zwei Tage lang nimmt ihn die Verteidigung ins Kreuzverhör, er scheint Gibbs' beste Chance zu sein, den schwerwiegendsten Anklagepunkten zu entkommen.

Andere Aussagen belasten den Angeklagten umso stärker. Der Sanitäter Alexander Christy etwa gibt zu, Gibbs habe sich über ihn lustig gemacht, weil er sich weigerte, einem toten Afghanen den Finger abzutrennen. Er habe außerdem gesehen, wie pietätlos er mit der Leiche eines seiner Opfer umgegangen sei, wie mit einer Puppe habe er mit ihr gespielt.

Der Stabsgefreite Justin Stoner berichtet, wie Gibbs ihn verprügeln ließ, weil er Drogenmissbrauch seiner Kameraden auffliegen ließ. Der Angeklagte sei dann später noch einmal zu ihm ins Zimmer gekommen und habe ihm drohend zwei abgeschnittene Finger von Afghanen gezeigt.

Von da an, sagt Stoner, sei er nicht mehr schlafen gegangen. Er habe sich angezogen, als würde er auf Patrouille gehen, und sich in voller Kampfmontur samt griffbarem Gewehr neben sein Bett gesetzt. Er hatte plötzlich mehr Angst vor Gibbs als vor den Taliban.

Es ist auch diese Angst fast aller Zeugen, die Gibbs am Ende zum Verhängnis wird. „Gibbs hat das Charisma. Er hat eine Führer-Persönlichkeit“, sagt der Ankläger Robert Stelle in seinem Schlussplädoyer und schreibt ihm die Verantwortung zu, seine Untergebenen angestiftet zu haben.

Als das Gericht am vergangenen Donnerstag das Urteil verkündet, „schuldig in allen Anklagepunkten“, und als Strafmaß „lebenslänglich“ verhängt, sitzt Gibbs mit offenem Mund auf seinem Stuhl. Auch jetzt sagt er kein Wort. Er bewahrt Haltung. Es ist das Letzte, was ihm noch geblieben ist.

MARC HUJER

SPANIEN

Aufgestaute Wut

Zwei Kandidaten, die unterschiedlicher nicht sein könnten, kämpfen mitten in der Wirtschaftskrise um den richtigen Kurs zur Rettung des Landes.

Die einen lieben, die anderen hasen, alle respektieren ihn: Alfredo Pérez Rubalcaba gilt als arbeitswütig und als exzellenter Verhandlungsführer. Verlässlich sei er, der Mann mit der zerfurchten Stirn und den Bernsteinaugen, sagen Abgeordnete der unterschiedlichsten Lager dem Sozialisten nach. Journalisten wählten ihn zum brilliantesten Redner des Parlaments. Sogar seine konservativen Gegner räumen ein, dass er einer der beeindruckendsten Politiker ist, die das Land hervorgebracht hat.

Am kommenden Sonntag könnten die Spanier den 60-Jährigen zu ihrem Ministerpräsidenten machen. Doch sie werden wohl einen anderen wählen, einen Mann ohne Charisma, der nur wenig von dem verrät, was er plant. Das hat viel mit der Schuldenkrise zu tun und wenig mit dem begabten Rubalcaba.

Allen Umfragen nach wird dessen Sozialistische Arbeiterpartei PSOE der konservativen Volkspartei bei den Parlamentswahlen am 20. November unterliegen. Und dann könnte deren Chef, Mariano Rajoy, sogar mit absoluter Mehrheit die Regierung übernehmen.

Karikaturisten stellen den 56-jährigen Notar aus Galicien gern entspannt ruhend und Havanna-Zigarren schmauchend dar, weil er Probleme lieber vor sich herschiebt, anstatt sie anzupacken. Auch seine persönlichen Umfragewerte sind nicht beeindruckend. Doch seinem Gegner hilft das wenig.

„Dies ist nicht die angenehmste Situation in meinem Leben“, sagt Rubalcaba, bis zum Juli Innenminister und Stellvertreter des ausgebrannten Ministerpräsidenten José Luis Rodríguez Zapatero. Er versucht, gegen den Ruf der eigenen Partei Wahlkampf zu betreiben. Wohl vergebens.

Denn zu lange haben die Sozialisten die Wirtschaftskrise geleugnet. Erst nach massivem Druck aus Brüssel nahm Zapatero die Vergünstigungen zurück, die er in guten Zeiten Beamten, Rentnern, Studenten und jungen Eltern eingeräumt hatte. Seit vor drei Jahren die Immobilienbranche einbrach, ist die Zahl der Arbeitslosen auf fast fünf Millionen angeschwollen, über 45 Prozent der jungen Spanier haben keinen Job – EU-Rekord. Und erstmals trugen die „Indignados“, die Masse der vornehmlich jugendlichen

Empörten, den Protest landesweit auf die Straßen. Bei den Regional- und Kommunalwahlen Ende Mai haben sie die PSOE abgestraft.

Das Klima der sich ausbreitenden Revolte, die Enttäuschung gerade über eine linke Regierung, die plötzlich auf ein hartes Spardiktat umschwenkte, nutzt nun der konservativen Partei. Viele trauen ihr mehr Wirtschaftskompetenz zu.

Mariano Rajoy hat in den vergangenen Jahren „fast jedes Dorf“ im Land besucht. Als ehemaliger Wahlkampfleiter seiner Partei weiß er, dass die Opposition erst siegen kann, wenn sich bei den Wählern genügend Wut auf die Regierung aufgestaut hat.

Die braucht Rajoy nicht weiter zu schüren. Zu seinem Glück, denn er ist nicht eben der perfekte Wahlkämpfer. Bei der Vorstellung seiner Autobiografie in einem Madrider Hotel liest er seine Rede Wort für Wort von handgeschriebenen Notizzetteln ab – inklusive der Witzchen: Er habe da, sagt Rajoy, ein paar Ideen für den notwendigen Wandel in Spanien aufgeschrieben, aber keine Vorschläge ausgearbeitet. Er pflege seine Versprechen zu halten, deshalb mache er erst gar keine. Auch beim einzigen Fernsehduell der beiden Kandidaten am Montag vergangener Woche verließ sich Rajoy ganz auf seine Spickzettel.

Die beiden Anwärter auf den Retter-Job für die überschuldete viertgrößte Wirtschaftsmacht der Euro-Zone könnten vom Temperament nicht unterschiedlicher sein. Der aus dem nordspanischen Kantabrien stammende Rubalcaba lief als junger Mann die hundert Meter fast rekordreif und wurde nur durch eine Verletzung an einer Karriere als Sprinter gehindert. Während seines Chemiestudiums schloss er sich den Sozialisten an. Und lehnte sich gegen den Diktator Franco auf, für den sein Vater im Bürgerkrieg gekämpft hatte.

Bei der Lektüre der Tageszeitungen hört Rubalcaba oft klassische Musik auf dem iPod. Er diskutiert gern, in Gesprächen könne er, wie er selbstbewusst sagt, „durchschlagend wie ein Proton und subtil wie eine Welle“ sein.

Sein Herausforderer Rajoy hat mit 26 Jahren erstmals für einen Sitz im galicischen Landtag kandidiert, obwohl sein Vater, ein Richter, ihm von der Politik ab-



Kontrahenten Rubalcaba, Rajoy, Demonstranten

geraten hatte. Dass er zur Partei seines Landsmanns, des Franco-Ministers Manuel Fraga Iribarne ging, sei seinen Freunden dort zu verdanken. Rajoy ist ganz von der Denkweise eines Juristen geprägt. Er sagt, er rede nicht gern über Dinge, die er nicht völlig beherrsche. Im Zweifel, oder wenn er verärgert ist, spricht Rajoy gar nicht.

Die politische Laufbahn der beiden Politiker verlief dagegen ähnlich. Der Hochschullehrer Rubalcaba trat 1982 in die erste Regierung von Felipe González ein. Er war Bildungsminister und Regierungssprecher. Zapatero machte ihn 2004 zum Fraktionsvorsitzenden der Sozialisten im Parlament. Als Innenminister war er seit 2006 entscheidend dafür verantwortlich, dass die Terrororganisation Eta niedergelassen wurde. „Ich war immer ein Macher“, rühmt sich Rubalcaba.

Der Konservative Rajoy leitete dieselben Ministerien, darüber hinaus hatte er wichtige Parteiamter inne, zunächst in Galicien, dann in der Zentrale. Rajoy sei ein wunderbarer Mensch, aber er werde ein sehr schlechter Regierungschef sein, warnt Rubalcaba. Denn ein Ministerpräsident müsse pausenlos wichtige Entscheidungen treffen. Und im Gegensatz zum Macher Rubalcaba gilt Rajoy als Zauderer.

Schon einmal schien der Sieg von Rajoy sicher. Der während Spaniens Wirtschaftswunderjahren regierende José María Aznar hatte seine Nummer zwei zum Nachfolger bestimmt. Drei Tage vor der



EMANUELE CREMASCHI / LUZPHOTO / FOTOGRAFIA

in Madrid: Enttäuschung über das harsche Spardiktat einer linken Regierung

Wahl aber starben im März 2004 bei Attentaten in Madrider Vorortzügen 191 Menschen. Die Konservativen ließen verbreiten, die baskische Eta habe den Anschlag verübt.

Doch dann wurden Qaida-nahe Islamisten als Tatverdächtige verhaftet. Und in den Abendnachrichten sagte Rubalcaba, damals Zapateros Wahlkampfleiter: „Die Spanier verdienen eine Regierung, die sie nicht belügt.“ Die Wahl wurde zur Katastrophe für die Konservativen.

Dem phlegmatischen Rajoy, der seit dieser Niederlage alle parteiinternen Putschversuche durch geduldiges Abwarten überlebt hat, ist indes klar, dass dem Land harte Jahre bevorstehen. Erst für 2016 sagen internationale Experten eine wirtschaftliche Erholung vorher. Der Herausforderer hat sich verpflichtet, das Haushaltsdefizit 2012 auf 4,4 Prozent des Bruttoinlandsprodukts zu senken, im vergangenen Jahr betrug es noch 9,2 Prozent. Der strenge Sparkurs seiner deutschen

Parteifreundin Angela Merkel gefällt ihm. Deshalb hat er erstmals mit dem scheidenden Regierungschef Zapatero paktiert, um eine Schuldenbremse in der Verfassung zu verankern.

Doch wie er die Sparziele erreichen will, verschweigt Rajoy, niemand soll Angst bekommen vor den Konservativen.

Er wolle den Unternehmern den „roten Teppich ausrollen“, sagt der Kandidat, damit sie Arbeitsplätze schaffen. Steuern wolle er senken. Die Löhne und Gehälter sollten primär in den Betrieben ausgehandelt werden. Er hütet sich, es auszusprechen, aber Experten der konservativen Partei sind überzeugt, dass nur durch eine Senkung der Lohnkosten die Produktivität gesteigert werden kann.

Rubalcaba dagegen wird nicht müde zu erklären, „dass es andere Wege zum Sparen gibt“, als die Ausgaben für Bildung und Gesundheitswesen zu beschneiden, wie das die konservativen Regionalregierungen praktizieren: Mit einer Reichensteuer, der Streichung von Vergünstigungen und einer neuen Bankenabgabe möchte er Arbeitsplätze für die Jugend subventionieren. Die Erhöhung der Mehrwertsteuer auf Tabak und Alkohol soll der Krankenversorgung zugutekommen. Dazu will er die Konjunktur ankurbeln, Brüssel soll helfen.

Auch die Hauptforderungen der Indignados hat der Sozialist berücksichtigt: Er verspricht eine Wahlrechtsreform, die kleineren Parteien eine Chance gibt. Ob ihm das nützt, ist zweifelhaft.

Der Herausforderer dagegen hat Mühe, seine Siegeszuversicht zu verbergen. Er verkündet, am 20. November – die Wahl fällt auf den Todestag Francos – gehe es darum, „ob die weitermachen, die alles schlechter machen“, oder ob es „am Ende des Tunnels ein Licht“ gebe, nämlich ihn: Rajoy.

HELENE ZUBER

GRIECHENLAND

Freunde in der Not

Kann Peking mit Investitionen zum Kampf gegen die Krise und zur Rettung des Euro beitragen? Chinesische Anlagen im Pleitestaat an der Ägäis bleiben hinter den Erwartungen zurück.

Als der Hafenarbeiter Nikos Georgiou vor 24 Jahren zum ersten Mal Schiffe an den Kais von Piräus löschte, da kannten die meisten Deutschen den Hafen nur aus Schlagern. Heute gelten die modernen Terminals, an denen in guten Jahren über 1,5 Millionen Container umgeschlagen werden, als Beleg dafür, dass das wirtschaftlich zerrüttete Land sich doch noch selbst retten könnte. Allerdings: Von Hoffnung oder Zuversicht ist, zumindest bei den Hafenarbeitern von Piräus, nicht viel zu spüren.

Seit 17 Monaten haben Chinesen dort das Sagen. Für 35 Jahre, mit einer Option auf weitere 5, hat der Pekinger Staatskonzern Cosco die Nutzungsrechte für den Containerhafen erworben; 3,4 Milliarden Euro sollen dafür in die Kasse des überschuldeten Landes fließen. Eigentlich ein beachtlicher Beitrag für Griechenlands Kampf gegen die Krise und ein gutes Omen für künftigen finanziellen Beistand aus Fernost. Doch Georgiou sieht das anders. „Hier regiert das finsterste Mittelalter“, sagt der einstige Docker.

Der 46-Jährige ist inzwischen Präsident der einflussreichen Hafenarbeitergewerkschaft in Piräus. Der Preis für den China-Deal sei zu hoch für seine Kollegen, sagt er. 250 Arbeiter seien bereits entlassen oder vorzeitig pensioniert worden, rund ein Sechstel der Beschäftigten. Statt erfahrene Hafenarbeiter für 120 Euro brutto am Tag heuere Cosco jetzt nur noch ungelernte Tagelöhner für 40 bis 50 Euro an – ohne Zuschläge für Nacht- oder Wochenendarbeit natürlich, und erst recht ohne jede Be-

schäftigungsgarantie. „Die Chinesen betreiben Lohndumping, sonst wären sie nicht wettbewerbsfähig“, sagt Georgiou, „wir Griechen bleiben dabei auf der Strecke.“

Die Sorgen des obersten Hafenarbeiters sind verständlich. Denn bei der Suche nach solventen Freunden war die ver-

gangene Woche abgelöste Regierung des Sozialdemokraten Georgios Papandreou vornehmlich bei der kommunistischen Führung in Peking fündig geworden. Nun schickt sich die neue kapitalistische Großmacht mit geschätzten Devisenreserven von rund 3200 Milliarden Dollar an, bei der anstehenden Privatisierung griechischer Staatsbetriebe die Schnäppchen abzustauben.

Cosco beispielsweise möchte weitere 23,1 Prozent der Piräus Hafengesellschaft OLP erwerben. Beim Internationalen Flughafen von Athen, an dem die deutsche Hochtief bis 2026 noch 40 Prozent hält, bietet Peking meistbietend mit. Die Chinesen hätten das höchste Angebot unterbreitet, aber auch die meisten Bedingungen gestellt, heißt es in der Staatskanzlei. Es geht um eine halbe Milliarde

Euro und einen 20-Jahres-Vertrag von 2026 bis 2046.

In der Nähe von Piräus hat Peking das Gelände für ein Güterumschlagzentrum vom Schiff auf die Schiene sowie für eine Verpackungszentrale erworben, und die chinesischen Käufer sind auch an weiteren Häfen wie etwa dem bei Timbaki auf Süd-Kreta interessiert. In Thessaloniki, Griechenlands zweitgrößter Hafenstadt, wurde der Verkauf eines Containerterminals an einen von gleich drei chinesischen Bietern vorerst gestoppt, weil der Bürgerprotest gegen das Vorhaben zu stark wurde.

Athens Politiker haben Schwierigkeiten, die Sorgen der Bürger zu verstehen, sie sehen in der Hilfe aus Fernost vor allem die Rettung aus der Finanzklemme. So hofft die Paksok-Abgeordnete Eva Kaili, dass die Chinesen in Thessaloniki doch noch zum Zug kommen: „Wir dürfen keine Angst vor Investoren haben.“

Der gemeinsam mit Papandreou zurückgetretene Staatsminister Charis Pampoukis sieht in der chinesischen Beteiligung am Containerhafen von Piräus gar das „Investitionsflaggschiff Chinas in Griechenland“. Er jedenfalls hoffe darauf, dass „die chinesische Regierung fortfahren wird, ihre Un-



Premier Papandreou, Besucher Wen in Athen*: Tor nach Europa



Containerumschlag im Hafen von Piräus: Höchstes Angebot

* Im Oktober 2010.

ternehmen zu Investitionen in Griechenland zu ermutigen“.

„Gute Freunde sind da, um zu helfen, wenn einer in Not gerät“, hatte der chinesische Premier Wen Jiabao im Sommer seinem damaligen Kollegen Papandreou in Athen versichert. Der war hocherfreut und ließ gleich zwei Dutzend Vorverträge unterzeichnen. „Die Chinesen kommen“, jubelten die griechischen Zeitungen.

Alles schien auf Vorteile für beide Seiten hinauszulaufen: Athen erhält Geld, um die Finanzlöcher zu stopfen, Peking bekommt neue Partner im Westen und das ersehnte „Tor nach Europa“.

Wie groß der Segen ist, den Chinas helfende Hände bisher ausgeteilt haben, ist umstritten. Ob die Abmachungen wirklich alle umgesetzt werden, ist genauso ungewiss wie die Summe, die Peking bis-

ländern wie Griechenland oder Portugal, so schätzen Fachleute, liege bislang jeweils deutlich im unteren einstelligen Milliardenbereich.

Die Schätzung wird gestützt von Gao Xiqing, dem Präsidenten des chinesischen Staatsfonds CIC, der die Devisenreserven des Landes im Ausland anlegt. „Wir sind keine Retter“, sagte Gao im September am Rande des Weltwährungsfonds in Washington. „Wir müssen uns selbst retten.“

„Niemand, der klug ist, investiert in solche Anleihen“, sagte auch der Vorstandsvorsitzende der halbstaatlichen China Merchants Bank, Ma Weihua, auf dem Weltwirtschaftsforum im chinesischen Dalian. „Wir können nicht unsere Interessen opfern, um anderen zu helfen.“

Welche Interessen das sind, wird schnell deutlich, wenn Pekings Konzern-

eine „langfristige strategische Zusammenarbeit“ beim Bau von Solaranlagen und Windrädern. Gesamtvolumen: gut zwei Milliarden Euro.

„Das Einzige, was wir Griechen haben, ist Sonne“, erläutert DTS-Präsident Vasilis Dritsas, „aber die Chinesen haben das Geld.“ Der Vertrag wurde allerdings mit schmerzhaften Auflagen geschlossen.

Denn DTS liefert vor allem eine patentierte Technologie, die Solarmodule je nach Stand der Sonne automatisch auf die optimale Einstrahlung ausrichtet. Die Tausende Solarpaneele, die für die Photovoltaikanlagen in Griechenland gebraucht würden, müssen von chinesischen Produzenten gekauft werden. Nur: von wem und wovon? „Bislang haben wir noch kein Geld gesehen“, gibt Dritsas zu.

Dabei sind es die alternativen Energien, allen voran die Solartechnik, auf die sich die Hoffnung für künftiges Wirtschaftswachstum richtet. Die Sky Solar Group, eine chinesische Entwicklungsgesellschaft für alternative Kraftwerke, will Lizenzen und Baugenehmigungen für 194 Solarprojekte von jeweils 350 bis 500 Kilowatt erwerben, das Investitionsvolumen beläuft sich auf knapp 250 Millionen Euro. Aber auch hier haben sich die Chinesen die bessere Hälfte des Deals gesichert. Die Investoren verlangen „reife Lizenzen“, also baufähige Genehmigungen, Anlagen und Techniken müssen in China gekauft werden.

Georgios Argitis, Wirtschaftsprofessor an der Universität Athen, hält, im Gegensatz zu den verzweifelten Politikern, die chinesischen Investitionen insgesamt für eher schädlich. Er sagt: „Die gigantischen wettbewerbsfähigen chinesischen Unternehmen zerstören die ohnehin schwache Produktionsbasis in Griechenland.“ Er warnt: „Europa muss die geopolitische Frage beantworten, welche Rolle China künftig auf dem alten Kontinent spielen soll.“

Doch vorerst scheinen die Verlockungen dringend benötigter Hilfe stärker als die Bedenken: „Die Aussichten sind gut, in China gibt es viel Geld“, sagt die Regionalmanagerin von Sky Solar für Südosteuropa, Zhang Ronghui, 36, „wir sind wettbewerbsfähiger als die Europäer.“

Wenn es einer chinesischen Charmeoﬀensive bedürfte, wäre die quirlige Ingenieurin dafür ideal besetzt. Die in Peking geborene Informatikerin und Pädagogin lebt seit 16 Jahren in Athen und hat hier auch studiert. Sie versteht sich auf die fernöstliche wie auf die griechische Mentalität, ist höflich und zielstrebig. „Wir glauben nicht, dass Griechenland bankrottgeht“, sagt Zhang, „das werden die europäischen Partner nicht zulassen.“

Und falls doch? „Dann“, sagt die Energieexpertin Zhang, „sind wir die Letzten, die pleitegehen.“

FERRY BATZOGLU,
MANFRED ERTEL



ACHILLEAS ZAVALLIS / DER SPIEGEL

Managerin Zhang in Athen vor dem Bild eines Solarkraftwerks: „Reife Lizenzen“

lang zum Kauf griechischer Staatsanleihen investiert hat. Immer wieder hatte Wen Jiabao solche Käufe in Aussicht gestellt, doch über deren genaue Höhe gibt es ebenso wenig präzise Informationen wie über die Gesamtsumme der bisherigen Investitionen.

„Wir kaufen und halten griechische Anleihen“, sagt ein chinesischer Diplomat in Athen, „und wir sind zuversichtlich, mehr zu kaufen.“ Was das konkret bedeutet, darüber schweigt der Chinese lächelnd.

Experten gehen davon aus, dass China rund 70 Prozent seiner Devisenreserven nach wie vor in US-Staatsanleihen investiert hat und lediglich gut 25 Prozent in Euro, diese allerdings zum größten Teil in risikoarmen deutschen Schuldpapieren. Der Kauf von Euro-Anleihen aus Krisen-

bosse die Not der europäischen Schuldenstaaten für strategisch geschickt platzierte Investitionen nutzen; da haben die Kommunisten längst vom kapitalistischen Klassenfeind gelernt.

So unterzeichneten die Regierungen beider Länder ein Abkommen über einen Entwicklungsfonds, der griechischen Reedern umgerechnet knapp vier Milliarden Euro an Krediten in Aussicht stellt – Voraussetzung: Die müssen dafür neue Schiffe auf chinesischen Werften bauen lassen. „Kein Staat auf der Welt wird uns aus Mitleid helfen“, sagt der Präsident der Griechisch-Chinesischen Handelskammer, Constantine Yannidis, fast schon entschuldigend.

Der staatliche Energiekonzern Dongfang unterzeichnete im Juni mit dem griechischen Partner DTS ein Abkommen für



Mit Lenins Hilfe

Global Village: Wie der deutsche Schauspieler Armin Mueller-Stahl Ehrenbürger von Tilsit wurde

Im Rathaus von Sowjetsk, 3. Etage, Zimmer 316, herrscht Verwirrung. Es ist Montag, der letzte Oktobertag, auf dem Tisch liegt ein Brief. Anselika Schpiljowa, die Chefin des Stadtmuseums, hat ihn angeregt, Bürgermeister Nikolai Woischtschew ihn geschrieben, er war bereits unterwegs an eine Postfach-Adresse im schleswig-holsteinischen Neustadt. Aber plötzlich ist er wieder da, ein Bumerang, „unzustellbar“, lautet der Vermerk, und nun sitzen die beiden ratlos in Woischtschews Büro.

In dem Brief geht es um eine Ehrenbürgerschaft, ausgerechnet eine, die sie erst nach langem Kampf durch den Stadtrat bekommen haben. Denn der Geehrte ist kein Bürger von Sowjetsk. Es ist der deutsche Schauspieler Armin Mueller-Stahl.

Woischtschews Blick wandert aus dem Fenster hinaus über die Dächer der Stadt, die einst Tilsit hieß und in der Napoleon 1807 mit Zar Alexander I. den Tilsiter Frieden schloss, die heute aber zu Russland gehört und nun den Namen Sowjetsk tragen muss.

Von hier oben sind die verwinkelten deutschen Straßen noch gut erkennbar, nur führt das Kopfsteinpflaster oft ins Nichts – ab und an ein stehengebliebener Hinterhof, dann ein Plattenbau oder, als Solitär, ein Gründerzeithaus. Die Kirchen sind weg, das Gymnasium steht noch, die alte Post, die Königin-Luise-Brücke auch, die über die Memel hinüber nach Litauen führt. Und jenes Jugendstilhaus in der Lomonossowstraße, die früher Lindenstraße hieß.

In Nummer 15, damals Nummer 24, wohnten der Bankangestellte Alfred Mueller-Stahl und Gattin Editha, eine Baltendeutsche, die 1918 aus Petrograd nach Tilsit geflohen war. Hier wurde 1930 Sohn Armin geboren. Acht Jahre später zog die Familie nach Prenzlau fort, Armin Mueller-Stahl kam nie wieder hierher.

In Sowjetsk hat sich niemand je für diese Personalie interessiert, bis Anselika Schpiljowa, 41, voriges Jahr das Stadtmuseum übernahm. Anselika Schpiljowa ist eine hübsche Frau mit kupferfarbenem Haar, die mehr Hartnäckigkeit besitzt, als ihre zarte Erscheinung vermuten lässt. Sie hatte die Geschichte Mueller-Stahls in einem deutschen Buch entdeckt; kaum zur

Museumsdirektorin ernannt, versuchte sie, den Einwohnern von Sowjetsk auch diesen Teil der Stadtgeschichte nahezubringen.

Mueller-Stahl, sagt sie, sei Schauspieler, Schriftsteller, Maler und Musiker, „ein universelles Talent der deutschen Kultur wie Hermann Hesse oder Ernst Barlach“. Derlei Persönlichkeiten würden nicht so oft geboren, einer wie er schmücke die Stadt, dem müsse die Ehrenbürgerwürde zuerkannt werden. Voriges Jahr reichte sie den Antrag beim Stadtrat ein.

Der hielt das für eine Provokation. Es gab bis dahin elf Ehrenbürger: Kriegsveteranen, Lehrer oder Ärzte, die sich um Sowjetsk verdient gemacht hatten. Muel-

ler-Stahl aber stand fürs ostpreußische Tilsit, in dem Hitler Ehrenbürger war und das die Rote Armee 1945 erst nach schwerem Bombardement niederrang. Für Sowjetsk hatte Mueller-Stahl nichts getan. Der Stadtrat antwortete nicht einmal.

die Deutschordenskirche, das Elchdenkmal vor dem Grenzlandtheater oder die Flaniermeile Hohe Straße, deren Prachtbauten er gerade renovieren lässt. Eben erst war er in der Schweiz, um mit der „Tilsiter Switzerland GmbH“ die Eröffnung einer Käsemanufaktur in Sowjetsk zu vereinbaren, in der endlich wieder Tilsiter Käse hergestellt werden wird. „Sowjetsk kennt niemand im Westen, wenn ich aber sage, ich komme aus Tilsit, wissen alle Bescheid.“ Ob die Stadt je ihren alten Namen zurückerhalte? „Es ist eine Frage der Zeit“, sagt Woischtschew.

Von Mueller-Stahl hörte er vor zwei Jahren zum ersten Mal, er hielt ihn lange für einen zweitrangigen Mimen, er wusste nicht, dass der Deutsche eine Hollywood-Größe ist. Dann aber erkannte er den Wert dieses Namens und ermutigte Frau Schpiljowa, ihren Antrag erneut einzureichen.

Es ging wieder schief.

„Die Kommunisten wollten nicht“, sagt Woischtschew, „und meine Partei Einiges Russland war bei der Abstimmung nicht vollständig im Saal.“ Ein paar Wochen vergingen, dann wurde sie wiederholt, und plötzlich klappte es, sogar die Kommunisten stimmten nun zu. Wie das?

„Demokratie lebt vom Geben und Nehmen“, sagt Woischtschew grinsend.

Voriges Jahr zum Jubiläum der Oktoberrevolution habe er die von den Kommunisten gewünschte Demonstration noch verboten, dieses Jahr aber zugestimmt. „Es sind ja nur ein paar Hanseln, nicht gefährlich für die Stadt.“

Das sei alles gewesen? „Nein“, sagt der Bürgermeister, „die Kommunisten haben auch den Lenin, der im Zentrum steht, neu anmalen wollen, aber das Geld dafür nicht gehabt. Wir haben nun die obere Hälfte des Revolutionsführers gestrichen, die Kommunisten die untere. Dafür haben sie der Causa Mueller-Stahl zugestimmt.“

Wegen seines „Beitrags zur Weltkultur“ ist der Schauspieler nun Ehrenbürger von Sowjetsk, er darf kostenlos die städtischen Busse benutzen, bekommt Rabatt bei kommunalen Dienstleistungen und monatlich 6000 Rubel, 143 Euro.

Vorausgesetzt, er erfährt von seiner Ehrung. Der Bürgermeister will einen zweiten Brief schicken.

CHRISTIAN NEEF



Verbündete Schpiljowa, Woischtschew*: „Universelles Talent“

ler-Stahl aber stand fürs ostpreußische Tilsit, in dem Hitler Ehrenbürger war und das die Rote Armee 1945 erst nach schwerem Bombardement niederrang. Für Sowjetsk hatte Mueller-Stahl nichts getan. Der Stadtrat antwortete nicht einmal.

Frau Schpiljowa begann mit der Lobbyarbeit für ihren Kandidaten. Im Lübecker Kunsthaus entlieh sie 40 seiner Lithografien, brachte sie nach Sowjetsk und stellte sie dort aus. Und sie zeigte im Museum Filme mit Mueller-Stahl: die „Buddenbrooks“ und „Shine – Der Weg ins Licht“.

Aber eine Museumschefin hat keine Macht, auch nicht in Sowjetsk. Da traf es sich gut, dass der Bürgermeister wechselte.

Nikolai Woischtschew, 42, war früher beim Zoll und erfolgreicher Unternehmer. Die Einrichtung seines Büros im einstigen Amtsgericht ist Programm. An der Wand hängen große Fotos aus dem alten Tilsit:

* Vor dem Geburtshaus von Armin Mueller-Stahl.

SURFEN

Verbissener Champion



Slater

WILLIAM MANCEBO / PICTURE ALLIANCE / LANDOV

Seit der US-Profisurfer Kelly Slater, 39, vor einer Woche bei einem Wettkampf am Ocean Beach von San Francisco zum elften Mal den Weltmeistertitel gewann, beherrscht eine Frage die internationale Wellenreiterszene: Wann hört der Mann eigentlich auf? Als 20-Jähriger gewann Slater 1992 seinen ersten WM-Titel. Weil der Rekordchampion mittlerweile doppelt so alt ist wie manche seiner Konkurrenten, spekulieren Experten jedes Jahr aufs Neue über seinen Rücktritt, doch Slater machte immer weiter. „Er ist nicht nur der kompletteste Wellenreiter aller Zeiten, er ist auch ein verbissener Wettkämpfer“, sagt der deutsche Surfmanager

Quirin Rohleder, der den Profizirkus seit Jahren begleitet. Dennoch seien Slaters „Tage als Champion gezählt“. Junge Talente aus Brasilien und die aktuelle Nummer drei im Weltcup, der Australier Owen Wright, 21, brachten Slater zuletzt empfindliche Niederlagen bei. Zum Ende der Weltcup-Tour begibt sich die Surfelite nun nach Hawaii, wo im Dezember vor Oahu das Pipe Masters ausgetragen wird. Sollte Slater dort gewinnen, hält es Rohleder für denkbar, dass der Amerikaner danach seinen Abschied bekanntgibt. „Wenn er aber gegen einen der jungen Wilden verliert, macht Kelly weiter“, sagt Rohleder, „dazu ist er zu ehrgeizig.“

MOTORSPORT

„Gefühl im Hintern“



Der deutsche Viererbob-Weltmeister Manuel Machata, 27, über seinen Ausflug in den Automobilsport

SPIEGEL: Sie haben dieses Jahr erstmals eine Saison als Autorennfahrer bestritten. War Ihnen nach dem Winter langweilig geworden?

Machata: Nein, gar nicht. Ich habe von klein auf die Geschwindigkeit geliebt und bin schon vereinzelt Kart- und Autorennen gefahren. Es war eine gelungene Abwechslung für mich. Im Sommer trainiere ich fast nur meine Athletik und das Anschieben des Bobs beim Start, aber nicht das Fahren selbst.

SPIEGEL: Wie helfen da Autorennen?

Machata: Sie sind gut für das Gefühl im Hintern, das ich auf der Fahrt durch einen Eiskanal brauche. Das kann ich auch im Auto schulen.

SPIEGEL: Wie fällt Ihr Vergleich aus?

Machata: Im Bob geht alles viel schneller. Die Bahn leitet einen, Kurve folgt auf Kurve, man wird hin und her geschlagen, manchmal hängt man quer in der Wand. Nach etwa einer Minute kommt man meist schon ins Ziel. Das Tempogefühl und die Kräfte, die auf den Körper einwirken, sind mit der Formel 1 vergleichbar, schätze ich.

SPIEGEL: Sie sind im ADAC Cruze Cup gefahren, einer Breitensportserie mit Rennen über mehrere Stunden, bei der zwei oder drei Piloten einander am Steuer abwechseln. Klingt gemütlicher als die Schussfahrt im Bob.

Machata: Es ist anders als im Eiskanal. Mit meiner geringen Erfahrung wollte ich vor allem fahren, fahren, fahren, um mich weiterzuentwickeln. Es geht

im Rennauto darum, die Konzentration aufrechtzuerhalten, jede Runde die Bremspunkte vor den Kurven exakt zu treffen und Abläufe zu automatisieren. Das habe ich geschafft.

SPIEGEL: Also machen Sie weiter?

Machata: Bob bleibt die Nummer eins. Aber wenn es meine Zeit erlaubt, werde ich auch künftig nebenbei Autorennen fahren. Ich bin ein Speed-Junkie. Umso schneller, umso besser.

12000000

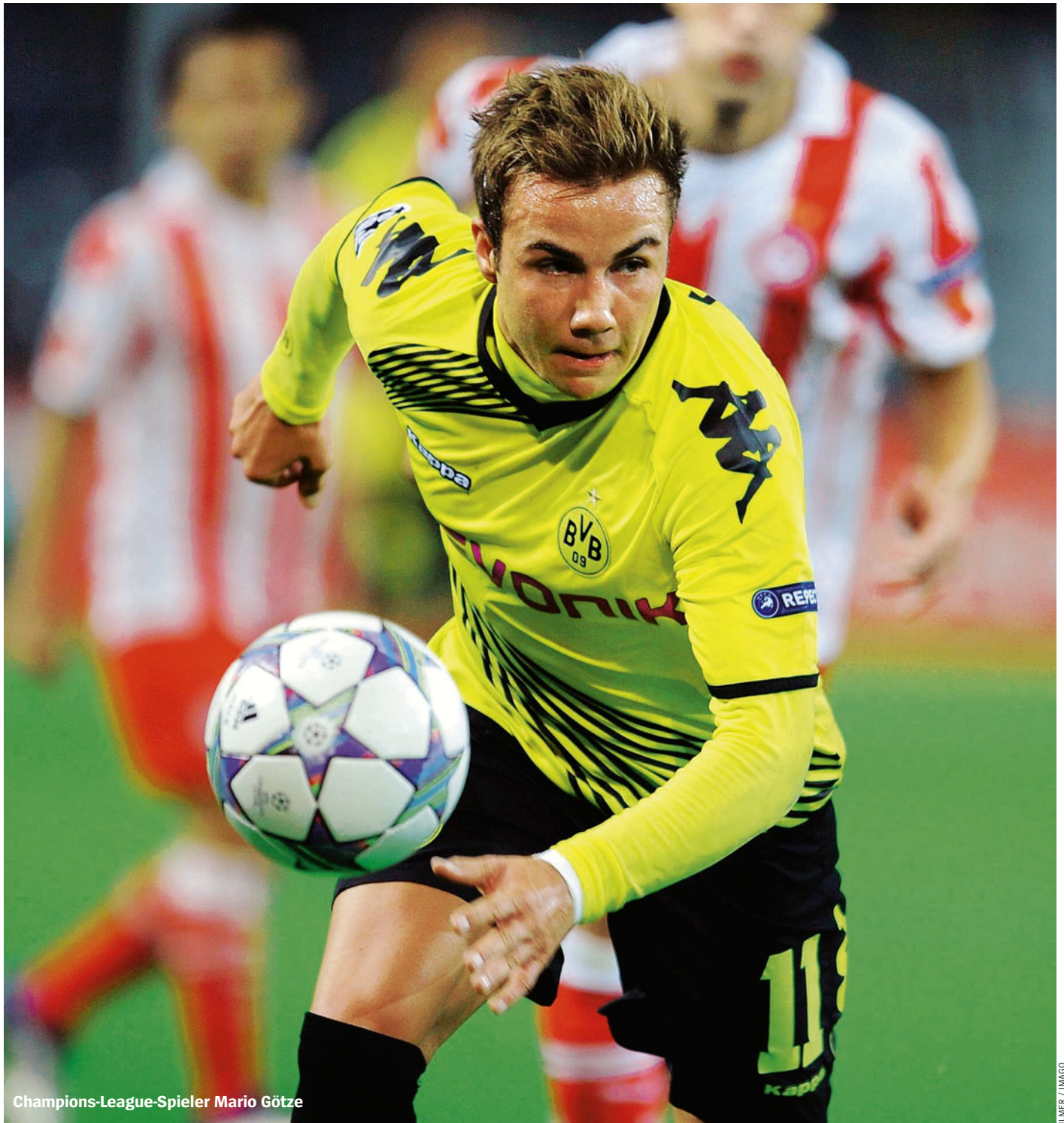
Dollar

sind das höchste Preisgeld, das ein Pokerspieler bislang bei einer WM gewann: Jamie Gold 2006 in Las Vegas. Der Deutsche Pius Heinz, der vorige Woche siegte, liegt mit 8,7 Millionen Dollar auf Platz vier.

FUSSBALL

Morgen ein Weltstar

Der Dortmunder Mario Götze wird als Jahrhunderttalent gefeiert. Sein Vater, ein Professor für Datentechnik, plant und lenkt die Karriere. Er will dafür sorgen, dass der Sohn möglichst normal und die Familie in der Balance bleibt. *Von Jörg Kramer*



Champions-League-Spieler Mario Götze

ULMER / IMAGO

Als der deutsche Fußballstar Mario Götze drei Jahre alt war, spielte er Baseball und sprach Englisch. Er wohnte in Houston, Texas, dorthin war der Vater von Ronsberg im Allgäu aus mit der Familie gezogen, weil er von der Humboldt-Stiftung ein Forschungsstipendium bekommen hatte, für digitale Signalverarbeitung. Als nach eineinhalb Jahren der Älteste, Marios Bruder, in die Schule kam, ging es ins Allgäu zurück, und anfangs sprachen die Kinder dort im östlichen Günstal immer noch Englisch.

Jetzt lehnt Mario Götze, 19, an der Wand in einem Raum der Kölner Agentur, die ihn in Werbe-, Kommunikations- und Vertragsfragen berät, die Hände in den Taschen der stilecht zerrissenen Jeans, schwarzes T-Shirt, schwarzes Blouson, das Gesicht noch gepudert, gerade hat er im Nebenraum ein Fernsehinterview gegeben. Vor der Kamera hat er verraten, wie er auf dem Fußballplatz Entscheidungen trifft: „intuitiv“.

Am Tisch sitzen nun Volker Struth, der Agentenchef, und der Vater Jürgen Götze, Professor an der Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik – der Vater isst gerade eine Portion Nudeln vom Lieferservice. Sie erörtern die Frage, ob Mario gut genug Englisch spreche, um dem britischen Fernsehen ein Interview zur Champions League zu geben. Der Spieler erzählt, dass er mal eine Vorlesung des Vaters besucht und so gut wie kein Wort verstanden habe. Die Vorlesung war auf Englisch, aber das war nicht das größte Problem. Es ging um Modellierung und Simulation von mobilen Kommunikationssystemen.

Berater Struth schlägt vor, dass er demnächst mal mit Mario ein Übungsinterview auf Englisch macht, mit Kamera. Der Vater grinst belustigt.

Er war damals, als Mario in Texas Baseball spielte, schon Träger des ITG-Preises, den gibt es von der Informationstechnischen Gesellschaft für außergewöhnliche Leistungen des akademischen Nachwuchses. Seine Karriere und das Leben der Familie drehten sich um Zahlen, Daten, Signale, das Tempo wurde von Gleitkommaoperationen pro Sekunde bestimmt, dem Maß für die Leistungsfähigkeit von Rechnersystemen. Jürgen Götzes Welt ist die Anwendung von Mathematik auf technische Fragen.

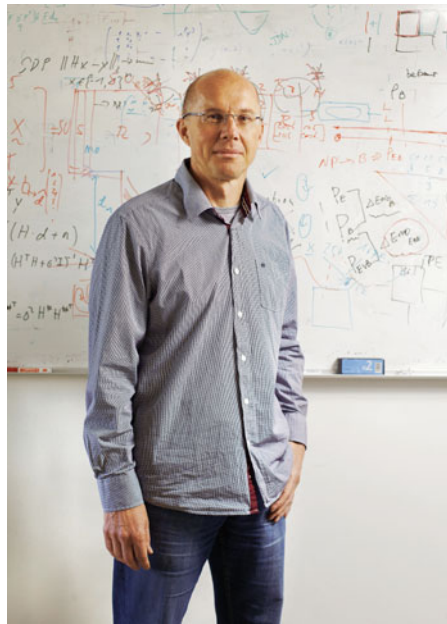
Sein Sohn Mario erhielt 2009 die Fritz-Walter-Medaille in Gold, die bekommt der beste deutsche Nachwuchsspieler des Jahrgangs. Sie ist der ITG-Preis des Fußballs. Und sie veränderte alles, auch für den Vater.

In seiner Freizeit fuhr Jürgen Götze stets seine drei Jungen zum Sport. Doch mit dem Gewinn der Walter-Medaille nahm die Karriere des mittleren Sohns unkontrolliert Fahrt auf, in irrem Tempo wurde er Bundesliga-Profi und National-

spieler, Deutscher Meister mit Borussia Dortmund und ein Star. Man nennt ihn ein Jahrhunderttalent.

Arsenal London soll schon 40 Millionen Euro Ablöse für Mario Götze geboten haben. Wäre er eine Aktie, würde man von unbegrenzter Wachstumsphantasie sprechen.

Auf so hohem Niveau ist selten eine Profilaufbahn gestartet. 11,5 Millionen ARD-Zuschauer sahen im August das Länderspiel gegen Brasilien, damit ging der Hype um „Götzinho“, wie ihn der



DAVID KLAMMER / DER SPIEGEL

Spielervater Götze

Gleitkommaoperationen pro Sekunde

Boulevard nennt, richtig los. Ausrüster Nike schickte zu Vertragsgesprächen den Weltfußballchef des Unternehmens. Gegen Österreich sorgte Mario Götze im September als Einwechselspieler für einen Höhepunkt der Saison: Er verwandelte eine Flanke im eingesprungenen Spagat, volley.

Solch ein Jahrhunderttalent muss gepflegt werden, will gut beraten sein, man darf jetzt nichts falsch machen. Deswegen sitzt der Vater mit seinen Nudeln neben Struth in der Agentur. Es gibt neue Werbeangebote.

Jürgen Götze, 51, will über alles Bescheid wissen. Der kometenhafte Aufstieg seines zweitältesten Sohns hat das Leben der Familie durcheinandergewirbelt. „So normal wie möglich“ soll alles bleiben, das ist seine Formel, er wiederholt sie wie ein Mantra. „So normal wie möglich weiter“, sagt er, wie um sich selbst zu ermutigen.

Beide, Vater und Sohn, haben es in ihrem Beruf mit Problemlösungen zu tun. Der Fußballer geht intuitiv vor, weil auf dem Platz alles schnell gehen muss. Der Vater hat sich neulich ein paar dieser Computerdiagramme angeschaut, die es jetzt von den Laufwegen der Bundesliga-

Profis gibt und die aussehen wie Wollknäuel. Er fragt sich, ob man da eine mathematische Gesetzmäßigkeit ableiten, irgendeine Vorhersage treffen könne, „eine Prädiktion“.

Der Professor, ein freundlicher Mann mit randloser Brille, sitzt bei Verhandlungen mit dem Verein und Sponsoren mit am Tisch, und er liest jetzt regelmäßig den „Kicker“. Er verfolgt die Debatten über passives Abseits und sagt: „Ich wundere mich manchmal, wie wichtig das alles ist.“ Es amüsiert ihn.

In der Dortmunder Universität hat er einen kleinen Raum im Physikgebäude, vierter Stock. Im Fahrstuhl warnt ein Hinweisschild vor Erstickungsgefahr wegen Transports flüssiger Gase.

Die Studenten wissen inzwischen, dass der Mann ein berühmter Vater ist. Manchmal kommen jetzt Menschen, die er nie zuvor gesehen hat, nur für ein paar Minuten in seine Vorlesungen.

Das Büro des Professors dominiert ein gerahmtes Dortmund-Trikot mit den Autogrammen der Spieler, das Meistertrikot. Auf dem Schrank stehen taiwanische Drachenfiguren, es gibt derzeit ein gemeinsames Forschungsprojekt mit Studenten aus Taiwan; von dort kommen die Computerchips, aus Dortmund die Software mit Götzes Algorithmen.

Im Nebenraum sitzen zwei taiwanische Studenten unter einem Kabelsalat, gegenüber liegt das Labor. Aus dessen Fenster blickt man auf das Dortmunder Bundesliga-Stadion sowie auf die Gegend von Lücklemburg, wo die Familie Götze ihr Reihenendhaus hat. Mario, der Star, bewohnt die obere Etage mit eigenem Bad und Balkon.

Jürgen Götze redet über Fußball mit den gleichen Formulierungen, mit denen er über seine Datentechnik spricht. Er fragt nach Wahrscheinlichkeiten, und häufig beginnt er Sätze mit: „Unterm Strich ...“

Er ist C3-Professor, rund 6000 Euro Monatsgehalt brutto, sein Sohn verdient jetzt jährlich 1,5 Millionen Euro allein mit dem Nike-Vertrag. Das Grundgehalt bei Borussia Dortmund liegt bei jährlich einer Million Euro, der nächste Profivertrag wird wohl das Fünf- bis Zehnfache bringen. Vater Götze kann darüber lachen. Er wollte mal Tennisprofi werden.

Die Werte haben sich bereits verschoben. Die Signale und Daten, die sie einst nach Amerika führten und 1997 wegen der Professur dann nach Dortmund, sind nicht mehr der Mittelpunkt der Familie. Als der Professor bei der Europäischen Signalverarbeitungs-Konferenz in Barcelona war, ging er abends zum Fußball ins Stadion Nou Camp. Als sein Sohn in der Champions League bei Olympique Marseille spielte, reiste er im Fanflieger mit, nachts um vier war er zurück.

Fürs Marseille-Spiel habe Mario im „Kicker“ nur die Note 3,5 bekommen, für

die Begegnung in Mainz allerdings eine 2, solche Sachen interessieren den Vater jetzt. Er muss aufpassen, dass der Wirbel um den Hochbegabten nicht alles absorbiert, er hat noch zwei andere Söhne.

Für Fabian, 21, sei das alles „nicht einfach“, räumt Jürgen Götze ein; der Älteste stand schließlich selbst kurz vor der Profikarriere. Fabian war als Erster vom Dortmunder Stadtteilclub Eintracht Hombruch zur großen Borussia gewechselt. Mario folgte ein Jahr später, in der D-Jugend war das. Sie wollten ihn beim BVB schon viel früher, doch dem Vater war die Wichtigkeit bei solch einem Profiklub anfangs suspekt.

Der Konkurrenzkampf war sofort hart, das Training anspruchsvoll, doch die beiden Brüder setzten sich durch. Noch 2009 standen sie gemeinsam in der A-Jugend-Elf beim verlorenen Endspiel um die Deutsche Jugendmeisterschaft.

Doch als Mario, der Spielmacher, Ende 2009 seine ersten Einsätze bei den Profis bekam, wechselte der Verteidiger Fabian Götze zu Mainz 05. Er wurde krank, war verletzt, fand den Weg in die Trainingsgruppe der Profis nicht mehr zurück. Jetzt kickt er beim VfL Bochum II in der Regionalliga.

Schafft er den Sprung in die Zweitligamannschaft nicht mehr, wird er wohl Sport studieren, erklärt der Vater. Er will den Eindruck vermitteln, dass man sich keine Sorgen um Fabian machen müsse, dann formuliert er aber eine irritierende Marketingidee: Mit dem Familiennamen könne man sich inzwischen gut verkaufen, eine Fußballschule eröffnen zum Beispiel.

Wie vermeidet die Familie, dass sie aus der Balance gerät, dass der Regionalligaspieler Fabian sich geringgeschätzt fühlt? „Indem wir versuchen, das andere, das mit Mario, nicht zu hoch zu hängen“, sagt der Professor und zuckt mit den Schultern. Leicht sei das nicht.

In Dortmund wird Mario wie ein Popstar belagert. Experten verglichen seine Balltechnik mit der von Lionel Messi. Joachim Löw, der Bundestrainer, schwärmt von seiner Spielintelligenz.

Professor Götze personifiziert das „intakte Umfeld“, von dem alle sprechen, wenn sie ihre Zuversicht ausdrücken wollen, dass das Jahrhunderttalent nicht abhebt. Der Anspruch ist hoch.

An einem windigen Samstagmorgen steht Jürgen Götze an einem Kunstrasenplatz in Düsseldorf-Flingern. Es beginnt das Auswärtsspiel des U-14-Teams von Borussia Dortmund bei Fortuna Düsseldorf. Mit der Nummer 6 im defensiven Mittelfeld: Felix Götze, 13. Nach einer Verletzungspause wegen Wachstumsstörungen ist Mario Götzes kleiner Bruder wieder fit. Er spielt mit Handschuhen.

Während der ersten Halbzeit klingelt beim Vater das Handy. „Er spielt“, erklärt



Nachwuchssportler Götze 1995
„Intaktes Umfeld“

Jürgen Götze seiner Frau. „Sechserposition, ganz normal. Aber er läuft nicht ganz rund.“

Am Spielfeldrand stehen ein paar platinblonde Fußballmütter, man kennt sich. Hier ist es alles noch so normal wie möglich, wie früher, als Jürgen Götze einfach nur seinen Söhnen zuguckte. Als sie nach Dortmund zogen, hatten sie sich noch gewundert, dass es nicht überall Rasenfußballplätze gab; aus dem Allgäu kannten sie nur grüne Wiesen.

Vater Götze ist froh, dass Mario direkt vom Elternhaus aus in den Profibetrieb einsteigen konnte. Und dass er nicht in ein Fußballinternat einer fremden Bundesliga-Stadt musste oder womöglich ins



Berater Struth
„Die Schnellen fressen die Langsamen“

Ausland. Mit 15, 16 Jahren war er oft monatelang verletzt, muskuläre Sachen waren das, ein Syndesmosebandanriss, ein instabiles Sprunggelenk. Gut, dass er da seine Schule noch hatte, meint der Vater. Andere Talente auf diesem Niveau haben außer Fußball nichts.

Dortmunds U 14 gewinnt 3:0. Eigentlich hätte Jürgen Götze jetzt das Heimspiel von Bochum II in der Regionalliga angeschaut, aber Fabian ist krank. So geht es zu Mario: Bundesliga, Dortmund gegen den 1. FC Köln.

Solche Autofahrten kann der Professor inzwischen von der Steuer absetzen. Gemeinsam mit dem Spielerberater Volker Struth hat er die Götze Marketing GmbH gegründet, er und Struth sind die Geschäftsführer.

Der Spieleragent trägt weiße Sneakers zur zerschlissenen Jeans, lässiges Hemd, so sehen viele Agenten aus, als ob sie so die Altersdifferenz zu den Klienten verringern könnten. Struth, 45, legt zwei Telefone auf den Tisch in einem Hamburger Hotel. Er lässt die Handys eingeschaltet, knapp 4000 Nummern sind darauf gespeichert, Struth arbeitet nach einem Prinzip: „Die Schnellen fressen die Langsamen“ nennt er es.

In seiner Heimatstadt Köln veranstaltete er früher Herrenabende mit Honoratioren aus Politik, Sport und Karneval. Vor dem Weltjugendtag 2005 lernte er den Fußballmanager Reiner Calmund kennen, der einen speziellen Auftrag hatte: Pelé wollte den Papst treffen. Struth konnte mit seinen Kontakten helfen.

Später half ihm Calmund, ins Fußballgeschäft einzusteigen. Struths erster großer Spielertransfer war der von Mladen Petric von Dortmund zum Hamburger SV.

Seine Agentur SportsTotal hat neben Götze einige der meistgefragten jungen Wilden im Portfolio: Marco Reus, Sidney Sam, auch Toni Kroos von Bayern München. Struth war es gelungen, seine Widersacher im Rennen um Kroos abzuhängen, weil er dessen Vater überzeugte.

Ähnlich lief es mit Götze. Struth nennt diese Akquise seinen „Königstreffer“.

Eine Woche lang nahm er den Professor zu allen Terminen mit, sie trafen sich mit drei Bundesliga-Clubs, die Mario Götze umschwärmten. So wollte Struth dem Vater zeigen, welchen Stellenwert der Sohn besitzt. Den Vater interessierte daran mehr, dass er dabei sein durfte. Er möchte die Geschicke seines Sohnes nicht einfach aus der Hand geben.

Struth sagt, dass er einen „Bauchladen voller Dienstleistungen“ anbiete, er hat 19 Mitarbeiter. Sie besuchen sogar das Training der Klienten. Und sie betreuen Fabian Götze in der Regionalliga West.

Im vergangenen Sommer flog Struth zu seinem Königsspieler Mario Götze in dessen Ibiza-Urlaub. Sie besprachen, was

DAVID KLAMMER / DER SPIEGEL

nach der Dortmunder Meistersaison so alles auf den Jungstar zukommen würde, jetzt, da er ein Weltklassemann sei. Sie fuhren Fahrrad auf der Nachbarinsel Formentera wie zwei Freunde. Solche Kameradschaft kann Struth helfen, wenn entschieden wird, ob er das nächste große Geschäft abwickeln darf. 2014 läuft Götzes Dortmunder Vertrag aus.

Nach den Gepflogenheiten der Branche müsste der Spieler 2013 den Club wechseln. Üblich wären zehn Prozent des neuen Spielergehalts für den Agenten, der den Deal abschließt. Das gilt auch, wenn der Profi in Dortmund verlängert.

Mario Götze soll sich nur aufs Fußballspiel konzentrieren und dabei irgendwie gelassen bleiben. Doch im Spiel gegen Bayer Leverkusen handelte er sich den ersten Platzverweis seines Lebens ein. Sein wilder Tritt hatte keinen Gegenspieler getroffen, der Schiedsrichter bestraft eine vermutete Absicht. Er stellte wohl in diesem Moment Götzes ganze Wut in Rechnung, die Fouls und Provokationen erkennbar in ihm ausgelöst hatten.

Seither provozieren die Gegner erst recht. Götze hat das registriert, er ist nicht dumm und auf alles vorbereitet.

Womöglich wird er künftig Neider haben, vielleicht wird er polarisieren wie Real Madrids Pomadenhengst Cristiano

Ronaldo. Mario Götze sieht nicht mehr so normal wie möglich aus, dafür sind die Augenbrauen zu perfekt modelliert, ist der Oberkörper zu üppig gestählt. Die Strähnchenfrisur ist sorgsam zurechtgepflegt wie ein Blumengesteck, wenn er vom Training kommt. Mittags beim Italiener trägt er ein enges, hauchdünnes Shirt, dazu Silber am Hals und am Handgelenk.

Er bestellt gegrillte Gambas mit Salat und offenbart eine dezidierte Meinung. Dass er es ohnehin nicht jedem recht machen könne und daher am besten auftrete, wie er es für richtig halte – „ich gehe nicht danach, ob es möglicherweise viele Fans nach sich zieht oder nicht“.

Mario Götze spricht kultiviert und eine Spur zu erwachsen („Man ist ja Fußballer durch und durch“). Er pflegt seine Freundschaften aus der Schule und befolgt Vaters Rat, sich nicht jeden Wunsch zu erfüllen. „Wenn ich jetzt schon das größte und schnellste Auto fahren würde, gäbe es keine Steigerung mehr“, findet er. Er fährt einen Audi A5. Mit einem kleineren würde er sich am Trainingsplatz lächerlich machen.

Mario Götze wird wohl die nächsten 12 bis 15 Jahre dieses Leben als Fußballstar führen. Als kleiner Junge hat er sich das anders vorgestellt, als „etwas Unerreichbares“, sagt er. „Doch wenn man

selbst dort ist, fühlt man sich trotzdem noch als normaler Mensch.“

Es ist aber nicht die normale Welt. Nach dem Spiel wird er von einer Traube Journalisten erwartet, die ihm auch Fragen entgegenwerfen, die sie sonst nur Trainern stellen. Ob man jemanden „herausheben“ könne aus seinem Team, will einer nach dem 5:0 gegen Köln wissen.

Es ist eine Welt, in der jedes Talent, das es nach oben schafft, etwas von einem Musterschüler hat. Die Zeiten, in denen schlampige Genies als cool galten, sind im Fußball vorbei. Heute sind die Streber angesagt, „leistungsorientiert“ nennen die Clubmanager sie.

Mario Götze sagt, es komme immer darauf an, „wie sehr man es will“. Als er merkte, wie verletzungsanfällig er war, ging er in den Ferien nach Donaustauf ins Reha-Zentrum von Klaus Eder, dem langjährigen Physiotherapeuten der Nationalmannschaft. Da war er 16. Der DFB hatte den Aufenthalt angeboten. In Donaustauf wurden Dysbalancen und körperliche Schwächen aufgespürt. Seither geht Götze jeden Tag vor dem Mannschaftstraining in den Kraftraum.

Als er mit 17 Jahren zu den Profis kam, sah er, wie fit die anderen waren und dass es ihm für die Zweikämpfe der Bundesliga weiter an Kraft fehlte. Weil das notwendige Zusatztraining Zeit in Anspruch



Idol Götze: „Wenn man dort ist, fühlt man sich trotzdem noch als normaler Mensch“

nehmen würde, bat er die Eltern, die Schule nach dem Fachabitur verlassen zu dürfen. Nach einigem Ringen gab auch Professor Götze nach.

In einem Besprechungsraum der Dortmunder Geschäftsstelle sitzt Lars Ricken. Er war einer der Vorgänger Götzes als Supertalent, eines der ersten Teenie-Idole des deutschen Fußballs. 1997 schoss Ri-

cken ein Traumtor gegen Juventus Turin im Finale der Champions League, die Borussia-Fans wählten es zum Jahrhunderttor.

Ricken, 35, ist heute Nachwuchskordinator des Vereins, er handelt mit Eltern und Beratern der jungen Talente die Verträge aus. Die Belastung für Jugendspieler sei ungleich höher als zu seiner Zeit,

sagt er, „auch vom Kopf her“. Bei dem Spieltempo, den geforderten Laufleistungen sei extreme Disziplin gefragt, „man braucht einen gewissen Fanatismus“.

Ricken erkannte, dass Mario Götze mit 16 Jahren in der U 17 unterfordert war, und schickte ihn ins nächsthöhere Team, die U 19. Und er entdeckte bei Götze eine besondere Begabung, die ihn von allen anderen unterschied: „Je wichtiger die Spiele, desto stärker war er.“

Lars Ricken ist auch für seinen Werbespot bekannt. Als Jungstar sprach er im Fernsehen verächtlich von „Typen in Nadelstreifen“, die er im Stadion sehe, „Geschäftemacherei ohne Ende“. Er kann diesen Nike-Spot auswendig.

Damals wurde er als vorlauter Bengel kritisiert, der die Hand beißt, die ihn füttert. Ricken behauptet, dass ihn dieses Echo stärker gemacht habe. Nach dem Nike-Spot habe man ihn endlich „als erwachsen wahrgenommen“.

Vor ein paar Wochen bat ihn Jürgen Götze um einen Rat. Nike hatte mit Mario einen provokanten Spot gedreht, der ihn als „Supermario“ zeigte, von oben herab die Kollegen anderer Teams betrachtend, die von Bayern München zum Beispiel. Die Frage war, ob man den Spot für die Werbung freigeben sollte.

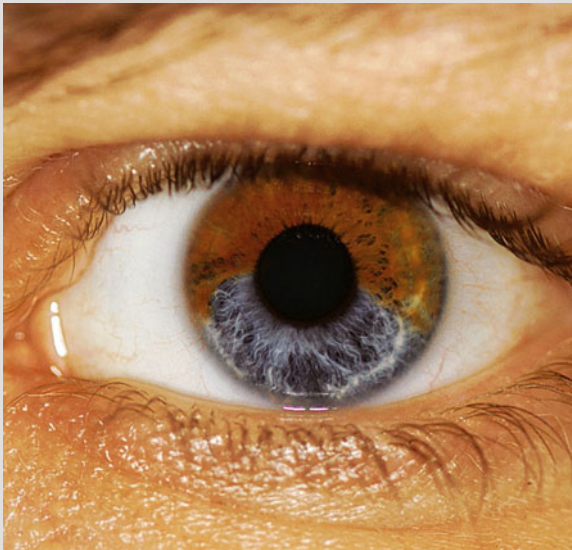
Ricken riet ab. Er wird jetzt nicht gezeigt, hat der Professor entschieden. ♦

KOSMETIK

Laserlicht macht blauäugig

Wer lieber blaue statt braune Augen hätte, dem verspricht US-Forscher Gregg Homer Hilfe. Der Biologe von der Firma Stroma in Laguna Beach hat einen Laser entwickelt, der braune Augen dauerhaft blau werden lässt. Die Strahlen entfernen Melanin, den Stoff, der die Iris dunkel färbt. Die Pigmentzellen absorbieren die Energie des gebündelten Lichts, gehen dabei zugrunde und werden innerhalb

von drei Wochen unwiederbringlich abgebaut. Zurück bleibt eine blaue Iris. Bislang galt die Augenfarbe als unveränderbar. Homer hat sein Verfahren bisher an 17 Menschen in Mexiko getestet. Die Behandlung dauere nur 20 Sekunden, es habe keine Probleme gegeben. Experten zweifeln allerdings an dem Verfahren. Sie fürchten, dass der Eingriff das Sehvermögen mindert und zu Doppelbildern oder Lichtempfindlichkeit führen könnte. Trotzdem will Homer in den kommenden 18 Monaten alle Sicherheitstests absolvieren und die Methode in Europa und den USA auf den Markt bringen. Geräte, die nach einem ähnlichen Prinzip funktionieren, werden bereits seit vielen Jahren zum Entfernen von Hautflecken und Sommersprossen benutzt. Potentielle Kunden dieser neuen Art von Schönheitschirurgie gibt es genug: Rund 90 Prozent aller Menschen haben braune Augen.



STORMA MEDICAL

Iris mit teilweise fehlenden Farbpigmenten

OZEANOGRAPHIE

Bojen-Armada als Meeresspolizei

Eine Flotte von schwimmenden Robotern könnte in Zukunft eigenständig die Weltmeere überwachen. Statt auf teure Schiffe setzt das Unternehmen „Liquid Robotics“ auf bojenähnliche Vehikel namens „Wave Glider“. Groß wie Surfbretter, sollen sie in Zukunft zu Tausenden die Ozeane

durchqueren, Daten über den Zustand des Meeres sammeln und sich dabei untereinander abstimmen. Bislang sind schon einige Dutzend der mehr als 100 000 Dollar teuren Geräte im Einsatz. Damit die Roboter stets mit Strom versorgt sind, tragen sie Solarzellen auf ihrer Oberseite. Die Maschinen bewegen sich mit Hilfe von Unterwassersegeln, die das Auf und Ab der Wellen als Antrieb nutzen. Die Roboter könnten Ölteppiche überwachen, Wale beobachten oder vor Tsunamiewellen warnen. Einzelne Wave Glider hatten bereits während der Ölkatastrophe im Golf von Mexiko das Meer untersucht. Für die Herstellerfirma Liquid Robotics arbeitet seit August auch James Gosling, der Entwickler der Computersprache Java.



Schwimmroboter „Wave Glider“

Mammut in der Röhre

Baby Lyuba aus dem sibirischen Permafrost ist eines der am besten erhaltenen Mammut der Welt. Es ist nun auch das erste, das Forscher komplett mit einem Computertomografen untersuchten.

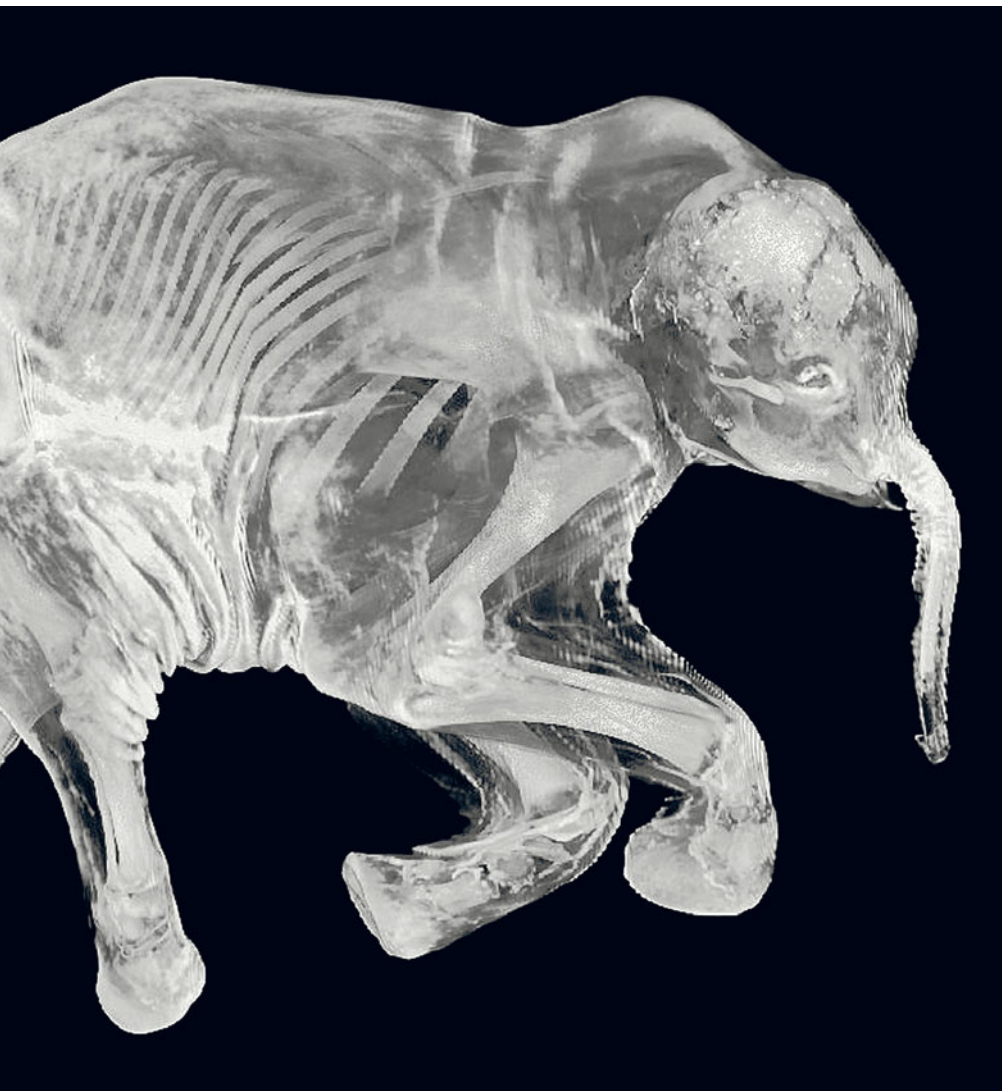


Solarmodule

ENERGIE

Effizient, aber giftig

Einem Team um den Ingenieur Eli Yablonovitch vom Lawrence Berkeley National Laboratory ist es erstmals gelungen, Solarzellen mit einem Wirkungsgrad von 28,4 Prozent herzustellen – die bisher besten handels-

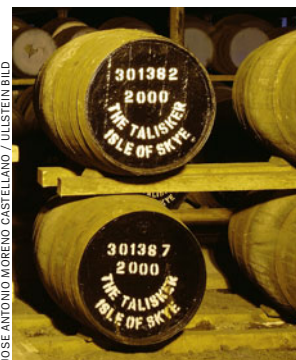


INTERNATIONAL MAMMOTH COMMITTEE / MAMMUTHUS EXPEDITIONS; CT SCANS BY FORD MOTOR COMPANY, USA, AND CENTRE HOSPITALIER EMILE ROUX, LE PUY-EN-VELAY, FRANCE

GENUSSMITTEL

Whisky-Fälschern auf der Spur

Physiker der University of St. Andrews in Schottland können innerhalb einer Minute herausfinden, ob Etikett und Inhalt einer Flasche Single Malt Whisky zusammenpassen – oder ob es sich um eine billige Kopie handelt. Dafür nutzen die Forscher zwei Glasfasern und wenige Mikroliter des braunen Destillats. Durch die eine Faser wird der Scotch mit dem Laser bestrahlt, durch die andere das gestreute Licht aufgefangen und analysiert. Schon kleinste Unterschiede in den Geschmacks- und Geruchsstoffen ermöglichen es, eine Art Fingerabdruck des Whiskys zu erstellen. Anschließend bestimmt das Gerät anhand von Vergleichsdaten Alkoholgehalt, Alter und die Art des Holzfasers, in welcher der kostbaren Tropfen gelagert wurde. Die Wissenschaftler haben ihr Prüfverfahren patentiert und hoffen, gefälschte Aberlours oder Glenfiddichs in Zukunft zuverlässig zu identifizieren. Auch bei anderen alkoholischen Getränken sei die Methode anwendbar, schreiben die Forscher – etwa bei teuren Weinen.



Whisky-Fässer

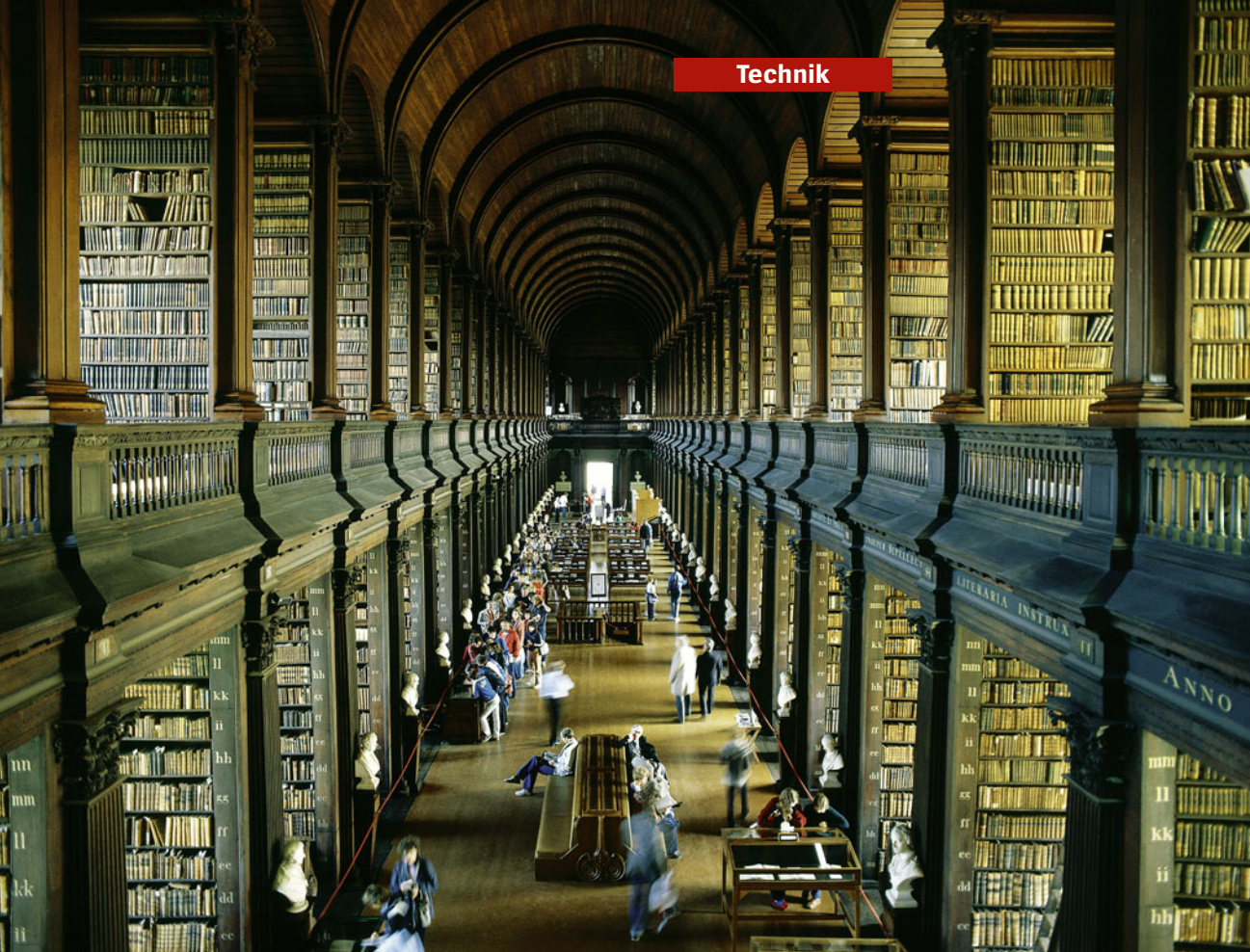
üblichen Solarzellen erreichen lediglich 23 Prozent. Das Geheimnis dieses Rekords: Die Forscher stellten ihre leistungsstarken Solarzellen aus Galliumarsenid her. Dieser Halbleiter absorbiert Licht deutlich besser als Silizium, das normalerweise für Solarzellen verwendet wird. Die Mini-Kraftwerke basieren zusätzlich auf einer paradoxen Erkenntnis der Forscher: Eine Solarzelle arbeitet am besten, wenn sie nicht nur viel Licht absorbieren, sondern auch abgeben kann. Denn je mehr sie ausstrahlt, desto höher ist die in dem Fotoelement entstehende elektrische Spannung – und somit auch seine Energieausbeute. Dieses Ergebnis veränderte die Zukunft der Solartechnologie dramatisch, so Studienleiter Yablono-vitch. Ein optimaler Siliziumersatz ist Galliumarsenid dennoch nicht: Es ist teuer und besteht zum Teil aus Arsen, einem Halbmetall, das hochgiftig ist.

GEOGRAFIE

Seeschlacht mit Karten



China trägt den Kampf um die Erweiterung seiner Seegrenzen im Südchinesischen Meer jetzt auch mit Hilfe seiner Wissenschaftler aus: Die neue Supermacht beansprucht Inseln und Meeresboden, für die Vietnam, die Philippinen oder Malaysia die Hoheitsrechte haben. In vielen Veröffentlichungen chinesischer Forscher tauchen Karten auf, in denen die beanspruchten Gebiete China zugeschlagen werden, wie das Fachblatt „Nature“ beklagt. Solche Karten finden sich beispielsweise in Publikationen chinesischer Wissenschaftler in Journalen wie „Climatic Change“. Der Direktor der Chinesischen Akademie für Kartografie, Zhang Jixian, kündigte unterdessen an, die umstrittene Meeresfläche mit Hilfe von Satelliten und einem Tauchboot kartieren zu wollen.



Bibliothek des Trinity College in Dublin, Schüler mit Tablet-Computern beim gemeinsamen Lesen: „Im traditionellen Buch ist der Text der

BÜCHER

Lesen im Schwarm

Elektronische Bücher könnten im Weihnachtsgeschäft den Durchbruch schaffen, mit besseren Geräten, riesigem Angebot und fallenden Preisen. Pioniere gründen bereits Lesezirkel im Internet: „Social Reading“-Portale, in denen sie Zitate, Kommentare und Empfehlungen austauschen.

Erin Kissane schwärmt für Bücher. Sie sitzt in Great Harry's Bar in Brooklyn. Die elegante Mittdreißigerin mit dem kreisend-rot gefärbten Haar hat Literatur studiert, berät Verlage und kommt gerade von einer Lesung. Ihre Handbibliothek hat sie immer dabei – auf ihrem iPad, als E-Books.

Ist das die Zukunft des Lesens? Um diese Frage soll es heute bei Great Harry's gehen. Und die besten Argumente in der Diskussion sind nicht Bücher, sondern Apps, die sich die Freunde auf Handys und Tablets herumzeigen.

„Ich liebe Papierbücher“, sagt Kissane. „Nur leider funktionieren sie nicht so gut; man kann Zitate und Anmerkungen nicht einfach mit Freunden teilen. Der Text ist ein Gefangener des Papiers.“

Kissane ist Teil einer subversiven Befreiungsbewegung, die sich zum Ziel ge-

setzt hat, dieser Gefangenschaft ein Ende zu setzen. Sie zählt zu einer neuen Generation von Buch-Nerds, die schwärmen vom Lesen im Schwarm.

Der Buchclub im Great Harry's kennt sich schon seit knapp einem Jahr, doch persönlich sehen sich Kissane und die anderen heute zum ersten Mal. Ihr Lesezirkel trifft sich nicht nur einmal im Monat, sondern rund um die Uhr, insgesamt hat er 10 000 Mitglieder aus Amerika, aus Asien, aus Europa. Sein Name: Readmill.

Readmill ist eine Art Facebook für Buchfreunde, ein „Social Reading“-Portal im Netz. Tag und Nacht speist Kissane neue Textstellen und Kommentare ein, ihre 102 „Follower“ wissen genau, was sie gerade liest und was sie davon hält. Sie wiederum „folgt“ den Lektürespuren von 73 anderen Readmill-Mitgliedern.

Als zum Beispiel am 24. Oktober die neue Biografie über Apple-Mitgründer Steve Jobs erschien, entbrannten im globalisierten Lesekreis sofort Debatten über Vorzüge und Schwächen, teils nur dahergeschwafelt, teils akribisch belegt.

Lange Zeit waren elektronische Bücher ein Nischenhobby, das Angebot war klein, das Lesegerät teuer, die Bedienung oft kompliziert. Aber das hat sich geändert. Große Anbieter wie Apple, Amazon und Libri bieten inzwischen immerhin über 80 Prozent der SPIEGEL-Bestsellerliste in elektronischer Form an; die kleinen spezialisierten Lesegeräte wie Kindle, Nook und Sony PRS sind leicht, schnell und einfach zu bedienen und ab 60 Euro zu haben. Hinzu kommen Tablet-Computer wie iPad, Playbook oder Kindle Fire, die zusätzlich Video-, Web- und E-Mail-Funktionen bieten.



F. DAMM / BILDAGENTUR HUBER / PICTURE-ALLIANCE / DPA (L.), JUICE IMAGES / VARIO IMAGES (R.)

Gefangene des Papiers“

Der Marktanteil elektronischer Bücher liegt in den USA bei über acht Prozent, Tendenz rasant steigend. Amazon verkauft schon heute mehr E-Books als Papierbücher; über zwölf Prozent der erwachsenen US-Bevölkerung geben an, einen E-Book-Reader zu besitzen.

In spätestens 20 Jahren werden Papierbücher fast verschwunden sein, das zumindest glaubt jeder dritte Deutsche unter 30 Jahren laut einer Umfrage des Branchenverbands Bitkom. Skeptiker bezweifeln diese Zwangsläufigkeit, andere sprechen von „Biblionekrophilie“.

Doch selbst ihnen fällt es schwer, die Vorteile des elektronischen Lesens zu leugnen: Beim neuen Kindle-Gerät zum Beispiel genügt ein Tippen auf den Touchscreen, und wenige Sekunden später ist das erste Kapitel des neuen Umberto Eco als Leseprobe auf dem Schirm. Noch ein Antippen: Das Buch ist gekauft. Leichter als viele Taschenbücher, lässt es sich bequem einhändig lesen; außerdem erweist sich im Bett die wahlweise integrierte Lampe als nützlich.

Auch lassen sich interessante Passagen markieren und nach Wunsch auf einen Rechner exportieren oder einzelne Wörter in eine andere Sprache übersetzen. Manch einer, der nach einem E-Book-Reader wieder zu einem Papierbuch greift, ertappt sich dabei, wie er vergebens versucht, die Schriftgröße mit einer Fingergeste zu verstellen.

Und doch ist all das für Visionäre wie Kissane schon wieder veraltet. Spezialgeräte wie der Kindle bieten für ihren Geschmack viel zu wenig Gelegenheit, sich mit anderen Lesern auszutauschen. „Amazon und viele andere beschränken künstlich das, was man mit elektronischen Büchern machen kann“, sagt sie.

Die derzeit größte Hürde für das soziale Lesen ist der Dschungel aus inkompatiblen Formaten und hinderlichem Kopierschutz. Damit versuchen sich Verlage gegen Piraterie zu wehren – das ist ver-



NORBERT MICHALKE / DER SPIEGEL

Readmill-Mitgründer Berggren
Verlinken, diskutieren, hacken

ständig, aber vergebens: Abertausende Raubkopien vagabundieren im Netz und bezeugen, wie leicht es für Kriminelle ist, den Kopierschutz zu knacken.

„Der Bücherbranche geht es so wie der Musikbranche Ende der Neunziger mit den Tauschbörsen, sie erlebt gerade ihr Napster“, sagt Henrik Berggren, einer der Gründer von Readmill.

Berggren, ein schmaler Mann Anfang dreißig mit militärisch streng rasiertem Blondschoopf, sitzt in Berlin auf dem alten Ledersofa im Büro, das er sich mit dem Empfehlungsdienst „Amen“ teilt. Im Nachbarhaus probt das Berliner Ensemble, im Stockwerk unter ihm unterhält der Börsenverein des Deutschen Buchhandels sein Berliner Büro.

„Das hier ist mein Bücherregal“, sagt Berggren und klappt seinen mit bunten Aufklebern gepflasterten Laptop auf. Derzeit liest er das neueste Buch des Ex-Hackers Kevin Mitnick, an einer Stelle hat er notiert: „Hier bekomme ich eine Gänsehaut.“ Einem Freund geht es ähnlich – Lesenotizen können banal sein, aber auch intim wie ein Tagebuch.

„Ich bin kein Bücher-, sondern ein Lesefreund, ich will verlinken, teilen, diskutieren, hacken“, sagt Berggren. In seiner Berliner Wohnung hat er nur ein einziges Papierbuch: ein Kochbuch. Es war ein Geschenk.

Wenn er sich ein E-Book kauft, lädt er es nicht etwa auf einen Kindle, sondern crackt es erst einmal: Er entfernt den Kopierschutz, mit kostenloser Software wie etwa Calibre. Ob das legal ist, weiß keiner genau. Sicher ist nur, dass das Einspeisen in eine Tauschbörse verboten wäre.

Aber dazu ist Readmill ja auch gar nicht ausgelegt, sondern nur zum Austauschen von Zitaten und Anmerkungen. Es ähnelt einem Karteikartensystem und greift ein Anliegen auf, das einst die Väter des Internets hatten: gemeinsam an Dokumenten arbeiten. Social Reading wäre somit eine Revolution im Wortsinne: zurück zu den Wurzeln des Internets.

An der Wand von Berggrens Büro hängt das Foto einer Ausgabe von „Ulysses“, dem legendären Roman, den James Joyce 1922 veröffentlichte. Die Ränder sind mit Anmerkungen und Notizzetteln übersät. Berggren machte den Schnappschuss, als er die Flickr-Mitgründerin Caterina Fake in San Francisco besuchte. Sie hat das Buch fünfmal gelesen, konnte aber ihre Gedanken mit niemandem teilen, weil sie eben am Papier haften. Inzwischen ist auch Fake Readmill-Mitglied, in ihrem Profil nennt sie sich „The Casanova of Book Lovers“.

Doch die Konkurrenz schläft nicht, auf der Konferenz „Books in Browsers“ Ende Oktober traten in San Francisco etliche andere Pioniere auf. Portale wie Copia, Shelfari, BookGutton oder Library Thing

betreiben jeweils eigene Systeme, teils mit eigenem integriertem Buchladen. Bis Ende 2012 will die amerikanische „National Information Standards Organization“ einen gemeinsamen Standard für das Schwarmlesen definieren.

Wie wichtig Social Reading werden könnte, zeigt der Überraschungserfolg der kanadischen Firma Kobo, die erst 2010 mit einem Lesegerät auf den Markt kam. Kobo macht Lesen zum Leistungssport: Wer besonders viele Seiten pro Stunde schafft, darf das auf Facebook posten, und wer nachts liest, dem wird der „Geisterstunde“-Orden verliehen.

Berggren hat für derlei Spielereien nur Verachtung übrig: „Fürs Lesen braucht man keine Belohnung, Lesen ist per se schon Belohnung“, sagt er. In wenigen Wochen soll Readmill nach dem Testbetrieb auch für die Öffentlichkeit freigeschaltet werden.

„Es ist schon ironisch, dass eine Plattform wie Readmill ausgerechnet in Deutschland entwickelt wird“, sagt Ansgar Warner, Betreiber des Fach-Blogs „E-Book-News“. Der promovierte Germanist sitzt in seinem Büro am Ende einer Sackgasse in Kreuzberg, einem idyllischen Biotop für allerlei Start-ups.

Der deutsche Buchmarkt hinke den USA um ungefähr fünf Jahre hinterher, sagt er. Hier hängen viele Verlage der Lebenslüge an, dass die Digitalisierung der Buchbranche vielleicht am Land der Dichter und Denker vorbeigehen werde. „Entsprechend schlecht sind auch manche deutsche E-Book-Reader gemacht“, sagt Warner, „das sind richtige Netzhaut-Peitschen.“

In Great Harry's Bar plaudert Erin Kissane unterdessen mit ihrem Internet-Buchclub darüber, wie sich Leben und Lesen ändern: Werden Schwarmbücher dem Buchmarkt schaden, oder reizen sie eher zum Kauf an? Wie lässt sich vermeiden, dass die Leute im Lesezirkel so schrecklich mit ihren Lesefrüchten prahlen? Und wie umgehen mit dem Befremden von Papierfreunden, wenn es statt einer Seitenzahl in der Readmill-Gemeinde nur heißt: „Das steht irgendwo bei 37 Prozent des Romans“?

„Social Reading spart mir viel Zeit“, meint Kissane, Sachbücher könne sie viel schneller überfliegen, wenn sie den Zitaten und Anmerkungen anderer Leser folge. „In Romanen dagegen sind die Unterstreichungen anderer oft die Hölle.“ Manchmal schaltet Kissane die Gruppendiskussion ab und schreibt nur für sich selbst Notizen – „als Erinnerung für ein späteres Ich“.

Nur einer der Freunde kann auch ein schweres Manko des digitalen Lesens erkennen: „Wie“, so grübelt er, „soll ich eine Frau beeindrucken mit meiner Buchsammlung, wenn sie nur auf dem iPad existiert?“

HILMAR SCHMUNDT



Bigfoot-Figur im Amateurvideo*

Fußabdrücke der Schuhgröße 60 plus

KRYPTOZOOLOGIE

Nachtwandern für Freaks

Hobby-Forscher in den USA fahnden nach dem Bigfoot. Angeblich verrät sich die Kreatur durch Schreie und Spuren. Doch entdecken lässt sich das Affenwesen nicht.

Wie Wehklagen hallen die Rufe durch den Wald, ein dumpfes „Whoop“, dreimal hintereinander. Brandon Kiel hält inne und lauscht in die Nacht hinein. Dann saugt er erneut Luft in seine Lungen.

Nochmals hält Kiel die Hände wie einen Trichter vor den Mund: „Whoop, whoop, whoop.“ Deutlich schallt das Echo zurück. Doch sonst nur Stille: Der Bigfoot antwortet nicht.

„Die Jahreszeit ist eigentlich günstig“, sagt Kiel enttäuscht. Die Blaubeeren seien reif, die Kälber des Wapitihirschs, eine Lieblingspeise des Bigfoot, noch nicht ausgewachsen. „Aber es kann natürlich

immer sein, dass die Tiere gerade nicht in der Gegend sind.“

Kiel, 41, ist Feldforscher der US-amerikanischen „Bigfoot Field Researchers Organization“ (BFRO). Das Wesen, das er sucht, soll schlau, scheu und heimlich sein – ein Champion der Tarnung. Doch hier in den Redwood-Wäldern Nordkaliforniens hofft Kiel auf Weidmanns Glück. Mit 20 Gleichgesinnten ist er auf einer Expedition, um den Bigfoot zu finden.

„Squatch“ nennt Kiel das ominöse Wesen, kurz für „Sasquatch“, den „wilden Mann aus den Wäldern“. Der wunderbare Zottel – halb Affe, halb Mensch – schleicht angeblich muskulös, zweiein-

halb Meter groß und bis zu 230 Kilogramm schwer durch die Wälder Nordamerikas. Ein Beweis für die Existenz der vermeintlichen Primatenart steht bislang aus. Noch nie geriet ein Exemplar in Menschenhand – weder tot noch lebendig.

Doch erfahrene „Squatcher“ wie Kiel sind sich sicher: Das Tier gibt es wirklich. Schon die Indianer der Gegend besangen den mysteriösen Mini-King-Kong. Dutzende Fußabdrücke der Schuhgröße 60 plus sind sichergestellt. Von British Columbia bis hinunter nach Florida wollen Hunderte Augenzeugen die Kreatur gesichtet haben, unter ihnen Polizisten, Parkaufseher und Professoren. Sogar von Haarbüscheln und einem Bigfoot-Zehennagel, geborgen in der Nähe des Grand Canyon, ist in der einschlägigen Literatur die Rede.

„Ich bin überzeugt davon, dass der Sasquatch existiert“, sagt der Wildtierbiologe John Bindernagel aus der kanadischen Provinz British Columbia. Der Akademiker setzt schon seit Jahren seine Reputation in der Fachwelt aufs Spiel, weil er nicht nur an den Sasquatch glaubt, sondern ihn auch noch studiert. „Ich schätze die Population des Tiers auf mehrere tausend Exemplare“, sagt Bindernagel, der schon einige Bücher zum Zottel verfasste.

Bindernagel hat auch eine Theorie, wie der Bigfoot in die amerikanische Wildnis gelangte: Demnach sei der heute ausgestorbene Riesenaffe Gigantopithecus einst aus Asien über jene Landverbindung in der Beringstraße eingewandert, über die auch die ersten Menschen nach Amerika gelangten.

Als Hotspot der Bigfoot-Verbreitung gilt die Gegend um den Ort Klamath in Nordkalifornien, an dem sich an diesem Tag im Oktober eine Schar von Wagemutigen versammelt hat. Die Tarnanzug-Dichte ist hoch, die Stimmung euphorisch. Wer fleißig war, hat das „Expeditions-handbuch“ der BFRO studiert. Mit „type 1 inspections“ müsse gerechnet werden, heißt es darin: dem Besuch von „einem oder mehreren“ Bigfoots im Zeltlager, während alle schlafen – „meist zwischen zwei und fünf Uhr nachts“.

Dass das Tier existiert, stellt hier niemand mehr in Frage. Stattdessen wird die Biologie der Spezies diskutiert. „Überwiegend nachtaktiv“ sei der Squatch, berichtet Kiel. Er lebe in Gruppen und „stinke nach Moschus“. Zu seiner Nahrung gehörten „Wurzeln, Schnecken, Frösche, Rehe, Hirsche, Fische, Pilze und Beeren“. Nach „Stinktierkohl“ lecke er sich geradezu die Finger.

Kiels Gesicht ist rund, sein Haupthaar kurzgeschoren. Um den Mund trägt er

* Szene aus dem Patterson-Film von 1967.

einen Jägerbart. Ob er selbst der Kreatur schon begegnet sei? „Natürlich“, sagt der 41-Jährige, „erst vor wenigen Wochen.“

Am Bluff Creek – kaum 20 Meilen nach Osten über die Berge – trafen sich die Squatcher Ende Juli. „Wir waren etwa anderthalb Meilen gelaufen, als jemand plötzlich sagte: ‚Da sitzt ein Sasquatch am Wegesrand‘“, berichtet Kiel. „Ich glaubte ihm nicht und fragte: ‚Ist es ein Bär?‘, doch er blieb hartnäckig.“

Kiel nahm eine Infrarotkamera zur Hand und spähte hindurch: „Da sah ich etwa 50 Meter entfernt die Wärmesignatur eines großen Tiers, das mit dem Rücken zu uns saß, ohne Hals, mit gewaltig breiten Schultern und nach oben spitz zulaufendem Kopf. Ich war baff.“ Zweimal habe sich die Kreatur umgedreht und ihn angeblickt, sagt Kiel. Etwa 15 Minuten dauerte der intime Blickwechsel. Dann beschloss der Expeditionsleiter abzurücken: „Ich wollte respektvoll sein.“

Die Gegend am Bluff Creek ist in Bigfoot-Kreisen gut bekannt. Dort entstand am 20. Oktober 1967 jener legendäre Amateurfilm, in dem für Sekunden ein bulliges, behaartes Wesen durch ein Flussbett schlendert.

Filmexperten analysierten den verwackelten Streifen immer wieder. Selbst Trickspezialisten des Disney-Konzerns beugten sich schon über die grobkörnige Sequenz. Die Beweislage ist unübersichtlich. Ist das Geschöpf ein Mensch im Affenkostüm oder eine kryptozoologische Weltausstellung? Der Urheber des Werks, ein Rodeoreiter namens Robert Patterson, verbürgte sich noch 1972 auf dem Sterbebett für die Echtheit des Films.

Im kalifornischen BFRO-Camp hegt niemand Zweifel an der Authentizität des Patterson-Films. Ohnehin hat hier fast jeder schon einmal einen Bigfoot gesehen. „Ich war auf der Hirschjagd“, erzählt etwa Rey Lopez, ein Beamter aus der Nähe von Sacramento, „erst dachte ich, es wäre ein anderer Jäger; dann aber sah ich, dass es ein Sasquatch war – mit grauweißem Haar.“

Mit Lopez' bulligem Pick-up-Truck geht es hinaus in die Nacht. Nach ein paar Meilen stoppt der Wagen auf einem Parkplatz mitten im Wald. Die Stirnlampen werden auf Rotlicht umgeschaltet, damit das Biest sich nicht erschreckt. Ein kurzer Test der Walkie-Talkies – dann sind alle bereit fürs „Squatching“, den nächtlichen Streifzug durchs Bigfoot-Habitat.

Flüsternd und stolpernd geht es in den kommenden Stunden voran. In diesen Wäldern wurden Sequenzen von Steven Spielbergs „Jurassic Park“ gedreht. Das Dickicht ist feucht. Wurzeln lassen sich im Rotlicht meist nur erraten. Immer wieder bleibt Expeditionsleiter Kiel stehen und ruft seine „Whoops“ in die Nacht. Alternativ stößt er scharfe Pfiffe aus. Dann wieder nimmt er einen kräftigen „Squatch-Knocker“ (vulgo: Ast) zur Hand und schlägt auf Bäume ein. Der dumpfe Klang soll den Bigfoot anlocken.



Expeditionsleiter Kiel: „Ich war baff“



Referent auf Bigfoot-Konferenz in Texas: Russisch im Audiomüll

Robert Collier aus der Nähe von Los Angeles lügt derweil unentwegt durch sein Nachtsichtgerät – „military grade“, wie er stolz betont. Seine Augen leuchten grün im Schein der Apparatur. Squatching ist Nachtwandern für Freaks.

Das ganze Theater hat nur einen Sinn: Der Waldzettel soll sich melden. „Bigfoots sind bekannt dafür, dass sie uns antworten“, sagt Kiel, „wir erleben immer wieder, dass Steine auf uns geworfen werden.“ Auch „Woodknocks“, „Whoops“ und „Screams“ hallten regelmäßig aus dem Unterholz zurück.

Tatsächlich künden verrauschte Tonaufnahmen vom vermeintlichen Sprachschatz der Kreatur. Markerschütternde

Schreie sind darauf zu hören, oder obskures Mickymaus-Gebrabbel. Besonders eifrige Squatcher wollen schon Fetzen von Russisch und Altchinesisch im Audiomüll erlauscht haben.

Sogar Erbgut des Wesens ist angeblich im Umlauf. Die texanische Veterinärmedizinerin Melba Ketchum habe Dutzende Haarproben analysiert, berichtet Kiel. Eine Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse stehe zwar noch aus. Doch in der Szene wird bereits gemunkelt, dass sogar Gewebe zweier toter Bigfoots im

Eisschrank von Ketchums Labor im texanischen Timpson lagere. Ketchum selbst will dazu nichts sagen. Auch auf einschlägigen, jährlich abgehaltenen Bigfoot-Konferenzen warten die Squatcher bislang vergebens auf das Erscheinen der Tierärztin. Mehrere hundert Teilnehmer kommen regelmäßig zu den Treffen.

Ist das alles verrückt? Gewiss. Aber letzte Zweifel bleiben. Eine Nachricht aus dem Jahr 1992 zum Beispiel macht den Squatchern Mut: Damals wurde im südostasiatischen Dschungel eine neue Rinderart gefunden. Das Saola lebt in einer Gegend, die kaum weniger besiedelt ist als so mancher Wald in den USA.

Ist es da nicht vielleicht doch möglich, dass sich ein pfiffiger Riesenaffe seit Hunderten Jahren unentdeckt im amerikanischen Forst verbirgt?

„Das Ganze ist auch eine gute Entschuldigung, campen zu gehen“, gesteht Kiels BFRO-Kollege Bill Brewer, der sich eine gewisse Rest-Skepsis bewahrt hat. Squatching, sagt er, sei vor allem ein großer Spaß.

In der nordkalifornischen Nacht trübt es die Begeisterung der Wandervögel daher nicht, dass der Wald bis zum frühen Morgen beharrlich schweigt.

Immerhin gibt es damit einen guten Grund, bald wiederzukommen.

Und möglicherweise wollen die Squatcher das heimliche Wesen mit den breiten Schultern ja auch gar nicht finden.

„Ich mag den romantischen Aspekt der Suche, diese wunderbare Grauzone, in der wir uns befinden“, sagt Kiel. Und wenn der Bigfoot eines Tages wirklich entdeckt wird? „Dann ist das hier alles vorbei.“

PHILIP BETHGE



Video: Auf Spurensuche im Bigfoot-Wald

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.



VINCENT J. MUSI / NATIONAL GEOGRAPHIC

Drohgebärde einer Ratte: Erst weicht das Tier zurück, dann kreischt es, stürzt auf den Gegner zu und beißt sich fest

EVOLUTION

Kämpfen oder kuscheln

Zutraulich und neugierig die einen, aggressiv und bissig die anderen: Genetiker in Leipzig forschen an zwei Typen von Ratten. Sie wollen die Entstehung der Haustiere verstehen.

Erst Gummi, dann Baumwolle und schließlich Stahldraht: Mit drei verschiedenen Handschuhen überzieht Alexander Cagan seine rechte Hand. Dann erst wagt es der Forscher, den Rattenkäfig zu öffnen.

Vorsichtig zwängt Cagan seine Hand durch eine enge Klappe und schiebt sie langsam auf das Tier zu. Eine normale Versuchsratte würde sich jetzt greifen lassen. Anders aber dieses Tier: Erst weicht es zurück, dann kreischt es auf, stürzt auf die Hand zu und beißt sich darin fest.

Die Attacken können schmerzen, trotz des stählernen Schutzes. Auch blaue Flecken oder gar blutende Wunden hat die verantwortliche Tierpflegerin immer wieder im Dienste der Wissenschaft erdulden müssen. Trotzdem hat sie Verständnis für die bissigen Nager: Sie könnten ja nichts dafür, sie seien so geboren.

Denn diese Ratten wurden extra dafür gezüchtet, aggressiv auf Menschen zu reagieren. Sie sind das Ergebnis eines Langzeitexperiments, das vor rund 40 Jahren in Sibirien begann. Schon damals gingen visionäre Forscher einer Frage nach, die noch heute Wissenschaftler auf der ganzen Welt umtreibt: Worin unterscheiden sich Haustiere von ihren wilden Artgenossen?

Dazu experimentierten die Sowjets an wilden Füchsen, Nerzen – und eben Wanderratten. Aus einer Gruppe von etwa 60 Nagern wählten sie die aggressivsten Exemplare aus und paarten sie miteinander. Den Vorgang wiederholten die Forscher wieder und wieder, inzwischen seit mehr als 80 Generationen. Mit den zahmsten gingen sie genauso vor. Die einen wurden so zu Kampf-, die anderen zu Kuschelratten: Sie gehören zur selben biologischen Spezies, ihr Temperament aber könnte kaum verschiedener sein.

Leipziger Forscher um Max-Planck-Direktor Svante Pääbo haben es geschafft, einige dieser Tiere aus Sibirien einzufliegen, als einzige Forschungsgruppe in Europa. Nun hausen etwa 200 der Nager in einem muffigen Keller der Leipziger Uni-Klinik.

Äußerlich gleichen sich beide Rattenzüchtungen. Nur der Aufkleber auf dem Käfig verrät ihre wahre Natur: Einfarbig bedeutet zutraulich, neugierig und verspielt; gestreift steht für aggressiv, ängstlich und bissig. Die einen lassen sich streicheln und krabbeln gern unter den Pullover, den anderen möchte man nachts auf dem Weg zum Kühlschrank nicht begegnen. Ihre Gene verdammen sie dazu, ihre Herren nicht ausstehen zu können.

Beide Gruppen wollen die Forscher vergleichen und so herausfinden, was ein Tier angriffslustig macht – und was friedfertig und zähmbar. Schon Charles Darwin beschäftigte sich mit der Frage, wie wohl die Haustiere entstanden sind. Im ersten Kapitel seiner „Entstehung der Arten“ bereits sinniert er über die künstliche Selektion gezüchteter Hunde und Tauben. Seither gelten Haustiere den Evolutionsbiologen als ideale Studienobjekte, weil sich ihr Körperbau und ihr Verhalten im Zuge der Zucht so rasch verändert haben. Schneller als hier vollzieht sich der Artenwandel nirgendwo.

Fast alle vierbeinigen Gefährten des Menschen zeichnen sich durch ähnliche Eigenschaften aus: Sie haben gracilere Knochen als ihre wilden Vetter, ein kleineres Hirn und häufig ein fleckiges Fell. Vor allem aber sind sie weniger ängstlich, ihr Spieltrieb dagegen ist ausgeprägt. Gleichgültig ob Hund, Schwein oder Rind: Sie alle haben unter dem Ein-



P. MEISSNER / HELGA LÄDE

Straußenreiter: Gracilere Knochen, kleineres Hirn

fluss des Menschen offenbar ähnliche Veränderungen durchgemacht.

Doch was war es, das den Hund so fügsam machte? Was musste sich im Gehirn von Schaf, Rind oder Huhn verändern, damit diese Tiere so zutraulich wurden? Können auch Silberfuchs, Gepard oder Vogel Strauß zu einträchtigen Gefährten des Menschen werden? Und warum lässt sich ein Pferd zureiten, während alle Versuche, sich das Zebra untertan zu machen, vergebens blieben?

Die Antworten auf diese Fragen, davon sind die Leipziger Forscher überzeugt, sind im Erbgut verborgen. Und die sibirischen Ratten sollen ihnen jetzt helfen, sie zu finden. „Domestikation eröffnet uns eine einmalige Möglichkeit, die Natur der Evolution zu verstehen“, sagt Genforscher Pääbo.

Jetzt surren im Leipziger Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie die Sequenziergeräte, die das Erbgut der Ratten analysieren. Und an den Bildschirmen der Computer graben sich Forscher durch die Datenberge, die sie im Laufe vieler Experimente angehäuft haben.

Zu Hunderten haben sie den Ratten Blut abgenommen, deren Reaktionen auf Licht und elektrische Schocks gemessen und ihr Quieken protokolliert. Auch kreuzten sie die Ratten miteinander und inspizierten die Nachkommen. An über 700 Tieren überprüften die Forscher insgesamt 45 Parameter wie Hormonspiegel, Organgrößen und Fellfarbe, vor allem aber verglichen sie ihr Verhalten.

Besonders auf Stress, so zeigte sich dabei, reagieren die aggressiven Tiere viel empfindlicher. Das macht sie aufmerksam, aber auch ängstlich. Die zahmen Ratten dagegen zeichnen sich durch besondere Neugier aus: Mutig erkunden sie unbekanntes Terrain, während ihre Artgenossen sich scheu in die Ecken verkriechen. Dem Nachwuchs wiederum widmen die aggressiven Tiere mehr Zeit und Zuwendung: Zahme Tiere, so scheint es, sind schlechte Mütter.

Anfangs erwies es sich freilich als äußerst schwierig, einzelne Gene zu finden, die verantwortlich für all diese Unterschiede sind. „Es war wohl etwas naiv von uns zu glauben, wir könnten einzelne Zahmheits-Gene finden“, gesteht der Molekularbiologe Frank Albert.

Inzwischen jedoch haben er und seine Kollegen sich darangemacht, ein ganzes Netzwerk von Genen zu entwirren. Und wichtige Knotenpunkte darin haben sie bereits aufgespürt.

Albert, der von Leipzig ins amerikanische Princeton umgezogen ist, untersucht dort jetzt Gewebe aus dem Frontalhirn von Hund und Wolf. Systematisch suchte er nach Unterschieden der Genaktivität. Zusätzlich verglich er auch Schweine, Kaninchen und Meerschweinchen mit ihren wilden Artgenossen. Insgesamt 40 Gene

spürte er auf, deren Rolle sich bei allen vier Arten im Zuge der Domestikation offenbar auf ähnliche Weise verändert hat: Eine Art Genprogramm der Tierzähmung deutet sich an.

In Leipzig setzen unterdessen die jungen Forscher Alexander Cagan und Henrike Heyne seine Arbeit fort. Cagan fahndet weiter in den Erbanlagen nach verräterischen Merkmalen, die auf Selektion schließen lassen. Heyne vergleicht die Hirne von aggressiven und zahmen Ratten miteinander. Die Wissenschaftler sind zuversichtlich, dass sie bald Gene präsentieren können, die Zahmheit und Aggression der Tiere steuern.

Das könnte sogar Erkenntnisse über den Menschen liefern. Eine Theorie der Evolutionsbiologen jedenfalls besagt, dass der Mensch sich seine besondere Ko-



Haustier Silberfuchs

Was ist es, das Tiere fügsam macht?

operationsfreudigkeit in einer Art Selbstzähmung angeeignet hat. „Es könnte sein, dass der Prozess der Domestikation die Menschwerdung in einzelnen Aspekten widerspiegelt“, mutmaßt Max-Planck-Direktor Pääbo.

Ein Faktor, so jedenfalls der Befund der Leipziger Forscher, scheint bei der Unterordnung unter den Menschen eine überraschend geringe Rolle zu spielen – die Erziehung. Offenbar mindert es die Aggressivität einer Ratte nicht, wenn sie von einer zahmen Mutter aufgezogen wird. Die Russen haben seinerzeit sogar Embryonen von zahmen Ratten in den Uterus ungezählter Mütter eingepflanzt und ließen sie von diesen austragen – an ihrer Friedfertigkeit änderte das nichts.

Eigentlich hatten die Leipziger einen ähnlichen Versuch geplant: Sie wollten einer Tierpflegerin aggressive Rattenjunge mit nach Hause geben und sehen, ob es ihr durch liebevollen Umgang gelingt, die Tiere zu zähmen. „Aber am Ende haben wir es dann doch nicht gemacht“, sagt Albert. Warum nicht? „Vielleicht aus Angst, dass es klappt.“ **HRISTIO BOYTCHEV**

RAUMFAHRT

Sprungbrett im All

Die Nasa plant, Menschen zu einem Asteroiden zu fliegen. In einem Labor unter Wasser sollen Astronauten lernen, sich an einem solchen Brocken festzukrallen.

Die Zukunftsprobleme der Nasa beginnen 19 Meter tief im Atlantik, gut zehn Kilometer vor der Küste Floridas, in einem Labor, das außen langsam mit Algen zuwuchert. Eine Woche lang haben fünf Männer und eine Frau dort unten geprobt, wie Astronauten auf einem Asteroiden landen könnten – eine Reise, die weiter ginge, als jemals zuvor ein Mensch kam.

Die Taucher rammten Haken in den Grund, hangelten sich an Seilen entlang, krochen mit Magnetstäben über den Boden und düsten mit Jetpacks und kleinen U-Booten durchs Wasser. Vor einigen Monaten hatten Techniker dafür einen gewaltigen Fiberglasklumpen als künstlichen Asteroiden auf den Meeresboden hinabgelassen. Fünf Meter hoch ragt er nun als eine kantige Übungswand aus dem Sand – alles, um herauszufinden, wie man am schnellsten vorwärtskommt, wenn der eigene Körper kaum noch was wiegt.

Im Jahr 2025 sollen die ersten Menschen auf einem Asteroiden eintreffen. US-Präsident Barack Obama hat dieses Ziel vorgegeben. Die Nasa hatte eigentlich zurück zum Mond fliegen wollen, so wie damals in den ruhmreichen Tagen, als Armstrong mit seinem „kleinen

Schritt“ den Russen vormachte, wozu der Klassenfeind in der Lage ist. Eine feste Basis auf dem Mond sollte folgen, doch das Vorhaben wurde gestoppt, zu teuer, zu aufwendig. Das eigentliche Ziel heißt außerdem schon lange Mars. Aber weil es dorthin eine sehr weite Reise ist, will man an einem Asteroiden üben. „Sprungbrett“ nennen sie die Brocken im All bei der Nasa nun.

Doch landen wird ein Raumschiff auf ihnen wohl nie – eher vor Anker gehen. Mit ihren geringen Ausmaßen haben die Mini-Planeten eine winzige Anziehungskraft. Ein auf der Erde hundert Kilogramm schwerer Astronaut wiegt auf einem 500 Meter großen Asteroiden nur noch wenige Gramm. Mit jedem Schritt würde er sich ins All hinauskatapultieren.

Die neuen Weltraumfahrer werden daher Werkzeuge brauchen, mit denen sie sich festkrallen können. Techniker überlegen, Griffe in den Stein zu bohren oder Harpunen in den Untergrund zu schießen. Um solche Ideen zu testen, ist die Nasa nun abgetaucht, zu dem einen Ort auf Erden, an dem ihre Astronauten quasi schwerelos üben können: Aquarius. So heißt das letzte weltweit noch betriebene Unterwasserlabor, in dem Menschen dauerhaft wohnen können.

Es ist ein schon etwas in die Jahre gekommener gelber Stahlkasten auf vier hohen Stelzen, der nach dem Prinzip eines umgestülpten Glases in der Badewan-

ne funktioniert. In der Luftblase können seine Bewohner wochenlang leben; sie haben Internet, Schlafkojen und eine Mikrowelle. Biologen kommen hierher, um Fische und Korallen zu beobachten; die Nasa, um das Weltall kostengünstig zu simulieren.

Was die Nasa jetzt auf ihrer 15. Unterwassermission probte, war eine Exkursion, deren Ziel sie noch gar nicht kennt. Denn gewiss ist nur, dass es ein Asteroid sein soll, unklar jedoch, welcher.

Zwar haben Forscher bislang über 8000 Brocken in der kosmischen Nachbarschaft der Erde entdeckt. Doch die meisten bewegen sich auf einer ungünstigen Flugbahn, sind zu schnell unterwegs, oder sie drehen sich gefährlich schnell um sich selbst. Für einen Besuch in Frage kommen nur ein paar wenige, und die tragen recht komplizierte Namen.

„2000 SG344“ zum Beispiel gilt als einigermaßen geeignet, denn seine Bahn ähnelt derjenigen der Erde. Am dichtesten kommt er ihr im Jahr 2029 (siehe Grafik). Er wird zwar immer noch rund zwanzigmal weiter entfernt sein als der Mond, aber immerhin wesentlich näher, als der Mars jemals kommt. Fünf Monate wären die Astronauten unterwegs, zweieinhalb hin und zweieinhalb zurück, dazwischen fünf Tage Aufenthalt. Am Montag, dem 24. September, würden sie ihr Ziel erreichen, das haben Forscher genau ausgerechnet. Verspätet sich der Abflug, ist das Ziel unerreichbar.

Wirklich ideal ist auch 2000 SG344 nicht, das muss Nasa-Strategie Rob Landis gestehen. Mit einem Durchmesser von 30 bis 45 Metern ist er eigentlich zu mickrig. „Wir müssen daher als Erstes viel mehr mögliche Ziele finden“, sagt Landis.

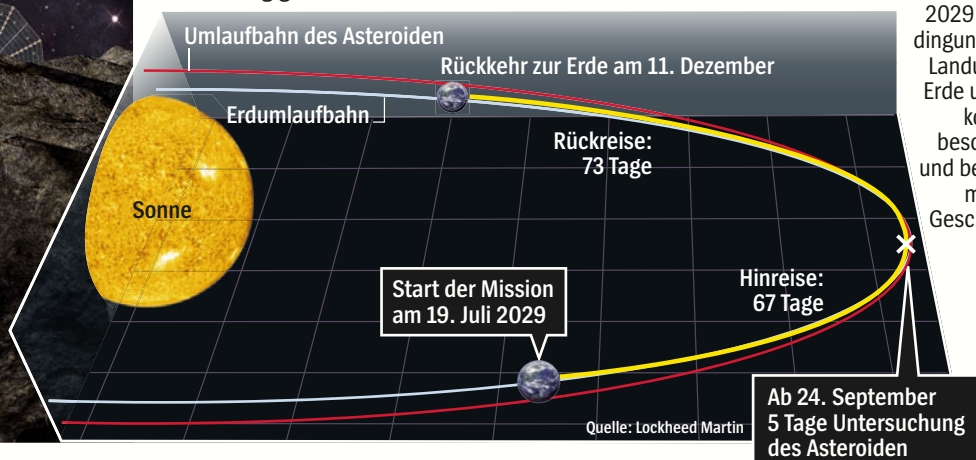
Dass es sie gibt, daran zweifelt er nicht. Schon heute werden fast täglich neue Objekte zwischen Erde und Mars entdeckt, und mit neuen Geräten kann noch gründlicher gefahndet werden. Helfen sollen dabei zwei neue Teleskope, die auf Ha-



Besuch eines Asteroiden (Illustration)

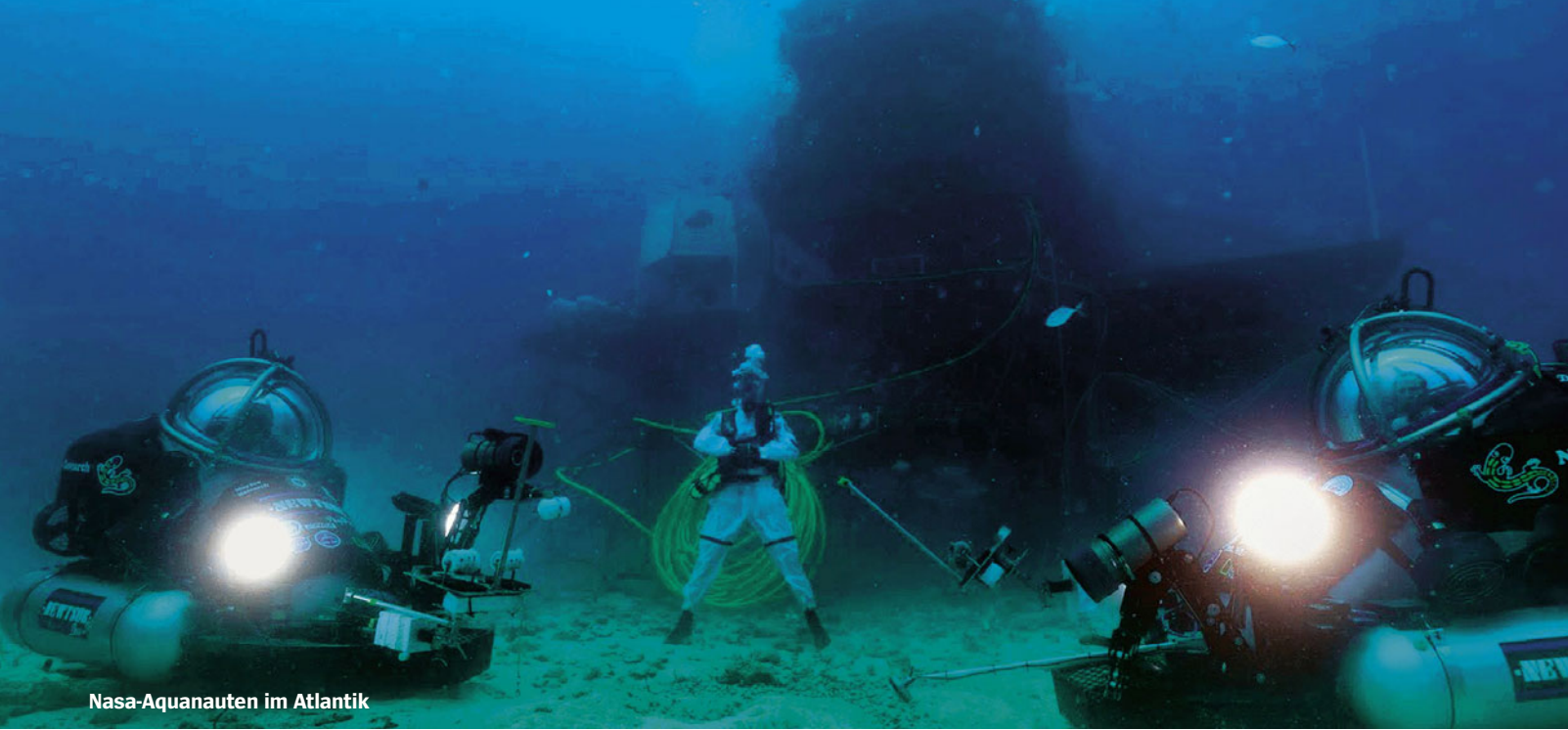
Kosmischer Rundflug

Eine 145-tägige Reise zum Asteroiden 2000 SG344 im Jahr 2029



Am 24. September 2029 sind die Bedingungen für eine Landung günstig: Erde und Asteroid kommen sich besonders nahe und bewegen sich mit ähnlicher Geschwindigkeit.

DER SPIEGEL



Nasa-Aquanauten im Atlantik

MARK WIDICK / NASA

waii und in Chile in Betrieb gehen. Noch genauere Aufnahmen könnte ein Teleskop liefern, das im Weltall schwebt.

Ist auf diese Weise einmal ein Ziel auserkoren, will die Nasa zunächst Roboter als Vorhut ausschicken, um das Terrain zu erkunden. Dann erst werden Menschen folgen.

Die Herausforderungen für sie werden gewaltig sein: Sie müssten sich vor der kosmischen Strahlung schützen, genug Proviant für die Reise mitschleppen und vor allem monatelang allein ausharren. Fast eine halbe Minute wäre jedes ihrer Worte vom Asteroiden aus bis zur irdischen Bodenstation unterwegs.

Und doch ist all das nur eine Art Studienreise, die dazu dient, den Aufbruch zum eigentlichen Ziel, dem Mars, vorzubereiten. Irgendwann nach 2030 soll es so weit sein: Dann werden sich möglicherweise erstmals Menschen aufmachen, einen anderen Planeten zu besuchen.

Diese Vision ist für die Nasa von existentieller Bedeutung. Das Geld ist knapp, in der aktuellen Wirtschaftslage sowieso. Programme wurden gestrichen, die Space Shuttles landeten im Museum.

Wenn die US-Amerikaner nun ins All wollen, müssen sie sich eine „Sojus“-Kapsel der Russen mieten. China baut unterdessen eine eigene Raumstation und plant eine Exkursion zum Mond. Dringend scheint es da den Amerikanern, ihrerseits neue Ziele ins Auge zu fassen. Was könnte dafür besser geeignet sein als ein Asteroid?

Diese durchs Sonnensystem irrenden Gesteinsbrocken bergen noch viele Geheimnisse. Zwar lässt sich durch Teleskope von der Erde aus häufig erkennen, wie groß ein Asteroid ist und wie seine Oberfläche aussieht. Was aber darunter liegt, bleibt verborgen. Ein Asteroid kann aus einem einzelnen massiven Block beste-

hen, porös oder auch nur ein loser Haufen Steine sein, deren schwache Anziehungskraft sie zusammenhält. Wieder andere sehen aus, als seien sie von Sand bedeckt wie eine Wüste.

„Früher dachten wir, Asteroiden seien nur Gesteinsbrocken. Aber sie sind kleine Welten, so unterschiedlich wie die Planeten unseres Sonnensystems, nur ohne Atmosphäre“, sagt Alan Harris vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR). Aus einer dieser Welten könnten Astronauten Gestein und Daten zurück zur Erde bringen.

Nur wenige Sonden haben bislang Asteroiden aus der Nähe fotografiert und vermessen; nur eine einzige von ihnen brachte ein paar Körner von dem fernen Himmelskörper zurück. Und auch sie wäre auf dem Rückweg fast verschollen, weil Triebwerke ausfielen und die Verbindung zeitweise abbriss.

Als Nächstes wollen Wissenschaftler der Europäischen Weltraumbehörde einen Kometen erkunden: Im Jahr 2014 soll die Sonde „Rosetta“ dort ankommen und einen Roboter absetzen. Seine Aufgabe ist es, Eis und Staub einzusammeln. Forscher wollen darin etwas über den Beginn des Sonnensystems lesen.

Denn Asteroiden und Kometen sind Zeitkapseln. Sie entstanden in jener Zeit vor rund 4,6 Milliarden Jahren, in der auch die Planeten geboren wurden. Fast unverändert ziehen die erstarrten Gesteins- oder Eisbrocken seither ihre Bahnen. In Kometen, so hoffen die Forscher, könnten deshalb noch jene ursprünglichen Zutaten stecken, aus denen einst auch das Leben auf der Erde entstand.

Doch ebenso sind die kleinen Himmelskörper in der Lage, es wieder auszulöschen. Vermutlich raffte der Einschlag eines Asteroiden vor 65 Millionen Jahren die Dinosaurier dahin; ein kleinerer Bro-

cken sprengte 1908 einen riesigen Krater in die sibirischen Wälder. Die Wahrscheinlichkeit, dass Ähnliches bald wieder geschieht, mag zwar gering sein, doch irgendwann, das gilt als sicher, wird ein solcher Angreifer wieder auf die Erde zurasen. Weltweit arbeiten Forscher daran, Abwehrstrategien gegen die Bedrohung zu entwerfen. Mehr über den inneren Aufbau zu wissen wäre hilfreich dabei.

Ob dieses Wissen allerdings wirklich nur Menschen beschaffen könnten, darüber gehen die Meinungen auseinander. „Wenn es nur darum geht, einen Asteroiden zu erkunden, ist es besser, einen Roboter zu schicken“, sagt DLR-Forscher Harris. Nasa-Mann Landis dagegen setzt auf Astronauten: „Menschen können viel besser reagieren, sie haben Sinne und sind keine sturen Automaten“, sagt er.

Ihr Experiment im Wasser allerdings musste die Nasa vorzeitig abbrechen. Hurrikan „Rina“ kam dazwischen, die Verantwortlichen beschlossen, die Taucher zu evakuieren.

Die Nasa tröstet sich damit, dennoch einiges herausgefunden zu haben: Sich mit Magneten über den Boden zu hangeln sei langsam und mühsam, berichteten die Aquanauten. Dafür sei diese Fortbewegungsart aber sicherer auf kurzen Strecken. Mit den leistungsstarken Jetpacks auf dem Rücken waren sie schnell, konnten aber nicht stillhalten.

Eine Woche früher als geplant kehrte das Team schließlich zurück. Zwischen ihnen und der Heimat hatten 19 Meter gelegen. 2029 würden es acht Millionen Kilometer sein.

LAURA HÖFLINGER



Video: Planetenkiller aus dem All

Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“.

AUSSTELLUNGEN

Kunst im Discounter

Das Geständnis fiel ihm schwer. „Ich habe gesündigt“, soll der Münchner Künstler Günter Fruhtrunk gesagt haben, als er seinen Studenten beichtete, dass er den Designauftrag für die Plastiktüten von Aldi-Nord angenommen hatte. Vielleicht wurde wegen dieser Verdruckstheit auch nie einer breiten Öffentlichkeit bekannt, dass es Fruhtrunk war, der 1970 die dunkelblauen und weißen Diagonalen entwarf. So sind Millionen Unwissender mit einem Fruhtrunk-Multiple aus den Discounter-Filialen gelaufen. Wie das Aldi-Design für Nachhall in der Kunstwelt sorgte, das zeigen Arbeiten von Torben Giehler, Gabriele Langendorf und Sebastian Freytag, die vom Samstag kommender Woche an (bis 4. März 2012) in der Ausstellung „I love Aldi“ im Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigs- hafen zu sehen sind. Die Ausstellung reflektiert auch andere Aspekte des Systems „billig“. Gezeigt werden unter anderem Kunstwerke von Hötsch Höhle, der im Akkord Bilder malt, die 20 Euro kosten, und Arbeiten von Katinka Pilscheur, die für ihre monochromen Bilder ausschließlich Discounter- Nagellack verwendet.

„Ohne Titel“ von Thomas Rentmeister, 2007



Langendorf-Werk „Güterstraße“, 1989

LITERATUR

Der Kampf der Krähe

Vier Jahre hat es gedauert bis zu diesem neuen Roman von Julia Franck. 2007 hatte die Schriftstellerin für „Die Mittagsfrau“ den Deutschen Buchpreis gewonnen, das Buch verkaufte sich daraufhin fast eine Million Mal und wurde in 33 Sprachen übersetzt. In „Rücken an Rücken“ schreibt Franck nun ihr übergreifendes Thema fort, die Erzählung emanzipatorischer Frauengeschichten. Dabei stellt sie immer auch die Frage nach der Rücksichtslosigkeit und dem Schmerz, den diese Geschichten bergen. Der neue Roman spielt Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre in der DDR. Im Mittelpunkt steht die Bildhauerin

Käthe, Mutter von vier Kindern, die verschiedene Väter haben. Zwei Mädchen hat sie ins Kinderheim gegeben, die anderen beiden, Ella und Thomas, bleiben sich selbst überlassen. Sie stehen Käthes Wunsch nach Unabhängigkeit im Weg. Die zärtlichste Begegnung zwischen der alleinerziehenden Mutter und ihrem Sohn entsteht, als dieser ihr Modell sitzt für eine neue Skulptur. Erst als sie ihn mit den Augen der Bildhauerin betrachtet, empfindet sie so etwas wie mütterliche Gefühle. Die Kinder versuchen alles, um Käthes Liebe zu erlangen. Einmal verschwinden sie tagelang, doch die Mutter bemerkt ihre Abwesenheit nicht einmal.

Wie schon in „Die Mittagsfrau“ geht Franck unerbittlich weit in der Schilderung der monströsen Seiten ihrer Heldin. Wie nebenbei lässt sie Zeitgeschichtliches einfließen, etwa den Bau der Mauer. Und doch ist „Rücken an Rücken“ ein angestrenktes Buch geworden. Manche Bilder sind in ihrer Passgenauigkeit aufdringlich: Nach einem Streit mit der übermächtigen Mutter beobachtet der Sohn den Kampf zweier Vögel, eines Habichts und einer Krähe. Auch sprachlich ist dem Roman zu sehr das Bemühen anzumerken, die Zeit, in der er spielt, zu spiegeln. Franck ist eine starke Erzählerin, diesmal fehlt jedoch die Leichtigkeit.



Julia Franck
Rücken an Rücken

S. Fischer Verlag,
Frankfurt am
Main; 384 Seiten;
19,95 Euro.

POP

Wenn Flocken sprechen

Von den unzähligen Liebesliedern, die der Menschheit eingefallen sind, wird „Misty“, ein Titel von Kate Bushs neuem Album „50 Words for Snow“, wohl eines der merkwürdigsten sein. Der Song erzählt von einer Liebesnacht mit einem Schneemann, der durchs Fenster ins Schlafzimmer klettert. Am nächsten Morgen ist er weg und das Bett pitschnass. Bush, 53, singt davon mit ihrem Elfenopran zu Klavierbegleitung – wunderschön, aber ziemlich bizarr. Die anderen Stücke von „50 Words for Snow“ stehen „Misty“ nur wenig nach. Der Titelsong besteht aus nicht viel mehr als 50



Bush

TREVOR LEIGHTON / EMI

Phantasiewörtern für Schnee. Außerdem gibt es einen imaginären Dialog mit einer Schneeflocke, die vom Himmel heruntersäuselt, und eine Hommage an den Yeti.

DOKUMENTATIONEN

Der Kreml und das Kino

Der Dokumentarfilm des Berliner Regisseurs Cyril Tusch, 42, über Aufstieg und Fall des russischen Ex-Ölmagnaten Michail Chodorkowski, der am Donnerstag in Deutschland anlauft, soll auch in Russland gezeigt werden. Am 2. Dezember, so der Plan, kommt das Werk zunächst in 15 Kinos in Moskau und Sankt Petersburg heraus. „Ich bin positiv überrascht“, sagt Tusch, „glaube aber immer noch nicht, dass alles glattlaufen wird.“ Die Skepsis scheint berechtigt zu sein. Beim Zürcher Filmfestival Ende September sollte Tuschs Film „Der Fall Chodorkowski“ gezeigt werden, aber dazu kam es nicht. Der Regisseur vermutete voraus-eilenden Gehorsam, da das Festival

vom kremlnahen Oligarchen Suleiman Kerimow gesponsert wird. Die Festivalleitung erklärte, es habe keine Beeinflussung gegeben. Von der Führung des Ludwigshafener Festivals des deutschen Films bekam der Filmemacher im Sommer nach eigenen Angaben zu hören, dass man den Beitrag gern gezeigt hätte, mit Rücksicht auf den Sponsor BASF und dessen Interessen in Russland aber verzichte. Das Festival bestreitet diese Darstellung und pocht auf seine Unabhängigkeit von Sponsoren. Anfang des Jahres hatten Einbrecher in Tuschs Büro Computer gestohlen, auf denen Filmkopien gespeichert waren. Der Film kritisiert die Machtpolitik Wladimir Putins, beschreibt aber auch zweifelhafte Geschäftspraktiken des insgesamt zu 13 Jahren Haft wegen angeblicher Steuerhinterziehung verurteilten Chodorkowski.

KINO IN KÜRZE

„Tom Sawyer“ ist die schwungvolle Adaption von Mark Twains literarischem Klassiker. Die Geschichte um eine große Jungenfreundschaft am Ufer des Mississippi, um dunkle Höhlen, düstere Verbrecherseelen und nette Tanten beweist einmal mehr ihre große erzählerische Qualität. Die deutsche Regisseurin Hermine Huntgeburth jagt ihre beiden umtriebigen Helden (gespielt von Louis Hofmann und Leon Seidel) durch die Dekors, die in Rumänien für den US-Western „Cold Mountain“ gebaut worden waren, Schauspielern wie Heike Makatsch, Benno Fürmann und Joachim Król werfen sich mit sichtbarer Spielfreude in ihre Rollen, chargieren bisweilen allerdings recht ungehemmt.



Szene aus „Tom Sawyer“

MAJESTIC FILM

KUNSTMARKT

Immendorffs Millionenerbe

Der Streit um den millionenschweren Nachlass von Jörg Immendorff spitzt sich zu. Jetzt klagt Oda Jaune, die Witwe des verstorbenen Großkünstlers („Café Deutschland“), gegen den Düsseldorfer Galeristen und Kunstberater Helge Achenbach. In dem Verfahren vor dem Landgericht Düsseldorf (Aktenzeichen 12 O 163/ 2011) geht es um Erlöse in Millionenhöhe, die Achenbach Oda Jaune schulden soll. Das Geld stammt aus dem Verkauf von Immendorff-Werken, darunter einige der berühmten Affenskulpturen. Seit Immendorffs Tod im Jahr 2007 wird um dessen Nachlass gekämpft. Ein Immendorff-Sohn, der im Testament seines Vaters mit keinem Wort erwähnt worden war, fordert von Oda Jaune einen weiteren Teil des Erbes (SPIEGEL 39/2010). Oda Jaune wiederum hat bereits von zwei Gale-



DANIEL BISKUP / LAIF

Oda Jaune

risten, die Immendorff-Werke anbieten, hohe Summen erstritten. Einigungsversuche mit Achenbach sind dagegen bislang gescheitert. Der Galerist ist aber „sehr optimistisch, dass es zwischen den Parteien eine Einigung geben wird“. Tatsächlich fürchten offenbar beide Seiten, dass potentielle Käufer von Immendorff-Werken durch neuen öffentlichen Streit abgeschreckt werden könnten. Der Künstler selbst ist an den Konflikten nicht unschuldig: Immendorff hatte zu Lebzeiten mit diversen Galeristen einander teilweise widersprechende Verträge geschlossen und darüber hinaus Werke direkt aus seinem Atelier heraus verkauft.

AUTOREN

Knallt sie ab!

Der Dissident Liao Yiwu wird für sein Buch über seine Haft mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet. Sein Bericht zeigt, dass sich deutsches Lob für Chinas Kommunisten verbietet.



DIETER MAYER / DER SPIEGEL

Schriftsteller Liao: *Zeugenprotokoll aus dem Epizentrum der Menschenverachtung*

Der alte Mann wirkte unerschütterlich, als er es sagte. Er saß in einem Rollstuhl, seinen Holzstock griffbereit, er trug den dichten silbergrauen Schopf wie immer gescheitelt. Er redete über China, gab sich als Kenner, 12- oder 15-mal sei er dort gewesen: „Ich bewundere, was die Chinesen nach dem Tode Mao Zedongs 1976 zustande gebracht haben.“

Und er hörte nicht auf. Es stimme, sagte er, dass China keine Demokratie sei, aber trotzdem hätten die Chinesen es fertiggebracht, einen wirtschaftlichen Aufschwung in Gang zu setzen, der dazu geführt habe, „dass es unter den heute lebenden Chinesen kaum einen einzigen

gibt, dem es heute nicht bessergeht als jemals vorher in seinem Leben“. Das sei „eine gewaltige Leistung“, der chinesische Kommunismus sei „erfolgreich“. Dann sagte er den letzten Satz zu diesem Thema, hob den Zeigefinger und stieß ihn in die Luft: „Die haben das Recht, nach ihrer eigenen Fassung selig zu werden.“

Der 92-jährige Mann saß nicht in einer entlegenen Stube am Kachelofen, er ist auch nicht irgendwer: Er ist der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt, gefeiert als Über-Großvater der Nation. Helmut Schmidt saß, während er all dies von sich gab, in der wichtigsten deutschen Talkshow. Ihm gegenüber der angesehenste deutsche Moderator: Günther Jauch. Ihm

zur Seite der Mann, der die nächste Kanzlerschaft beansprucht: Peer Steinbrück. Der angesehenste deutsche Moderator sagte gar nichts zu Schmidts Thesen und wechselte schnell das Thema. Der nächste mögliche Kanzler sagte, diese Thesen seien „ergänzungsbedürftig“ und pries gewunden westliche Rechtsstaatlichkeit.

Schmidt kam durch mit seinen Sätzen. Ungescholten. Vor mehr als fünf Millionen Zuschauern. Und im Saal Applaus.

Schmidt machte einen rüstigen Eindruck in der Talkshow vor drei Wochen, und weil er wohl viel unterwegs ist und Leute trifft, könnte er sich doch – nur mal so als Vorschlag – Zeit nehmen für einen interessanten Gesprächspartner,

einen freundlichen Chinesen, 53 Jahre alt, der das brutalste und erschütterndste Buch des Jahres geschrieben hat und darauf besteht, dass jedes Wort in diesem Buch wahr sei*. Es sind Erinnerungen an seine Zeit in chinesischen Gefängnissen, in denen er insgesamt fast vier Jahre einsaß. Liao Yiwu war verhaftet und verurteilt worden, weil er ein Gedicht geschrieben hatte, „Massaker“: 1989 zur blutigen Niederschlagung der Proteste auf dem Peking-Tiananmen-Platz.

gefliegen, hier bekommt er am Montag dieser Woche für sein Gefängnis-Tagebuch den Geschwister-Scholl-Preis. Er hat sich übernächtigt und fröstelnd in einem Restaurant im Englischen Garten eingefunden, um ein Interview zu geben, und als man ihm Schmidts Sätze vorliest, ist er plötzlich hellwach. Leute, die so redeten, wollten den Handel mit China nicht gefährden, sagt er. Sie brächten aber „schlechte Gedanken in die Welt“. Wenn der Handel wichtiger sei als die Men-

seine Begegnungen mit den Armen und Entrechteten Chinas geschildert, den Kloputzern, Wanderarbeitern und politisch Verfolgten.

Von seinem Gefängnisbericht hatte Liao mehrere Fassungen schreiben müssen. Die erste handschriftliche – ein Unikat – war von der Polizei beschlagnahmt worden. Die zweite auch. Die dritte Fassung hatte er dann auf einem Computer schreiben können, hatte Sicherungskopien angelegt, und da er am Ende so viele Jahre Arbeit investiert hatte, wollte er unbedingt, dass der deutsche Verlag es nun druckt. Anfang Juli floh er aus China nach Berlin. Mitte Juli erschien das Buch.

Seine Flucht habe das Buch gerettet und ihn selbst auch, sagt er. Wäre er in China geblieben, hätte es nicht erscheinen können. Wäre es trotzdem erschienen, hätte man ihn vor Gericht gestellt. Und alles wäre von vorn losgegangen.

Ein „Romantiker“ sei er gewesen, bevor er ins Gefängnis kam, schreibt er im Buch. Ein erfolgreicher junger Poet im China der achtziger Jahre, begabt, aber naiv und unpolitisch.

Am 4. Juni 1989, mit dem Massaker auf dem Tiananmen-Platz, kommt der Wendepunkt: Die Worte fallen aus ihm heraus, „Massaker“ entsteht.

„Schießt! Schieß! Auf die Alten, die Kinder, schießt auf die Frauen! Auf die Studenten, auf die Arbeiter, auf die Lehrer, schießt auf die Straßenhändler! Knallt sie ab! Knallt sie ab! ... Liquidiert die Blume, den Wald, den Campus, die Liebe, die Gitarre, die zu reine Luft! Liquidiert die Gedanken, die Gut und Böse begreifen wollen! Knallt sie ab! Knallt sie ab! Stillt eure Sucht!“

Er nimmt das Gedicht auf Tonband auf, es kursiert in Dissidentenkreisen, 1990 wird Liao festgenommen und in ein Untersuchungsgefängnis gebracht. „Mein Kopf war entblößt, und auch mein Körper wurde entblößt. Die Rotfelle prüften Kleidung und Hose, die sie mir vom Körper gerissen hatten, Zentimeter für Zentimeter, stapelten sie neben sich und machten sich erst dann daran, meinen Mund, meine Achselhöhlen und meine Fußsohlen zu untersuchen. Ich griff mit beiden Fäusten leer an meine Seiten, machte instinktiv eine Bewegung, mir die Hosen hochzuziehen, als mir der Anführer der Rotfelle befahl, das Gesäß hinauszustrecken – mit äußerster Sorgfalt fuhr er mir mit einem Bambusstäbchen in den Anus.“

„Seit meinen Babyzeiten war ich nicht mehr ohne einen Faden am Leib den Blicken anderer ausgesetzt gewesen, die Exhibition dauerte etwa sieben Minuten, aber das war länger als ein ganzes Leben ... Verdammte Scheiße, ich hätte nicht gedacht, dass ich schon beim ersten Schlag zu Boden gehen würde.“

Er haust in Zellen in der Nähe von Latrinen, von dort wird er zu Verhören ab-



STUART FRANKLIN / MAGNUM

Panzer am Tiananmen-Platz, 5. Juni 1989: Verfeindet mit dem Vaterland

Liao Yiwus Buch „Für ein Lied und hundert Lieder“ ist ein Zeugenbericht aus dem Epizentrum der Menschenverachtung, strotzend vor Blut, Urin und Kot.

„Bewunderung“ für China? „Jeder nach seiner Fassung“? „Selig“?

Liao Yiwu reagiert verwundert, als er von den Aussagen des Ex-Bundeskanzlers erfährt. Er fragt nach, ob diese Worte wirklich so gefallen seien, und schüttelt den Kopf. Es ist der Donnerstag der vergangenen Woche, gerade ist Liao von einer Lesetour in den USA nach München

schenrechte und die Würde, „dann ist der Tag des Weltuntergangs gekommen“. Niemand solle sich täuschen in der Kommunistischen Partei: „Sie hat einen Körper aus Gold und zwei Seiten. Mit der grimmigen Seite schaut sie auf die Chinesen, mit der lieben Seite in den Westen.“

Liao Yiwu beschreibt in seinem Buch die grimmige Seite. Ihm war verboten worden, das Buch in China oder im Ausland zu publizieren. Der deutsche S. Fischer Verlag aber wollte es herausbringen, in diesem Jahr im Sommer. Schon ein anderes Buch Liao Yiwus, „Fräulein Hallo und der Bauernkaiser“, war vor zwei Jahren in Deutschland gut aufgenommen worden. Darin hatte Liao Yiwu

* Liao Yiwu: „Für ein Lied und hundert Lieder. Ein Zeugenbericht aus chinesischen Gefängnissen“. Aus dem Chinesischen von Hans Peter Hoffmann. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 592 Seiten; 24,95 Euro.

geführt, die Wächter traktieren ihn mit Elektroküppeln, einmal mit 100 Schlägen pro Verhör, ein anderes Mal 20 Minuten lang, ohne abzusetzen. Seine Hände sind auf dem Rücken gefesselt, einmal 23 Tage lang. Die Handschellen sind oft zu eng, damit die Hände anschwellen und der Rost ins Fleisch dringt.

Unter den Gefangenen, um die 20 auf „etwas über 20 Quadratmetern“, herrscht eine klare Hierarchie. Es gibt die Oberen, die sich von den Niederen bedienen lassen, es gibt das „Vergnügungsgesindel“, feminine junge Männer mit hübschen Gesichtern, die für die Oberen singen und tanzen, nackt bei ihnen schlafen und

sie sexuell befriedigen. Und dann gibt es die Folterknechte, die die Wehrlosen quälen.

Eine sogenannte Speisekarte mit 45 Gerichten kursiert unter den Gefangenen – jede Foltermethode ein Gericht. „Zweimal gebratenes Fleisch, auf der Eisenplatte serviert: Mit Bambusnadeln wird wahllos auf den nackten Rücken des zu Bestrafenden eingestochen, Tausende Einstiche entstehen, in sie wird Salz gestreut und das Ganze mit Heftpflaster verklebt. Wenn das Blut geronnen ist, werden die Pflaster heruntergerissen.“

Liao Yiwu verlässt das Gefängnis als gebrochener Mann, verfeindet mit China.

Die Freiheit wird siegen

Von Liao Yiwu

Am frühen Morgen des 4. Juni 1989 habe ich ein langes Gedicht über die blutigen Ereignisse auf dem Platz des Himmlischen Friedens geschrieben und mir laut vorgelesen, es trägt den Titel „Massaker“, und seine letzte Zeile lautet: „Dieses Massaker überleben nur Hunde.“

Ein Wort, das sich als prophetisch herausstellen sollte. Ich bin tatsächlich herabgesunken zu einem „Hund“ meines eigenen Staates und in einen Käfig gesperrt worden. Ich saß eingezwängt zwischen zwei zum Tode verurteilten Männern und fand nächtelang keinen Schlaf. Ich habe den Kopf gegen die Wand geschlagen, um mich umzubringen, ich war blutüberströmt, und meine Mitgefangenen standen um mich herum, inspizierten meine Wunden und spotteten, ich sei ein „ausgezeichneter Komödiant“.

War das Leben ein Theater? Wenn man im Gefängnis ist und sterben will und es nicht schafft, ist das auch eine Posse. Und wenn für die Todeskandidaten, denen man hier den Rest gibt, die Stunde naht, sie nicht mehr bei sich sind und aus der Zelle getragen werden, ist das noch possenhafter.

So ist der Hund langsam herangewachsen. Einmal haben sie mich so gereizt, dass ich einem Wärter in den Finger gebissen habe, das hat im ganzen Gefängnis für Aufsehen gesorgt. Sie haben mich beschimpft, ich sei ein tollwütiger Hund, und es war mir auch selbst bewusst, dass ich meine Würde verloren hatte.

Ich muss das alles festhalten und dabei steigen hunderterlei Gefühle in mir auf. Ich denke daran, dass die Kommunistische Partei Chinas nach 1949 mit Mitteln des Terrors wie Mord, Gefängnis, Hunger, Verbannung und Gehirnwäsche dafür gesorgt hat, dass ungefähr 65 Millionen Chinesen eines nicht natürlichen Todes gestorben sind und einige Generationen ihrer Würde beraubt wurden.

Ich denke daran, dass es vor über 2000 Jahren einen Historiker namens Sima Qian gegeben hat, den der Tyrann der damaligen Dynastie hat entmannen lassen, nur weil er sich für Wahrheit und Gerechtigkeit einsetzte. Und Konfuzius, der vor noch längerer Zeit lebte als Sima Qian, musste seine Heimat verlassen, weil er die alten Traditionen wiederbeleben wollte, und irrte über ein Jahrzehnt von Land zu Land.

Ich bin in den vergangenen 22 Jahren weder entmannt noch vertrieben worden, aber meine Manuskripte wurden zweimal von der Polizei be-

schlagnahmt. Mir blieb nichts anderes als die enervierende Arbeit, alles noch einmal und noch einmal zu schreiben. Da ich keine Leser hatte, habe ich meine früh verstorbene Schwester zu meiner Leserin gemacht. Da ich kein Honorar bekam, habe ich mich am Bodensatz der Gesellschaft herumgetrieben und mich als flötespielender Straßenmusiker durchgeschlagen.

Mein Gedächtnis wurde dadurch gehärtet, und ich habe mich schrittweise von einem hochnäsigen Poeten zu einem synchronen Aufnahmegerät meiner Zeit gewandelt.

**Ich musste
wie ein
streunender
Hund aus
meiner Heimat
fliehen.**

In einem Gedicht bezeichnet er sein „Vaterland“ als „Land der Verbrecher“ und ruft ihm zu: „Ich will dich im Kerker sehen, auch du sollst spüren, wie Rücken-fesseln schmecken.“ Er fragt, ob das Land es wolle, dass „dein Volk dich liebt nach Freierart“.

Das Schreiben kann ihm Würde geben. Furcht kennt er nicht mehr. Leben ist nur noch Überleben.

Verlorenheit umgibt ihn auch in den Tagen in München vor der Preisverleihung, obwohl Freunde da sind. Aber wie soll er fröhlich sein bei seiner Geschichte? Wie, wenn ein Freund, dem er sich seit 30 Jahren verbunden fühlt, im Gefängnis

sitzt? Der Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo ist 2009 wegen „Anstiftung zur Untergrabung der Staatsgewalt“ zu elf Jahren Haft verurteilt worden. Er gehört zu den Unterzeichnern des Bürgerrechtsmanifests „Charta 08“. Jeden Tag muss Liao Yiwu an seinen Freund denken. Wird er mit Elektrokneipeln gefoltert? In dieser Minute?

Zum Essen im Münchner Restaurant hat sich Liao einen Fischeintopf bestellt. Er lässt ihn halb stehen. Eine Freundin, die neben ihm sitzt, sagt: „Es sind die Kartoffeln. Im Gefängnis gab es dauernd Kartoffeln. Er kriegt sie nicht mehr hinunter.“

SUSANNE BEYER



Demonstrationen für chinesische Dissidenten*: Bodensatz der Gesellschaft

In China gibt es keine orthodoxe Kirche, und ich bin kein Solschenizyn; und mein Buch „Für ein Lied und hundert Lieder. Ein Zeugenbericht aus chinesischen Gefängnissen“ ist auch kein „Archipel Gulag“ – auch wenn ich Solschenizyn verehere und eine entfernte geistige Beziehung zu ihm nicht bestreite.

Ich erinnere an die dunklen Seiten der Kommunistischen Partei, ich bin ein Schriftsteller vom Bodensatz der Gesellschaft, der sich auf diese Weise die Schmach abwäscht, ich bin anders als die Geschwister Scholl, die heldenhaft in den Tod gingen und die in ihrem Vaterland jeder kennt. Ich bin wie ein Straßenkötter überall untergekröchen, ich hatte mit allen möglichen Spitzeln zu tun. Immer wieder bin ich verhaftet, immer wieder bin ich aus anderen Städten nach Hause verfrachtet, immer wieder bin ich unter Hausarrest gestellt worden.

Ich musste Geduld haben, ich musste die Polizei hinters Licht führen und immer wieder versichern, dass ich im Ausland keine Bücher veröffentlichen werde, die gegen chinesische Gesetze verstoßen. Am Ende musste ich mein Handy und meinen Computer ausschalten und wie ein streunender Hund aus meiner Heimat fliehen – nun, vielleicht war das nicht richtig, als ein Mensch muss man sich ehrlich verhalten und die

Konsequenzen auf sich nehmen, wie Ai Weiwei es tut, der wegen seiner Appelle spurlos verschwand, oder wie Liu Xiaobo, der wegen der „Charta 08“ wieder im Gefängnis sitzt.

Ich bin noch am Leben. Ich hätte nicht geglaubt, dass mein Buch „Für ein Lied und hundert Lieder“ gleichzeitig in Deutschland und Taiwan erscheinen und in einem anderen Land als meinem eigenen zu einem Bestseller werden würde. Und nun stehe ich hier, werde von Herta Müller, der Autorin der tiefgründigen „Atemschaukel“, laudiert und erhalte einen Preis, der nach den Geschwistern Scholl benannt ist, einen Preis für Literatur im Widerstand, mit dem an die Würde des Menschen erinnert wird.

Ich stehe beschämt vor den Geschwistern Scholl, die in diesem Sinne Märtyrer gewesen sind. Vielleicht ist die diesjährige Entscheidung der Jury ja aber auch als Botschaft gedacht, als Botschaft an die Schriftsteller im chinesischen Untergrund, dass am Ende die Freiheit siegen wird?

Dankesrede des Geschwister-Scholl-Preisträgers Liao Yiwu, die er an diesem Montag in München halten wird. Aus dem Chinesischen übersetzt von Hans Peter Hoffmann.

* Links: für Liu Xiaobo in Hongkong 2009; rechts: für Ai Weiwei in Bangkok 2010.



Künstler Byrne in New York

MUSIKER

Weltgeist auf zwei Rädern

In den Achtzigern war David Byrne der ironisch-sarkastische König des Pop. Nun schildert er in einem Buch, was seine Künstlerseele antreibt – und warum er begeistert Fahrrad fährt.

Ende August tanzte er beim Filmfestival in Venedig als Juror über den roten Teppich, zuvor aber war David Byrne unterwegs auf der seltsamsten Tournee seines Lebens. Sie führte ihn durch Lateinamerika, in Städte wie Bogotá, Lima oder Santiago de Chile. Er hatte viele Zuhörer dort und bekam netten Applaus, wie schon oft. Nur eines war anders: „Ich habe keinen Ton Musik gemacht und kein Kunstwerk präsentiert, sondern nur über Fahrräder geredet.“

David Byrne ist 59 Jahre alt, er stand vor rund 40 Jahren zum ersten Mal auf einer Konzertbühne, und er hat es als Musiker, bildender Künstler, Filmschaffender zu Weltruhm gebracht. Doch jetzt, sagt er, „trete ich plötzlich auf als Experte für moderne Großstädte und für Verkehr. Das ist ein Job, den ich mir nie hätte träumen lassen. Ich finde ihn großartig“.

Byrne sitzt am Konferenztisch seines Büros im New Yorker Stadtteil SoHo und lässt ein helles, gackerndes Lachen hören.

An der Wand über dem Tisch hängt ein meterlanger ausgestopfter Fisch, in den Ecken stehen anatomische Modelle für die monströs vergrößerten Innereien eines Regenwurms und Papierrollen mit Entwürfen für diverse Kunstobjekte.

Zwei junge Frauen und ein Mann arbeiten an großen Schreibtischen in Byrnes Büro, er selbst kommt nicht jeden Tag hierher aus seiner Wohnung in einer anderen Ecke Manhattans. Aber wenn, dann mit dem Fahrrad. Eines der Objekte, die er hier ersonnen hat, ist ein Fahrrad, das mit glitzernden Edelsteinen überzogen ist wie Damien Hirsts berühmter Totenkopf. Im Fall von Byrnes Luxusfahrrad sind es Modeschmuck-Klunker.

Nun hat Byrne ein Buch geschrieben, das Kritiker ein „Manifest“ nennen. Es erzählt – nicht auf allen, aber auf vielen Seiten – vom Radfahren. Das Buch heißt, auch in der deutschen Ausgabe, „Bicycle Diaries“, Fahrrad-Tagebücher*. Der Autor tritt auf als Streiter für umweltfreundlichen innerstädtischen Nahverkehr.

Es ist eine viele Verehrer überraschende Rolle, die Byrne da spielt. Er, der Chef der im Jahr 1975 gegründeten und 1991 aufgelösten Band Talking Heads, ist bis heute berühmt als komischer Heiliger der Achtziger-Jahre-Popkultur. In Songs wie „Psycho Killer“ oder „Road to Nowhere“ feierte er die Neurosen der westlichen Zivilisation. Im Film „True Stories“ reiste er in ein fiktives texanisches Kaff, und in Jonathan Demmes „Stop Making Sense“ hampelte er in einem Riesenanzug vor der Kamera.

In den deutschen Kinos ist gerade ein wunderbar irrer Film angelaufen, der eine Huldigung an diese Ära ist und an Byrne selbst. „Cheyenne – This Must Be the Place“, benannt nach einem Song der Talking Heads, ist das Werk eines Fans. Der Italiener Paolo Sorrentino lässt darin den Schauspieler Sean Penn als gruftigen Ex-Rockstar durch Amerika reisen. Byrne hat die Musik zum Film komponiert, er tritt als Darsteller seiner selbst in einer längeren Szene auf, und im Grunde sieht das ganze Werk so aus, als knüpfte es direkt an Byrnes Ironie-Brüller „True Stories“ an.

In Byrnes eigenem Werk finden sich mittlerweile viele kuriose Triumphe: 1988 gewann er einen Oscar für die Musik zu Bernardo Bertoluccis Historienfilm „Der letzte Kaiser“, später gründete er eine eigene Plattenfirma, seine Kunst zeigte er in wichtigen Galerien und Museen. Als Musiker machte er zuletzt 2010 mit dem Konzeptalbum „Here Lies Love“ Furore, dessen Songs, verfasst von Byrne und Fatboy Slim, sich dem Leben der Diktatorengattin Imelda Marcos widmen. Demnächst will er den Stoff verfilmen.

* David Byrne: „Bicycle Diaries“. Aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 368 Seiten; 19,95 Euro.

Im Hauptberuf ist Byrne seit bald vier Jahrzehnten der Prototyp des New Yorker Gesamtkunst-Nerds schlechthin; mag er auch aus Schottland stammen und seine Jugend in Baltimore verbracht haben. Er ist Kumpel vieler wichtiger Musiker und Künstler, von Brian Eno über Matthew Barney bis Bob Wilson.

Byrnes Buch heißt „Bicycle Diaries“, weil der Autor darin schildert, wie er durch Berlin, Manila oder London mit einem sogenannten Faltrad fuhr, das sich auf Koffergröße verpacken lässt. Der Titel ist aber auch eine Anspielung auf die „Motorcycle Diaries“ von Che Guevara. Man merkt also: Hier kokettiert einer mit dem Mythos des Revolutionärs.

In den „Motorcycle Diaries“ hat der junge Che in den fünfziger Jahren seine Abenteuer bei der Durchquerung Südamerikas auf dem Motorrad festgehalten, hat notiert, wie er mit der Verknechtung vieler Latinos konfrontiert wurde, mit dem Unrecht der Welt. In den „Bicycle Diaries“ schildert Byrne, wie er auf dem Sattel seines Fahrrads lernte, die Welt der großen Städte mit neuen Augen zu sehen. Mit den Augen eines Weltverbesserers.

Denn die Missstände, die er entdeckte, haben Byrne zu einem politischen Kämpfer gemacht. Im Buch beschreibt er diesen Erkenntnisprozess eingangs eher hochtrabend. „Sich mit dem Fahrrad durch eine



Von Byrne gestaltete Fotokunst, Radständer
„Man hielt mich für einen Verrückten“

Stadt zu bewegen ist wie das Navigieren durch die kollektiven Nervenbahnen eines riesigen globalen Gehirns“, heißt es da.

Er kann es auch einfacher formulieren. „Wer auf einem Fahrrad fährt, der empfindet das Gefühl einer Befreiung. Und er beginnt nachzudenken über demokratischere Formen des Transports“, sagt Byrne am Konferenztisch seines Büros.

„Mein Buch soll kein Manifest und keine Kampfschrift sein. Das ist Quatsch.“ Er sei kein Fahrradfanatiker, sagt Byrne. Spandex-Kleidung zum Beispiel findet er total uncool, die meisten Helme ließen einen leider scheiße aussehen. Als er im New York der achtziger Jahre angefangen habe, auf dem Fahrrad herumzurollen, „da hielten die Leute mich für einen Verrückten“. Heute gibt es in New York auf dem Times Square eine breite quietschgrüne Fahrradspur, in Parks und auf einigen Avenuen wurden Radwege eingerichtet, viele Büromenschen, sogar Banker, fahren mit dem Rad zur Arbeit oder zum Dinner. „Früher hätte man endlos über dieses Abenteuer geredet, heute ist es selbstverständlich.“

In „Bicycle Diaries“ berichtet Byrne, mal begeistert, mal belustigt, was er zu dieser Veränderung beitrug. Im Jahr 2007 hat er einen Aktionsabend organisiert, der in der New Yorker Town Hall das Rad als Großstadt-Transportmittel anpries. Er hat bei lokalen Politikern für die Vorschlä-

DAVID BYRNE COURTESY LIBANJE PUNTIN - TRIESTE - ITALY
NEWS.COM / PHOTOSHOT

ge von europäischen Experten getrommelt, wo man ja viel weiter sei als in Amerika. Er musste einsehen, „dass sich die Dinge nicht über Nacht ändern“, wie er schreibt; und er hat sogar selbst ein paar lustige Fahrradständer entworfen.

Byrnes Modelle, von denen einige als Unikate tatsächlich aufgestellt wurden, sind am Ende der „Bicycle Diaries“ abgebildet. In der Wall Street steht ein Stahlgerüst in Form eines Dollarzeichens, der Fahrradständer vor einem Luxuskaufhaus sieht aus wie ein Comic-Damenschuh, das Exemplar im hippen Stadtteil Williamsburg hat die Umrisse einer Gitarre.

Vermutlich ist es ein Glück, dass nur der kleinere Teil von Byrnes Buch wirklich von seinem Job als Fahrradlobbyist handelt. Denn den größeren Charme des Tagebuchs machen jene Beobachtungen und Gedanken aus, in denen der Autor sich als globaler Flaneur gebärdet, für den die Art der Fortbewegung zweitrangig ist.

In Sydney, Istanbul oder San Francisco nämlich kommen die alten Obsessionen des Künstlers Byrne zum Vorschein, sein Schmetterlingssammlerblick für Absurditäten, für die Schönheit des Hässlichen und den Zauber bizarrer Alltagsmomente. Einmal beschreibt er gerührt und fasziniert, wie sich ein Zuckerkranker mitten in einem Restaurant eine Insulinspritze setzt.

Überhaupt ist an die Stelle jenes ebenso allumfassenden wie folgenlosen Spotts, mit dem er einst der Spießerheimeligkeit und der Warenwelt begegnete, eine Nachdenklichkeit getreten, die einen als Leser irritiert und verückt. Kann es sein, dass der Mann, den Abertausende Fans ein Jahrzehnt lang dafür verehrten, wie er die Affirmation, die sarkastische Zustimmung zu allen Segnungen der Moderne, als die schärfste aller Waffen gebrauchte, nun einen Hang zum Moralisieren offenbart?

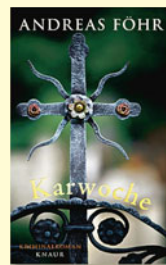
So erinnert sich Byrne im Berlin-Kapitel seines Buchs, wie er in den siebziger und achtziger Jahren zu Besuch und zum Arbeiten in Westberlin war. Ein „aufgeblasener, pseudokünstlerischer kapitalistischer Schaukasten“ sei die Stadt gewesen und eine trübe „Oase für verrückte Künstler und Musiker von zweifelhaftem Talent“. Im vereinten Berlin der nuller Jahre fühlt er sich besser aufgehoben. Er berichtet vom Wiederaufbau der Stadt, dem Kampf um die Stasi-Akten, von der Entschädigung jüdischer Alteigentümer; und weil plötzlich „das Vergessene oder Vergrabene wieder präsent“ sein dürfe, sei „ein Zentrum der europäischen Kultur wieder zum Leben erwacht“.

Auch in Kunstfragen erweist sich Byrne als Sittenrichter mit strengen Maßstäben. Er selbst war jahrelang mit der Fotokünstlerin Cindy Sherman zusammen (die er im Buch meist „meine Freundin C“ nennt), und einmal beschreibt er die Arbeit zweier Künstler, die angeblich die „Ausbeutung der unteren Klassen“ anprangern, indem

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) Eugen Ruge**
In Zeiten des abnehmenden Lichts
Rowohlt; 19,95 Euro
- 2 (2) Dora Heldt**
Bei Hitze ist es wenigstens nicht kalt dtv; 14,90 Euro
- 3 (4) Jonas Jonasson**
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books; 14,99 Euro
- 4 (3) Umberto Eco**
Der Friedhof in Prag
Hanser; 26 Euro
- 5 (5) Cecelia Ahern**
Ein Moment fürs Leben
W. Krüger; 16,95 Euro
- 6 (8) Charlotte Roche**
Schoßgebete
Piper; 16,99 Euro
- 7 (7) Walter Moers**
Das Labyrinth der Träumenden Bücher Knaus; 24,99 Euro
- 8 (9) Jussi Adler-Olsen**
Erlösung
dtv; 14,90 Euro
- 9 (6) S. J. Watson**
Ich. darf. nicht. schlafen.
Scherz; 14,95 Euro
- 10 (10) Jussi Adler-Olsen**
Schändung
dtv; 14,90 Euro
- 11 (11) Jo Nesbø**
Die Larve
Ullstein; 21,99 Euro
- 12 (13) Ferdinand von Schirach**
Der Fall Collini
Piper; 16,99 Euro
- 13 (20) Siegfried Lenz**
Die Maske
Hoffmann und Campe; 17,99 Euro
- 14 (14) Sebastian Fitzek**
Der Augenjäger
Droemer; 19,99 Euro
- 15 (12) Patrick Rothfuss**
Die Furcht des Weisen – Teil 1
Klett-Cotta; 24,99 Euro
- 16 (16) Iny Lorentz**
Töchter der Sünde
Knaur; 19,99 Euro
- 17 (→) Andreas Föhr**
Karwoche
Knaur; 14,99 Euro

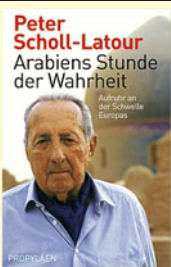


Bayerischer Regionalkrimi um Heuchelei in einer Schauspielerfamilie – mit viel Lokalkolorit und robustem Humor

- 18 (15) Rebecca Gablé**
Der dunkle Thron
Ehrenwirth; 24,99 Euro
- 19 (→) Karin Slaughter**
Tote Augen
Blanvalet; 19,99 Euro
- 20 (17) Derek Landy**
Skulduggery Pleasant – Rebellion der Restanten Loewe; 17,95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Walter Isaacson**
Steve Jobs
C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 2 (2) **Helmut Schmidt/Peer Steinbrück**
Zug um Zug
Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
- 3 (3) **Dirk Müller** Cashkurs
Droemer; 19,99 Euro
- 4 (4) **Gaby Köster mit Till Hoheneder**
Ein Schnupfen hätte auch gereicht
Scherz; 18,95 Euro
- 5 (5) **Martin Wehrle**
Ich arbeite in einem Irrenhaus
Econ; 14,99 Euro
- 6 (8) **Philipp Lahm mit Christian Seiler**
Der feine Unterschied
Kunstmann; 19,90 Euro
- 7 (-) **Peter Scholl-Latour**
Arabians Stunde
der Wahrheit
Propyläen; 24,99 Euro



**Arabien-Analyse
vom weitgereisten
Welterklärer**

- 8 (18) **Lilly Lindner**
Splitterfasernackt
Droemer; 16,99 Euro
- 9 (7) **Loriot**
Bitte sagen Sie jetzt nichts ...
Gespräche Diogenes; 21,90 Euro
- 10 (6) **Dieter Nuhr**
Der ultimative Ratgeber für alles
Bastei Lübbe; 12,99 Euro
- 11 (9) **Michael Winterhoff**
Lasst Kinder wieder Kinder sein
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro
- 12 (14) **Heribert Schwan** Die Frau an
seiner Seite – Leben und Leiden
der Hannelore Kohl Heyne; 19,99 Euro
- 13 (13) **Edmund de Waal**
Der Hase mit den Bernsteinaugen
Zsolnay; 19,90 Euro
- 14 (15) **Thorsten Havener**
Denk doch, was du willst
Wunderlich; 17,95 Euro
- 15 (-) **Ulrich Wickert**
Redet Geld, schweigt die Welt
Hoffmann & Campe; 19,99 Euro
- 16 (10) **Joachim Fuchsberger**
Altwerden ist nichts für Feiglinge
Gütersloher Verlagshaus; 19,99 Euro
- 17 (11) **Andreas Altmann**
Das Scheißleben meines Vaters,
das Scheißleben meiner Mutter
und meine eigene Scheißjugend
Piper; 19,99 Euro
- 18 (16) **Kevin Dutton**
Gehirnflüsterer dtv; 14,90 Euro
- 19 (12) **Richard David Precht**
Wer bin ich – und wenn ja,
wie viele? Goldmann; 14,95 Euro
- 20 (-) **Margot Käßmann**
Sehnsucht nach Leben
adeo; 17,99 Euro

sie Verlierertypen aus der Dritten Welt vor einer Kamera für Geld sinnlose Sätze sagen oder Sand schaufeln lassen. Der Akt, diese Videos am Ende dann an kunstbegeisterte Milliardäre zu verkaufen, findet Byrne, sei eine Provokation – aber „auf eine traurige, beschissene Weise“.

In London besucht er eine Kuriositäten-ausstellung im British Museum und sinniert über die Grenzen der aufklärerischen Vernunft: „Ich habe das Gefühl, dass die Welt doch traumhafter, metaphorischer und poetischer ist, als wir uns vorstellen können.“ Dann folgert er: „Die Welt ist nicht logisch, sie ist ein Song.“

Nostalgie ist der Feind, sagt David Byrne. „Ich finde, die Verherrlichung der siebziger und achtziger Jahre hat einen Punkt erreicht, an dem sie nur noch nervt.“ Eine elegante Traurigkeit und ein schöner Ernst zeichnen sein Buch aus, sie passen sehr gut zu seinem Äußeren. Seine Haare sind fast weiß geworden und stets verstrubbelt, seinen durchtrainierten, asketischen Leib kleidet er häufig in hellen Farben.

Er lacht oft und laut am Konferenztisch in seinem Büro, er redet über die Ruhe der genauen, vorurteilsfreien Beobachtung, die er zu schätzen gelernt habe zum Beispiel im Werk des deutschen Schriftstellers W. G. Sebald. Anders als früher sei er nicht mehr versessen auf grelle Sensationen und abstruse Abwege. In der Musik, in der Kunst, aber auch in seinem Radfahrerleben. Früher habe er eine merkwürdige Lust dabei empfunden, durch Stadtviertel voller verlassener Fabrikhallen und abgewrackter Wohnsilos zu fahren, heute radle er lieber durch Wiesen oder an Flussläufen entlang. „Manche der Gründe dafür sind stinklangweilig: Ich fahre lieber im Grünen, weil es dort sicherer ist und ich älter geworden bin. Ich habe aber auch endlich kapiert, dass es okay ist, die Freuden der Welt zu genießen, Sonnenschein, Blumen und Gras zum Beispiel. Ich muss nicht mehr immer nur Zerstörung angucken, weil ich begriffen habe, dass das auch nur eine Art von Vergnügen ist.“

Mitten im australischen Outback, als er zurückkehrt vom Ausflug zu einer Felsformation, die „so aussieht, als würde man in eine riesige Po-Ritze wandern“, überkommt den Autor Byrne in „Bicycle Diaries“ beim Anblick eines Ameisenhügels aus heiterem Himmel der große Blues. Vielleicht sei ihm dort seine „heilige Bedeutungslosigkeit“ bewusst geworden, überlegt er. „Die beiden größten Selbsttäuschungen sind, dass das Leben einen Sinn hat und dass jeder von uns einzigartig ist“, schreibt er im Buch. Immerhin könne es sein, dass gerade diese Selbsttäuschungen uns „erleichtern, weiterzumachen, zu funktionieren, uns zu begnügen“. Auf jeden Fall saß er dort im australischen Outback und weinte.

Eine Wiedervereinigung der Talking Heads übrigens schließt David Byrne kategorisch aus.

WOLFGANG HÖBEL

LITERATUR

LIEBE KINDER!

EINE FABEL VON LEON DE WINTER

Es war einmal ein Wald, in dem die wilden Tiere in Frieden lebten. Die kleinen Tempelmäuse brauchten keine Angst vor den Makkaronifrettchen zu haben, und die Makkaronifrettchen brauchten keine Angst vor den Tapasstieren zu haben, und die Tapasstiere hatten Frieden geschlossen mit den Knoblauchhähnen und den Kreidefelsen-terriern.

Sie machten nicht mehr Jagd aufeinander, sondern grüßten freundlich, wenn sie einander begegneten, und seit es auch keine Reviergrenzen mehr gab, konnten sich Knoblauchhähne, Weißwurstschweine und Makkaronifrettchen sogar überall im Wald blicken lassen, ohne dass sie befürchten mussten, gefressen zu werden.

Warum Friede war? Die Führer sagten, das komme daher, dass die Führer so weise seien, nachdem sie die Lehre vom Großen Schlachthaus gelernt hätten. Am Großen Schlachthaus waren die Weißwurstschweine schuld gewesen, das war klar, aber das war schon lange her, und jetzt waren die Weißwurstschweine reich, und alle wollten die besten Freunde der Weißwurstschweine sein.

Andere sagten: Unsinn, unsere Führer sind nicht weise geworden. Sie sind noch genauso dumm wie früher, aber seit wir Verhütungsmittel haben, haben wir alle nur noch ein Junges, und dieses Junge wollen wir schützen, so gut es geht – also fressen wir auch nicht die Jungen anderer Tiere auf.

Was immer Grund für den Frieden sein mochte, er war da, und alle waren froh darüber.

Wer waren die Führer des Waldes? Die Führer. Eine seltsame Antwort: Die Führer waren die Führer. Niemand hatte diese Führer gewählt, aber es gab sie, und sie trafen Entscheidungen, denn das tun Führer. Warum sie Entscheidungen trafen? Weil sie die Führer waren. Und warum sie die Führer waren? Weil sie die Entscheidungen trafen. Für die Tiere im Wald hörte sich das logisch an – in Logik waren sie nicht sonderlich gut.

Nun, da sie nicht mehr Jagd aufeinander machten, sondern nur noch auf die Tiere außerhalb des Waldes, wollten alle Mitglied ihres Bundes werden, ihrer Tierunion. Denn bei ihnen war es ruhig, und sie konnten reichlich Futter für magere Jahre horten.

Und da kamen die Führer auf eine Idee.

Sie sagten: Wir führen eine Währungsunion ein. Eine Währungsunion?

Ja. Die Führer sagten: Warum sollen die Weißwurstschweine ihre Schweinemark behalten und die Knoblauchhähne ihren Hahnenfranc und die Makkaronifrettchen ihre Frettchenlira?

Hm, piepsten manche Tiere, ist das denn klug? Was haben wir von einer neuen Währung?

Ihr begreift das nicht, ihr dummen Tiere, sagten die Führer. Wenn wir alle ein und dieselbe Währung haben, sind wir alle



wirklich gleich. Dann kann jeder überall mit der Waldwährung bezahlen, und dann bekommen wir noch mehr Frieden, und dann kann es nie wieder ein Großes Schlachthaus geben.

Besonders die Tempelmäuse waren sehr froh über die Idee mit der Waldwährung. Die Führer der Tierunion sagten: Wenn wir die Waldwährung einführen, können die Tempelmäuse von den Schweinen und den Hähnen Waldmünzen leihen, und dann essen sie ganz viel, und wenn sie das lange genug machen, werden sie genauso groß wie die Katzen, und dann können sie ganz schnell rennen und viele auswäldische Tiere fangen, und dann werden sie die Besten sein, so wie schon vor 2500 Jahren.

Genau!, sagten die Führer der Tempelmäuse, dann können wir unsere Wettbewerbssituation verbessern! Genau!, sagten auch die Führer der Tierunion. Mit den kurzen Mäusebeinchen kommt man in der Welt außerhalb des Waldes nicht weit. Da draußen laufen Tiere mit ganz langen Beinen und großen Pranken herum, denkt nur an den Roten Drachen! Wenn der sich in Bewegung setzt, zermalmt er die Mäuse, ohne es zu merken, so groß ist der Drache. Also, liebe

Aus dem Niederländischen von Hanni Ehlers.

Mäuse: Geld leihen und viel, viel fressen und groß werden, dann könnt ihr das geliehene Geld danach leicht zurückzahlen, denn – jetzt kommt's! – ihr habt als kleine Maus geliehen, und ihr zahlt als große Katze zurück!

Also fraßen die Mäuse drauflos. Und was sie nicht alles fraßen! Sie liehen sich Waldmünzen und kauften viele Leckerbissen und machten Urlaub bei den Tapasstieren und den Kreidefelsenterriern, die sich zwar nicht an der Währungsunion beteiligt hatten – Terrier sind nun mal eigensinnig –, die Mäuse aber mit offenen Armen empfangen, solange sie nur mit Waldmünzen bezahlten.



Und wurden die Tempelmäuse so groß wie Katzen?
Nein.

Die Tempelmäuse wurden dick und faul. Und sie bekamen schrecklichen Durchfall von der ganzen Fresserei. Sie entdeckten, dass sie sich so viel Waldmünzen geliehen hatten, dass sie die Kredite mit ihrer Mäusarbeit niemals abbezahlen konnten.

Sie waren Mäuse geblieben, Mäuse mit Durchfall, und keiner von ihnen war eine Katze geworden. Die Waldführer sagten: Wie kann das sein? Der Plan war perfekt!

Eine freche Maus entgegnete: Aus Mäusen können keine Katzen werden. Halt den Mund!, brüllten die Waldführer. Alles ist machbar!

Eine andere freche Maus sagte: Vielleicht war die Waldwährung gar keine so gute Idee.

Du bist der Feind des Waldes!, beschimpften die Waldführer sie. Du willst wohl wieder ein Großes Schlachthaus, in dem jeder Jagd auf jeden macht, was? Wünschst du dir etwa die Zeit zurück, da wir gegenseitig Jagd aufeinander machten und der Starke immer über den Schwachen siegte?

Nein, nein, piepste eine Maus, das will ich nicht, aber eine Maus kann nun mal nicht durch viel Essen zu einer Katze werden. Und wisst ihr was? Ich will auch eigentlich gar keine Katze werden. Ich bin eine Maus!

Genau!, riefen andere Mäuse. Wir sind Mäuse und keine Katzen!

Die Führer des Waldes gerieten in Panik. Den Mäusen war mit der Vernunft der Tierunion nicht beizukommen.

Was wurde jetzt aus den Krediten? Jetzt, da die Tempelmäuse keine Katzen geworden waren, würden sie die geliehenen Waldmünzen nicht zurückzahlen können, das stand fest.

Die Mäuse hatten sich viele Waldmünzen von den Knoblauchhähnen geliehen. Und die Knoblauchhähne hatten sich die Waldmünzen von den reichen Weißwurstschweinen geliehen. Alle hatten einander Waldmünzen geliehen, weil sie alle fest darauf vertraut hatten, dass aus Mäusen Katzen werden konnten.

Die Weißwurstschweine sagten zueinander: Wenn die Tempelmäuse ihre Kredite bei den Knoblauchhähnen nicht abbezahlen können, können die Knoblauchhähne uns nichts zurückzahlen, und dann haben wir all die Jahre umsonst so hart gearbeitet, und alle unsere Ersparnisse sind weg. Und was nun? Was sollen wir essen, wenn wir keine Waldmünzen mehr haben? Vielleicht essen wir dann Knoblauchhähne. Oder Käsekopfhämster!

Die Knoblauchhähne sagten: Die Weißwurstschweine müssen den Tempelmäusen helfen, ihre Katzenkredite an uns zurückzuzahlen, denn sonst sind wir arm, und die Weißwurstschweine können mit uns machen, was sie wollen, und das wäre schlimm.

Es gab einen ziemlichen Tumult im Wald.

Eine verrirrte Eule aus dem Osten rief: Ich dachte, diese Waldwährung würde den ewigen Frieden bringen, und jetzt sieh sich einer das an! Im Wald fliegen wieder die Fetzen, weil ihr unbedingt davon träumen wolltet, dass eine Maus keine Maus ist und eine Katze keine Katze!

Aber keiner hörte auf die Eule. Die Tempelmäuse beschwerten sich bei den Weißwurstschweinen: Warum habt ihr uns Waldmünzen geliehen? Und die Weißwurstschweine schimpften die Tempelmäuse aus: Warum habt ihr unsere Waldmünzen denn angenommen? Und die Knoblauchhähne jammernten: Wer hilft uns, wenn wir die verliehenen Waldmünzen nicht von den Tempelmäusen zurück-

bekommen? Und die Makkaronifrettchen, die sich auch viele Waldmünzen geliehen hatten, gestanden beschämt: Wir tun so, als wären wir stolze Frettchen, aber eigentlich sind wir arme Läuse, und wer hilft uns, wenn wir die geliehenen Waldmünzen nicht zurückzahlen können?

Die Führer des Waldes konnten vor Sorgen kaum noch schlafen. Sollten sie zugeben, dass die Waldwährung doch keine so gute Idee gewesen war? Aber das hieße ja, dass sie einen furchtbaren Fehler gemacht hatten, als sie die Waldwährung erfunden hatten. Und wenn sie das zugaben, würde man sie verjagen. Was aber sollten Führer machen, wenn sie keine Führer mehr waren? Nein, das kam gar nicht in Frage. Sie mussten sich etwas einfallen lassen.

Angela die Muttersau, die Führerin der Weißwurstschweine, und Nicolas der Obergockel, der Chef der Knoblauchhähne, griffen zu einer List. Sie taten so, als hätten sie viele, viele Waldmünzen in einer Kiste gehortet, und gaben im ganzen Wald bekannt: Wir haben einen Garantiefonds von tausendtrillionenmillionenunddrei Münzen, der ausreicht, um alle Kredite aller Tiernationen unserer Tierunion zu decken! Hiphipphurra!

Dass die Kiste eigentlich so gut wie leer war und alle Tiere gesehen hatten, dass die Kiste so gut wie leer war, brauchte kein Problem zu sein. Denn alle Tiere spielten mit. Solange sie träumen konnten, dass die Kiste voll war, konnten alle erleichtert aufatmen.

Die Tempelmäuse waren glücklich. Sie bekamen die paar Waldmünzen aus der Kiste, die die Knoblauchhähne und die Weißwurstschweine auch tatsächlich hineingelegt hatten, und die zahlten sie den Weißwurstschweinen und den Knoblauchhähnen zurück. Die bekamen also von den Tempelmäusen ihre eigenen Waldmünzen zurück.

Zahlten die Tempelmäuse damit ihre Kredite ab? Nein! Aber alle taten so, als ob! Und wenn alle mitmachen, ist die Illusion genauso stark wie die Wirklichkeit.

Es funktioniert!, dachten Angela die Muttersau und Nicolas der Obergockel.

Solange alle glauben, dass die Kiste voll ist, ist der ganze Wald glücklich und zufrieden.

Aber dann ... Aber dann ... wollte einer der Führer der Tempelmäuse ein Referendum über die Frage abhalten lassen, ob die Tempelmäuse in Zukunft vielleicht doch irgendwann Katzen werden oder womöglich gar aus der Tierunion austreten wollten.

Die Führer des Waldes schrien Zeter und Mordio.

Welcher Führer hält schon ein Referendum ab? Ein wirklicher Führer führt und fragt nicht sein Volk um Erlaubnis!, riefen die Führer der Tierunion beunruhigt. Wer will denn schon wissen, was die Tempelmäuse denken und meinen? Niemand!

Und was, wenn die Tempelmäuse tatsächlich entscheiden, dass sie aus der Tierunion austreten

wollen? Wer zahlt dann die Waldmünzen aus der Zauberkiste zurück?!

Aber es kam noch schlimmer ...

Plötzlich konnten auch die Makkaronifrettchen ihre Kredite nicht mehr bezahlen. Ihr Führer, Silvio das Frettchen mit den sieben Penissen, klopfte bei der Zauberkiste an, die die Waldführer in den Brüsseler Wald gestellt hatten. Er klopfte und klopfte, aber es kam keine einzige Waldmünze herausgerollt. Da nagte er sich durch das Holz der Kiste hindurch und sah, dass die Kiste leer war. LEER!

Er eilte zu Angela der Muttersau und Nicolas dem Obergockel. Außer Atem erzählte er ihnen, dass die Kiste leer sei. Ja, das wissen wir, flüsterten Angela die Muttersau und Nicolas der Obergockel. Wir hatten keine andere Wahl, wir mussten das tun, um die Ruhe im Wald zu bewahren. Sie beschworen ihn, den Mund darüber zu halten. Und dann kam ihnen eine Idee! Es gab nur ein einziges Tier, das die Kiste füllen konnte ...

Der Rote Drache aus dem Osten.

Dieser Drache war zwar nicht mehr so grausam wie früher, aber ein Drache spuckt nun mal Feuer, sehr viel Feuer, und wenn man den mitten in den Wald zwischen die Bäume setzte, dann ...

Wie das ausgehen würde, liebe Kinder, ist nicht schwer zu erraten.

Und was ist die Moral von dieser Geschichte?

Wer glaubt, dass aus Mäusen Katzen werden können, wenn man den Mäusen nur genug zu fressen gibt, wird eines Tages in Flammen aufgehen.

Der niederländische Schriftsteller Leon de Winter, 57, lebt zurzeit in Kalifornien. Zuletzt erschien von ihm der Roman „Das Recht auf Rückkehr“ (Diogenes Verlag).



JOHN MACDOUGALL / AFP



PANDORA

Schauspieler Peschel, Seidel in „Halt auf freier Strecke“

KINO

Letzten Endes

Der deutsche Regisseur Andreas Dresen hat mit „Halt auf freier Strecke“ einen großen Film über das Sterben gedreht.

Wenn der Regisseur Andreas Dresen nach einer Vorführung seines Films „Halt auf freier Strecke“ auf die Bühne geht, hat er ein wenig Angst. Nicht davor, dass sein Publikum ihn beschimpfen wird, sondern Angst davor, dass er dann in verweinte Gesichter von Menschen blicken muss, die noch um Fassung ringen, weil das Saallicht sie viel zu früh aus dem Kinodunkel gerissen hat.

Das erste Mal war das so im Mai, beim Festival in Cannes, wo „Halt auf freier Strecke“ erstmals gezeigt wurde. Rund eintausend Kritiker, von Berufs wegen abgebrüht, saßen im Festivalpalais und fanden keinen Schutz gegen diesen Film. Beim Abspann klatschten sie frenetisch, als ob sie froh wären, ihr Schluchzen endlich übertönen zu können.

„Wenn man da so steht und die ganzen Tränen sieht, kommt man sich fast pietätlos vor“, sagt Dresen. „Als ob man bei einer Beerdigung spricht. Sehr seltsam. Ist doch alles nur ein Film.“

Nein, ist es nicht.

In „Halt auf freier Strecke“, der diese Woche ins Kino kommt, erzählt der 48-jährige Regisseur von dem Berliner Familienvater Frank Lange (Milan Peschel), der mit Anfang vierzig sein Todesurteil hören muss. Ein Arzt erklärt ihm, dass er einen Gehirntumor hat und in ein paar Monaten sterben wird. Der Rest des Films ist Agonie; ein bitteres, aussichtsloses,



PETER HARTWICH / ROMEFILM

Filmemacher Dresen

„Man kommt sich fast pietätlos vor“

verlustreiches Rückzugsgefecht des Lebens gegen den Tod.

Dresen zeigt den Verfall, über hundert Minuten lang, den körperlichen und den geistigen, Schmerzattacken, Tobsuchtsanfälle. Es gibt zig Gründe, sich diesen Film zu ersparen, aber zwei Gründe, ihn sich anzuschauen: „Halt auf freier Strecke“ ist einfach grandios; und es könnte sein, dass er seine Zuschauer zu stärkeren Menschen macht.

Dresen ist ein Filmemacher, der ins Leben geht, dem Tod ins Auge blickt und dem Zuschauer sagt: Wenn ich den Mut dazu habe, hast du ihn auch.

Wenn Frank aus dem Fenster schaut und die Bäume betrachtet, die ihr Laub abgeworfen haben, weiß er, dass er die kommende Blüte nicht mehr erleben wird. Wenn er seine Kinder ansieht, seine 14-jährige Tochter Lilli (Talisa Lilli Lemke) und ihren 8-jährigen Bruder Mika (Mika Seidel), kann er sich noch überlegen, was er ihnen zu ihrem nächsten Geburtstag schenkt, und er kann diese Geschenke auch noch kaufen. Aber er wird nicht mehr da sein, wenn sie sie auspacken.

Diese Gewissheiten sind absolut qualitativ. Und doch kann es sein, dass die Dinge, wenn man weiß, dass man sie zum letzten Mal erlebt, eine geradezu ungeheuerliche Intensität gewinnen. Obwohl Frank schon sehr geschwächt ist, schläft er ein letztes Mal mit seiner Frau Simone (Steffi Kühnert). Dresen zeigt nur, wie



FOTOS: PANDORA

ten Punkten des Hauses an, eine Szene, so fröhlich und unbeschwert wie ein Kindergeburtstag. Einer der Zettel an der Haustür warnt ihn, nicht allein die Wohnung zu verlassen. Dann pappen sich alle Namensschilder an, „Papa“ steht krakelig auf einem Post-it auf Franks Stirn.

Dies ist ein sehr heiterer Moment und ein sehr bitterer: Denn Frank weiß selbst nicht mehr, ob auch wirklich noch drin ist, was draufsteht.

Doch während er sich in einen anderen Menschen verwandelt, in einen, den man leicht hassen kann, schafft es die Familie, in ihm immer noch den Mann zu erkennen, der er war. Das ist der heroische Kampf, von dem der Film erzählt.

Am Ende lieben Simone und die Kinder Frank mehr denn je. Es ist furchtbar, wenn man seine eigene Identität verliert. Es ist beglückend zu wissen, dass die anderen sie für einen bewahren können.

Natürlich ist dies für Dresen ein sehr persönlicher Film. Sein Vater starb vor zehn Jahren an einem Gehirntumor, in nur zwei Wochen. „Halt auf freier Strecke“ mag auch von der Sterbenszeit handeln, die Dresen mit seinem eigenen Vater nicht teilen konnte.

Den Film entwickelte Dresen gemeinsam mit seinen Mitarbeitern, mit denen er sich seit Jahren umgibt. Dazu gehören die Schauspieler Steffi Kühnert, Ursula Werner und Thorsten Merten, Kameramann Michael Hammon, Cutter Jörg Hausschild, vor allem aber Co-Autorin Cooky Ziesche. Wie schon bei den Filmen „Halbe Treppe“ (2002) und „Wolke 9“ (2008) entstand jede Szene, jeder Dialogsatz zusammen mit den Darstellern.

Das Kino, so wie man es kennt, skelettiert Dresen in „Halt auf freier Strecke“. Der Film hat nur einen einzigen „plot point“, gleich in der ersten Minute, die tödliche Diagnose. Es gibt auch keine Musik außer der, die der Held selbst spielt, zur Gitarre singt er Neil Youngs „Dead Man“, was gar nicht sinnfällig verkrampft wirkt, sondern überaus natürlich.

Dresen gönnt seinen Zuschauern kaum einen Augenblick der Behaglichkeit. Als Frank die CD eines Hypnotiseurs einlegt und auf dem Sofa der wohligen Stimme lauscht, folgt ein rüder Schnitt auf seine Tochter, die gerade im Hallenbad von einem Turm ins Wasser springt. Der Film ist extrem schnell: Es ist das Tempo, mit dem Frank stirbt. Es ist das Tempo, mit dem das Leben seiner Familie weitergeht.

„Wirst du sterben?“, fragt Mika seinen Vater, als der schon auf dem Totenbett liegt. Frank wendet den Kopf und nickt. „Kann ich dann dein iPhone haben?“, fragt der Junge. Wenn Kinder etwas wirklich wissen wollen, finden sie auch einen Weg, es zu ertragen.

„Halt auf freier Strecke“ ist ein Film für Menschen, die es wissen wollen.

LARS-OLAV BEIER

Dresen-Darsteller*: Liebesgeschichte zwischen einem Mann und seiner Familie

sich die beiden ineinanderkrallen, ihre Gesichter, gezeichnet von größter Verzweiflung und größtem Glück, und man begreift, worum es beim Sex letztlich geht: darum, sich ganz und gar im anderen aufzulösen.

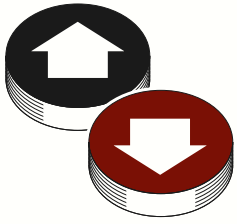
Den Liebesfilm gibt es als Genre, den Todesfilm nicht. Dabei erzählt das Kino mindestens so häufig vom Tod wie von der Liebe, aber sie lieben lange im Kino, und sie sterben schnell. Dresens „Halt auf freier Strecke“, der sich in einer Ausschließlichkeit mit dem Sterben beschäftigt wie kaum ein Film vor ihm, zeigt, wie der nahende Tod eine große Liebe gebiert: zwischen Frank und der Familie.

Während der Tumor Frank zerfrisst, wächst die Familie enger zusammen. Am Anfang fragt Simone den Arzt, gespielt von einem Laiendarsteller, einem Neurochirurgen, ob man den Kindern sagen solle, wie es um ihren Vater steht. Wenn Kinder etwas wirklich wissen wollten, sagt der Arzt, dann fänden sie auch irgendwie einen Weg, es zu ertragen.

So schieben Simone und die Kinder Frank nicht ins Hospiz ab, sondern behalten ihn bei sich, in ihrem neuen Einfamilienhaus am Rande der Stadt, in dem es noch nach frischer Farbe riecht. Doch die Krankheit macht Frank immer unberechenbarer, aggressiv, er brüllt Simone an, er pinkelt in Lillis Zimmer, weil er die Toilette nicht mehr findet.

Um ihm die Orientierung zu erleichtern, bringen sie bunte Zettel an markan-

* Oben: Milan Peschel, Mika Seidel, Steffi Kühnert, Talisa Lilli Lemke; unten: Milan Peschel, Talisa Lilli Lemke.



Magische Hände

Kunstkritik: Eine Londoner Schau über den Perfektionisten Leonardo da Vinci will das Wesen seines Genies erfassen.

Schon der erste Raum wirkt wie eine Kapelle, das Licht gedämpft, die Wände in dunklem Violett. Dort hängt das Porträt eines jungen Mannes mit roter Kappe und blonden Locken, in der Hand hält er ein Blatt mit Noten. Ein Heiliger ist er nicht, aber das Werk hat etwas Weihevollendes.

Ein erstaunliches Bild. Keine Katalogabbildung kann wiedergeben, was die Anziehung, die Aura dieses Gemäldes und seiner hauchfeinen Malerei ausmacht. Seine Wirkung entfaltet es nur im Original.

Die Kunstgeschichte kennt diesen Mann als „Der Musiker“. Seine Haltung ist ruhig, fast starr, und trotzdem von großer Lebensnähe, als ob man seinen Charakter erkannte, als ob er mit uns spräche. Ein besonnener Mensch, von gelassener Willensstärke.

Dieses Gemälde entstand im späten 15. Jahrhundert. Gemalt hat es Leonardo da Vinci, und er war damals wohl der einzige Maler, der zu einer solchen Leistung fähig war. Die Kunstgeschichte hat ihn oft zum größten aller Maler erklärt, und eine Ausstellung in der Londoner National Gallery will nun zeigen, wie er das wurde.

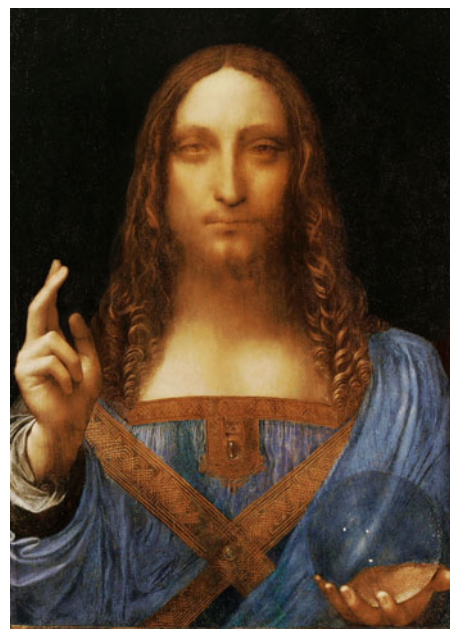
Fünf Jahre haben die Kuratoren an dem Projekt gearbeitet. Sie haben, neben vielen Zeichnungen, 9 Gemälde zusammengetragen. Das ist eine eindrucksvolle Menge, denn der Künstler hat im Laufe seiner 50-jährigen Karriere nur 20 Bilder gemalt beziehungsweise begonnen. Gerade einmal 15 von denen, die heute noch existieren, gelten als einigermaßen unumstritten.

Die Londoner Schau will klären, wie Leonardo da Vinci, der uneheliche Sohn eines Notars und einer Magd, es so weit bringen konnte, irgendwann Werke wie die 1503 entstandene „Mona Lisa“ zu erschaffen. Man zeigt dieses Gemälde nicht, weil es den Louvre ohnehin nicht verlassen dürfte, aber man braucht es auch nicht.

Die National Gallery beschreibt den Weg Leonardos dorthin, hin zur Entfaltung eines Genies. Die Ausstellung beschränkt sich auf die Zeit vor 1500, auf Leonardos Aufenthalt in Mailand. Er zog 1482 in die Lombardei, er kam als Maler,

Ingenieur und Künstler, er blieb 18 Jahre. Dann wurde der Sforza-Herzog Ludovico, dessen Hofmaler er geworden war, von den Franzosen verjagt.

In Mailand, so lautet die These, sei Leonardo der geworden, als der er in die Geschichte einging: einer, der mehr aus der Malerei herausholte als jeder andere. Einer, der die Malerei erneuerte, weil er aus einem Handwerk so etwas wie Philosophie machte – und erstaunlicherweise gelingt es den Museumsleuten, diese Haltung nachvollziehbar zu machen.



Umstrittenes Leonardo-Bild „Salvator Mundi“

Das Musikergemälde ist, in vielerlei Hinsicht, der Ausgangspunkt. Im nächsten Saal folgen die Porträts zweier Frauen, von denen mindestens eine die Mätresse von Leonardos Dienstherrn Ludovico Sforza war. Und hier, in diesem Raum, wird das Genie endgültig sichtbar.

Man erkennt, wie sich der Künstler gesteigert hat, wie er die Grundlage schuf für eine Generation jüngerer Künstler und wie er doch der Größere blieb.

Leonardo, der Perfektionist, hat diese Bilder regelrecht konstruiert. Er erfand neue Posen, verstärkte die Dramaturgie durch Licht und Schatten, er idealisierte

immer stärker, er suchte nach der Formel der Schönheit. „Die Schönheit, die der Maler erschaffen hat, überdauert die Zeit“, so schrieb er.

Zugleich war er eben wie kein anderer in der Lage, den Menschen etwas Menschliches zu verleihen. Leonardo wusste, dass jedes Bild einen Zauber braucht.

Bei einigen Werken in der Ausstellung fehlt der Zauber. Da wäre zum Beispiel die „Madonna Litta“, die so kalt wirkt, dass man sich fragt, ob sie vielleicht von einem Schüler stammt.

Als von Leonardo ist das Gemälde trotzdem ausgewiesen, der Eigentümer, die Eremitage in St. Petersburg, wollte es so. Doch in London hängt es zwischen den Werken von Leonardo-Mitarbeitern.

Umstritten ist auch ein Gemälde, das, vorausgesetzt, es ist wirklich von Leonardo, das Bild Nummer 16 seiner heute noch existierenden Bilder sein müsste: „Salvator Mundi“.

Der amerikanische Händler Robert Simon präsentierte es vor ein paar Jahren dem Museumsmann Nicholas Penny, der einige Zeit später Direktor der National Gallery in London wurde. Das Gemälde, das Christus in strenger Frontalansicht als leicht entrückten Weltenretter zeigt, wurde restauriert, nach London geschickt, gewichtigen Experten vorgeführt und für echt befunden.

Erstmals bekommt nun die Öffentlichkeit das Werk zu sehen. Trotz der Arbeit der Restauratoren ist es in keinem guten Zustand, der Kopf wirkt wegen des starken Abriebs verschwommen. Es sind wohl die Hände, die die Fachleute überzeugt haben.

Leonardeske Hände?

Letztlich sind die Wissenschaftler auf ihre Kennerschaft, auf ihre Intuition angewiesen: darauf, dass sie die Magie eines Leonardos spüren oder auch nicht. Aber kann man die Magie von Händen spüren?

Diese Ausstellung ist keine von denen, die alle Fragen beantworten und das Publikum durch einen Parcours der Gewissheiten schleusen. In London werden die Grenzen der Kunstgeschichte deutlich.

Die Besucher müssen sich selbst auf die Suche nach dem Zauber machen. Es ist, gerade auch deshalb, eine fesselnde Schau.

ULRIKE KNÖFEL

WAZ-VERKAUF

Fairer Preis?

Beim Verkauf der Anteile am Essener Zeitungskonzern WAZ gibt es auf den letzten Metern Uneinigkeit über ein gewichtiges Vertragsdetail. Die Familie Grotkamp, die ihren Miteigern, den Brost-Erben, rund 470 Millionen Euro für deren 50-Prozent-Anteil geboten hat, sperrt sich dem Vernehmen nach gegen eine sogenannte Besse rungsklausel. Diese würde sicherstellen, dass der Brost-Clan auch nach einem Verkauf noch Geld bekäme, sollten die Grotkamps Teile der WAZ mit Gewinn weiterveräußern. Ein solcher Passus ist vor allem für Testamentsvollstrecker Peter Heinemann von Bedeutung, der über den Verkauf entscheidet. Er könnte sich damit gegen Vorwürfe absichern, zu günstig verkauft zu haben, wenn die Brost-Enkel 2015 selbst über ihr Erbe verfügen dürfen. Insider berichten, die Grotkamps hielten die Klausel für unangebracht, weil der Preis bereits dem vollen Wert der Firma entspreche. Wenn die Familie kaufe, dann mit allen Risiken und Chancen. Beide Lager sind aber zuversichtlich, dass die Unstimmigkeiten ausgeräumt werden können. Ein anderes Hindernis ist vom Tisch: Heinemann hatte die Wirtschaftsprüfer PwC mit einem Wertgutachten beauftragt. Dieses kommt laut Insidern zu dem Schluss, der von der Familie gebotene Preis sei angemessen.

NIGGEMEIERS MEDIENLEXIKON

Bam|bi

der; goldene rehförmige Trophäe, die der Burda-Verlag jährlich für erfolgte oder zu erwartende langjährige Mitgliedschaft in der „Bunte“-Gesellschaft verleiht sowie, bei internationalen Stars, für die Anreise zur Preisverleihung.

Burda-Vorstand Philipp Welte sagt: „Es gibt innerhalb Europas keinen Preis, der annähernd so bedeutend ist wie Bambi, mit der hohen journalistischen Relevanz“, und dieses Zitat, das ist das Schöne an ihm, ist so wie der ganze Preis: Man kann es einfach für sich stehen und unreal vor sich hinfunkeln lassen.

Doch die Burda-Journalisten haben in diesem Jahr den zweifelhaften Karriere-Rapper Bushido zur Integrations-Person des Jahres gewählt, was für Aufregung und PR sorgte. Dabei hat

er diesen Bambi zweifellos verdient. Wie groß seine Leistung ist und worin genau sie besteht, demonstriert ein Interview in der aktuellen „Bunten“. Vor nicht einmal einem halben Jahr hatte Bushido noch gerichtlich eine Gegendarstellung auf Bunte.de durchgesetzt, dass er der Illustrierten gegenüber nicht seine Beziehung zu seiner aktuellen Freundin bestätigt habe, und die „Bunte“ hatte ihre schärfste Sanktion verhängt: Sie sortierte ihn in ihre Rubrik „Menschen von gestern“. Heute erzählt er demselben Blatt: „Endlich habe ich meine Traumfrau gefunden“; sie sei die Erste, „die sich super mit meiner Mama versteht“, und neulich habe er seiner Freundin, seiner Mutter und ihrer Mutter je eine Gucci-Tasche mitgebracht: „Einfach so.“ Die „Bunte“ schreibt dafür: „LIEB! Er hilft dem Sohnmännchen sogar bei Hausaufgaben“ zu einem Foto von Bushido. Das hätte



vor zwei Jahren noch nicht so gut geklappt, als der Rapper seine Mutterliebe gegenüber der Illustrierten noch in die Worte goss: „Ich stehe nicht unbedingt auf Gewalt, aber wer meine Mutter beleidigt, den schlage ich halb tot.“ Bushido ist tatsächlich vollständig integriert – in die Parallelgesellschaft der „Bunten“. In seiner Dankesrede sagte er, man wisse nicht, ob er den Preis verdient habe, er wolle darüber auch nicht diskutieren. Er hat also verstanden, nach welchen Regeln der Bambi vergeben wird. Allerdings hat er dann nicht auf gehört zu sprechen, sondern forderte in wirren Worten Toleranz für seine Intoleranz, erklärte seinen Mangel an guten Taten damit, dass er nicht gefragt worden sei, und redete sich ähnlich wie vier Jahre zuvor Tom Cruise an derselben Stelle um Kopf, Kragen und, mit etwas Glück, um zukünftige öffentliche Aufmerksamkeit.

„WETTEN, DASS ...?“

Herbig lehnt ab



GIAMPIERO SPPOSITO / REUTERS

Europas größte Fernsehshow sucht einen Moderator – und alle, die gefragt werden, winken ab. Nach dem öffentlich zelebrierten Nein von Hape Kerkeling in der jüngsten Sendung hat das ZDF versucht, den Komiker Michael „Bully“ Herbig als neuen Gastgeber für „Wetten, dass ...?“ zu gewinnen. Er soll der Senderspitze jedoch eine Abfuhr erteilt haben. Herbigs Sprecherin erklärte auf Anfrage: „Überlegungen in dieser Hinsicht haben nie stattgefunden.“ Nachdem auch ZDF-Wunschkandidat Jörg Pilawa mehrfach betont hat, „Wetten, dass ...?“ sei kein Thema für ihn, ist die Not offenbar so groß, dass man in Mainz auch unkonventionelle Lösungen nicht ausschließt. Angeblich erwägt der Sender, den drei Jahrzehnte alten Showdampfer zwei Nachwuchskräften anzuvertrauen: Joachim Winterscheid, 32, und Klaas Heuer-Umlauf, 28, besser bekannt als Joko und Klaas. Das ehemalige MTV-Moderatoren-Duo präsentiert auf dem digitalen Ableger ZDFneo die Show „neoParadise“. Das ZDF will sich zur Nachfolge erst nach Thomas Gottschalks letzter Sendung am 3. Dezember äußern.



Publizist Hefner mit Begleiterinnen Anna Sophia Berglund und Crystal Harris in London: *Einer muss die Party schließlich in Gang halten*

VERLEGER

Die Angst-Hasen

„Playboy“-Gründer Hugh Hefner ist 85 Jahre alt und kämpft noch immer darum, dass die Marke im Gespräch bleibt. Doch Sex wird auch im Reich der Bunnys zum Minusgeschäft.

Es ist zwei Uhr nachmittags, kurz nach dem Aufstehen also, draußen im Garten lässt die Spätsommer-sonne von Los Angeles den Pool verlockend schimmern. Doch Hugh Hefner ist drinnen auf die dunkle Holz-terrasse gesunken, auf die dritte Stufe von unten. Er kauert mehr, als dass er sitzt, im Ausschnitt des schwarzen Seidenschlafanzugs ist die Altmännerbrust zu sehen.

Am Fuße der Treppe rückt ein Fotograf gerade eine Art Holzthron zurecht, Hefner muss gleich darauf Platz nehmen, mitten in der Eingangshalle seines Hauses, das er Playboy Mansion getauft hat, Playboy-Schloss. Eines der üblichen Werbefotos als Mr. Playboy soll jetzt entstehen. Schnell muss es gehen. Hefner hat nach zwei Minuten Aufnahmen bereits

geklagt, er könne nicht mehr stehen, der Rücken.

Er starrt ins Nirgendwo, heute Abend will er auch noch den Geburtstag seiner Freundin feiern, genauer: den einer von zwei aktuellen Freundinnen, die junge Dame wird 28, Hefner muss sie in einen dieser angesagten neuen Schuppen von Hollywood ausführen.

Hefner hievt sich von seiner Stufe hoch, er schlurft die Treppe hinunter in Richtung Holzthron.

Einer muss die Party schließlich in Gang halten – und nicht nur die Party in der Playboy Mansion, dieser Stein gewordene Pubertäts-Phantasie in den Hügeln nahe Beverly Hills: 29 Räume, 80 Bedientete, mitsamt überdachter Liebesgrotte neben dem Pool und dem Streichelzoo

nahe dem Trampolin, auf dem weibliche Hausgäste gern nackt herumhüpfen.

Im ersten Stock steht ein Riesenbett, in dem Hefner eine Zeitlang mit sieben Freundinnen gleichzeitig abends schlafen gegangen ist, alle im rosa Schlafanzug. Der Hausherr hat seinen Schlafanzug ohnehin irgendwann gar nicht mehr ausgezogen, wozu auch, es war ja eh alles eins, Arbeit und Vergnügen.

Hefner hat sich mittlerweile auf den Thron gesetzt. Unten stecken seine Füße in weißen Socken und Hausschlappen, oben knipst er für die Linse sein Playboy-Lächeln an. „Wir leben heute alle in einer Playboy-Welt, endlich“, verkündet Hefner.

Die schöne neue Welt, die man heute „Die Moderne“ nennt, betrachtet er als

sein Werk, da können die Feministinnen ruhig zetern. „Dank der Aufklärungsarbeit von ‚Playboy‘ dürfen heute auch brave Mädchen zeigen, dass sie Spaß am Sex haben. Und jeder weiß dank uns, dass Schönheit überall ist, weil wir für unsere Nacktfotos Mädchen von nebenan rekrutiert haben, nicht unnahbare Models.“ Es half natürlich, wenn diese Mädchen von nebenan große Oberweiten und rassige Kurven hatten, so wie Marilyn Monroe, 1953 das erste Playmate zum Rausreißen.

Diese aufgeklärte Welt ist laut Hefner in Gefahr, wenn Mr. Playboy stirbt, und deswegen darf das einfach nicht passieren, schon gar nicht mit nur 85. „Meine Mutter ist auch 101 geworden.“

Er umklammert eine Dose Diet Coke, er muss jetzt mal was klarstellen: „Ich habe in den letzten beiden Jahren fast im Alleingang die Marke am Leben gehalten, mit den ganzen Artikeln und Beiträgen über mein Leben. Die Leute schalten ein und lesen, weil jeder einen Mord begehen würde, um so zu leben wie ich.“

Trotz seines Alters hat Hefner „Playboy“ geschickt als Kultmarke bewahrt, während einstige Mitbewerber wie „Penthouse“ oder „Hustler“ kein Rezept gegen den Niedergang der Sexmarken im Internetzeitalter fanden. Dieses Jahr hat er im Verbund mit Investoren die Firma von den Aktionären zurückgekauft, die Bunnys sind jetzt wieder ganz in Familienhand.

Doch die sexy Zeiten sind auch für Hefners Magazin lange vorbei. Bis zu 7 Millionen Exemplare verkaufte es in den siebziger Jahren, jetzt sind es gerade noch 1,5 Millionen.

Das einst lukrative Porno-Zugeschäft wird heute von Seiten wie YouPorn bestimmt. Hier agieren nicht aufwendig ausgeleuchtete Playmates, sondern Amateure. Aber die sind umsonst zu sehen. 49 Millionen Dollar Verlust hat der Playboy-Konzern voriges Jahr gemacht. Der Umsatz seiner „Erotikangebote“ im Fernsehen ist seit 2007 um rund 40 Prozent eingebrochen. Jetzt könnte sich der Konzern vielleicht ganz aus dem Porno-Geschäft zurückziehen.

Die Firma hat etliche Leute entlassen, sie ist auf dem Weg zu einer schlichten „brand management company“, wie ihr nüchterner Chef Scott Flanders erklärt. In seinem letzten Job verkaufte er vor allem Werbung, nicht Sexphantasien.



Geschäftsmann Hefner 1966: Den Traum vom Playboy vorgelebt

„Brand management company“ – das heißt konkret: mehr Geschäfte mit der Marke, Playboy-Feuerzeuge, Playboy-Unterwäsche, Playboy-Clubs, Playboy-Partys, Playboy-TV-Serien. „China ist schon der größte Markt für Playboy-Fanartikel“, sagt Flanders.

Und für die Marke steht Mr. Playboy persönlich. „Hugh Hefner ist eine weltweite Ikone“, sagt sein Freund Richard Rosenzweig.

Eine Oscar-Preisträgerin hat einen zweistündigen Dokumentarfilm über Hefner gedreht, darin geht es um seinen durchaus mutigen Kampf für Abtreibungsrechte und gegen den Vietnamkrieg. Um die modernen Autoren, die er im frühen „Playboy“ druckte, vom jungen John Updike bis zu vielen schwarzen Schreibern, die sonst niemand veröffentlichte. Um seinen Kampf gegen die Heuchelei der Reagan-Jahre. Um die legendären Interviews, in einem gestand Spießler-Präsident Jimmy Carter, im Herzen habe er schon oft die Ehe gebrochen.

Doch es liegt wohl eher an Hefners Inszenierung seines Privat- und Liebeslebens, dass seine Twitter-Einträge fast eine Million Fans verfolgen. Als zuletzt seine designierte dritte Frau, die 25-jährige Crystal Harris, Playmate natürlich,

die geplante Hochzeit platzen ließ, sorgte das weltweit für Schlagzeilen.

Seine TV-Serie „The Girls Next Door“, in der er als eine Art netter Opa von nebenan drei ehrgeizigen Lieblings-Playmates auch Karrieretipps vermittelt (Stichwort: eigene TV-Show sichern), war ein Hit – ausgerechnet bei weiblichen Zuschauern.

Sie sahen Hefner, analysieren Branchenexperten verblüfft, eher als Karriereförderer, nicht mehr als „dirty old man“. Eher als Donald Trump denn als Dominique Strauss-Kahn.

„Offenbar scheint es auch eine Phantasie moderner junger Frauen zu sein, von einem wohlhabenden älteren Gentleman umworben und gefördert zu werden“, jubelt Unternehmenschef Flanders.

Gar nicht schlecht für einen, dem die Feministin Gloria Steinem einmal unterstellte, „Playboy“ zu lesen sei für Frauen wie die Lektüre von Nazi-Schriften für jüdische Leser; der heute noch behauptet, er fühle sich immer so jung wie das Mädchen, bei dem er gerade liege. Der auf die Frage, ob er Frauen in ihren Zwanzigern bevorzuge, grinst: „Ich mag auch Teenager.“

Als Hefner „Playboy“ 1953 gründete, wollte er unbedingt nackte Mädchen zeigen. Gleichzeitig sollte das Magazin eine Trendfibel sein für den modernen amerikanischen Mann. Der Leser sollte erfahren, wo es das beste Steak gibt oder wie die ideale Einrichtung fürs Junggesellen-Penthouse aussieht. Hefners Heft war eine Konsumbibel für ein Land, das Konsum zur Religion erhob und zuerst ans eigene Glück dachte.

Damit das Konzept auch von jedem begriffen wurde, lebte Hefner den Traum vom Playboy aller Welt vor. Er umkreiste den Globus in einer schwarz angemalten DC-9. Im Inneren war eine Discothek eingerichtet, das Äußere zierte der Kopf eines Bunnys auf schwarzem Grund. Sein Lebensstil erinnerte an James Bond, dessen Playboy-Club-Mitgliedskarte tatsächlich in einem frühen Film vorkam.

Hefner wollte seine Bunnys als uramerikanische Ikonen etablieren, wie Mickey Mouse. Und seine Playboy Mansion als Disneyland für Erwachsene. Playboy Inc. versucht nun einfach, daran wieder anzuknüpfen, als ob es die Jahrzehnte zwischendurch gar nicht gegeben hätte.

Für NBC, einen der größten TV-Sender, hat Hefner die Serie „Playboy Club“ mitentwickelt, sie erzählt Geschichten aus

den Playboy-Clubs der sechziger Jahre. Ganz im Retro-Stil von „Mad Men“, der Erfolgsserie über eine Werbeagentur im New York jener Zeit.

Parallel dazu eröffnet seine Firma wieder die Playboy-Clubs, die in den achtziger Jahren aufgegeben wurden, in London, Chicago, Las Vegas und Asien. „Wir sind heißer denn je“, jubelt Hefner.

Doch NBC setzte „Playboy Club“ nach nur drei Folgen wieder ab. Die Einschaltquoten waren einfach zu schlecht. Und das Clubgeschäft läuft „der Wirtschaftslage entsprechend“, sagt Hefner, ausweichend. Die ist bekanntermaßen auch nicht gut.

Die verstaubten Seiten des Magazins soll Jimmy Jellinek auffrischen, ein 36-Jähriger mit lauter Stimme und breitem Gesicht. In seinem Büro liegt eine zerknüllte Red-Bull-Dose. „In den sechziger und siebziger Jahren wären Leute buchstäblich über Glas gelaufen, um ein ‚Playboy‘-Heft in der Hand zu halten“, sagt er. „So muss ‚Playboy‘ auch heute wieder Leute fesseln.“

Jellinek hat früher bei Macho-Magazinen wie „Maxim“ gearbeitet. Als Hefner anrief, um ihm den Job als Chefredakteur des „Playboy“-Magazins anzubieten, war er auf einem Junggesellenabschied im Stil der Hollywood-Trash-Komödie „Hangover“, seine Kumpels gröhlten im Hintergrund.



Playboy-Club in London: „Wir sind heißer denn je“

Er muss einen Weg finden, um das Magazin zukunftssträftig zu halten, wenn nackte Bunnys immer unwichtiger werden. Und wenn bald auch die Fotos von Hefners Partys und Ausflügen, fester Bestandteil der Magazinseiten, wegfallen.

Jellinek hat Marge Simpson, die Zeichentrickikone, als Nacktmodell auf den Titel gehoben, das war gewagt und ironisch. Aber noch füllen Cartoons und Herrenwitze Seiten, von Hefner persönlich ausgewählt, die spätestens seit den siebziger Jahren nicht mehr witzig sind.

Erotikmagazine wie „Playboy“ seien ein untergeordnetes Schiff, sagt Branchenanalyst Jeff Reeves. Da kann Hefner noch so unbeirrt den Partyhengst spielen, der die ewige Jugend gepachtet hat.

Mit der Realität hat dieses Bild schon heute nichts mehr zu tun. Crystal Harris, die Braut, die sich nicht traute, plauderte aus, dass sie nur ein Mal Sex mit Hefner hatte, ganze zwei Sekunden lang. Seine Sprecherin kann nicht auf Anhieb sagen, welche der beiden neuen Freundinnen, die er der Welt wenige Tage nach dem Verlobungs-Aus präsentierte, in seinem Bett schläft. Es scheint auch eher egal zu sein. Hefner guckt abends jetzt ohnehin am liebsten Filme. „Altern ist nicht fair“, sagt Hefner. Er nippt nachdenklich an einer neuen Diet Coke.

Wer könnte die Party am Laufen halten? Hefner hat zwei Söhne aus zweiter Ehe, 20 und 21. Vertraute beschreiben sie als eher still und freundlich.

Der Vater hatte für sie kurz sein Partyleben aufgegeben, doch als die Ehe mit der Mutter, natürlich einem Ex-Playmate, 1998 scheiterte, zog sie in ein Haus auf dem Anwesen, und Hefner schmiss gegenüber wieder Dauerorgien oder was er als solche verkauft. Die Jungs durften an einem Abend in der Woche rüberkommen, das war „family night“ in der Mansion, Familienabend. Aber der war dem Hausherrn nicht wichtiger als der Kartenspielabend mit den alten Kumpels.

Fotos seiner Söhne stehen am Eingang der Villa neben einem weit größeren ihres Vaters mit seinen beiden aktuellen Gespielinnen. Auch die Jungen posieren an der Seite von Mädchen mit großer Oberweite, aber sie grinsen etwas verlegen. Sie sehen eher aus wie Musterknaben, nicht wie Playboys.

Ihr Vater hätte früher Typen wie sie bei einer Playboy-Party vielleicht nicht mal reingelassen. „Die Chance auf eine Familiennachfolge wurde vertan“, lässt sich Firmenchef Flanders zitieren.

Mr. Playboy muss sein Vermächtnis wohl allein regeln, natürlich im Playboy-Stil. Hefner hat auf dem Promi-Friedhof in L. A. die Gruft neben Marilyn Monroe gekauft, gibt es ein cooleres finales Date?

Und der Tod ist ja nicht unbedingt schlecht fürs Geschäft, er kann eine Legende wieder sexy machen – und das Geschäft beleben.

Wenn Hefner am Abend mit seinen Freundinnen in der Limo gen Beverly Hills fährt, surrt der Wagen an der letzten Wohnstätte von Michael Jackson vorbei, er lebte und starb in Hefners Nachbarschaft. Jackson war ebenfalls eine lebende Ikone, aber auch sein Geschäftsmodell befand sich im Niedergang. Seit er tot ist, ist er wieder einer der bestverdienenden Künstler des Planeten.

GREGOR PETER SCHMITZ



Netzwerk-Vorsitzende Leyendecker, Leif: Am Ende

JOURNALISTEN

Enthüllte Enthüller

Das Netzwerk Recherche leidet unter dem, was seine Mitglieder sonst anderswo anprangern: Überforderung, Intransparenz, Machthunger.

Wenn Journalisten die vergiftete Atmosphäre im politischen Betrieb schildern wollen, greifen sie gern zur Steigerung: Feind, Todfeind, Parteifeind. Wer sich derzeit hinter den Kulissen des investigativen Journalistenclubs Netzwerk Recherche umsieht, könnte eine neue Reihe eröffnen: Feind, Todfeind, Kollege.

Seit publik geworden ist, dass der Verein Zuschüsse von der Bundeszentrale für politische Bildung erhalten hat, die ihm gar nicht zustanden, tobt unter den Netzwerkern eine Schlammschlacht, die auch Berliner Politiker nicht besser inszenieren könnten. Deutschlands Top-Rechercheure zerfleischen mal nicht andere, sondern sich selbst – anonymes Geraune, Vereinsmeierei und schlimmste Intrigenvorwürfe inklusive.

Am Freitagvormittag vergangener Woche saß der SWR-Reporter Thomas Leif im Arbeitszimmer seines Hauses in Wiesbaden auf dem Ledersofa. Für den Abend war die Mitgliederversammlung des Netzwerks angesetzt, doch er selbst würde nicht dabei sein. Ausgerechnet Leif, der den illustren Reporterclub vor zehn Jahren mitgegründet hat und lange als Vorsitzender dirigierte.

deutsche Zeitung



SEBASTIAN WILLNOW / DAPD

CHRISTIAN CHARISIUS / PICTURE ALLIANCE / DPA

waren in Deutschlands wichtigstem Reporter-Club alle überfordert

Ausgerechnet er, der SWR-Chefreporter mit eigenem Polit-Talk, der aus dem Netzwerk eine durchaus machtvolle Vereinigung schuf, die sich zu Recherche-Workshops traf, medienpolitische Statements verbreitete und auch einen frechen Preis verlieh – die „Verschlossene Auster“ –, der regelmäßig an Unternehmen und Personen mit besonders mieser Informationspolitik ging, ausgerechnet er hat den Verein in die aktuelle Krise gestürzt.

Leif wird vorgeworfen, Anträge falsch ausgefüllt und Umbuchungen verschleierte zu haben. Es geht um zu Unrecht erhaltene öffentliche Gelder der Bundeszentrale für politische Bildung, keine Kleinigkeit. Die Vorwürfe wurden mittlerweile von einer unabhängigen Kanzlei untersucht, inklusive Zinsen hat der Verein 85 000 Euro zurückgezahlt. So weit ist das meiste geklärt. Doch das Echo wirkt nach.

Umstritten ist die Art, wie es so weit überhaupt kommen konnte in einem Verein, der sich Transparenz derart dick auf die Fahnen geschrieben hatte. Leif wurde schon auf der Mitgliederversammlung im Sommer aus dem Amt gedrängt, eine öffentliche Demütigung. Nun sieht er sich endgültig als Opfer. Seine Gegner hätten die Sache hochgespielt, um ihn loszuwerden. Ein Gründervatermord gewissermaßen.

Von Anfang an sei es um eine „Konfliktinszenierung“ gegangen, „nicht um die Lösung der Sachprobleme im Zusammenhang mit einem komplizierten bürokratischen Antrag“. Alle „Abgrenzungsprobleme“ hätten direkt mit der Bundeszentrale für politische Bildung geklärt werden können, sagt Leif.

„Es ist tragisch und traurig“, sagt dagegen einer aus dem inneren Kreis des Netzwerks, der aber nicht genannt werden

will, was wiederum vor allem zeigt, wie wichtig sich alle Beteiligten nehmen. „Er hätte von uns einen ehrenwerten Abschied bekommen, er hätte Ehrenvorsitzender werden können. Wir wollten ihm ja eine goldene Brücke bauen. Aber er hat alles selbst zerstört.“

Dabei hätte Leif nur zurücktreten müssen. Also: den eigenen Fehler zugeben und überkompensieren, zerknirschter tun als nötig, um als geläuterter Täter wieder auf(er)stehen zu können. Mittlerweile ist die goldene Brücke allerdings komplett eingerissen.

Hans Leyendecker, Ressortleiter der „Süddeutschen Zeitung“ und jahrelang zweiter Vorsitzender des Netzwerks, schreibt vom „größtenwahnsinnigen Vorsitzenden“ und davon, dass Leif „kriminell“ sei, obwohl das eine unnötige Vorverurteilung ist. Es sei „sehr dumm“ gewesen, Leif zu vertrauen.

Leyendecker verteidigte sich in der internen Mail vor allem gegen die Vorwürfe des ehemaligen Leipziger Journalistikprofessors Michael Haller, seinen Aufsichtspflichten im Netzwerk nicht nachgekommen zu sein. Als die Mail öffentlich wurde, kürte „Bild“ Leyendecker schadenfroh zum „Verlierer“ des Tages.

Am Freitagabend vergangener Woche kamen die Mitglieder des Vereins in Köln zusammen. Sie wollten endgültig abschließen mit der Ära Leif. Die Stimmung war angespannt. Mühsam wurde versucht, nach vorn zu gucken. Doch das ist schon deshalb schwer, weil die meisten der Anwesenden auch jene Mails kannten, in denen die Netzwerker schon seit Monaten übereinander herfielen.

„Unsere Satzung ist eine demokratische Katastrophe“, heißt es da. Oder: Die Strukturen im Vorstand seien „verkorkst“, es herrsche „keine Vertrauensgrundlage“.

Und: „Wir haben auch sehr viel getan, um uns selbst zu schonen. Wir hatten unsere Chance. Wir haben versagt.“

In Köln wurde das alles noch einmal schmerzhaft dargelegt. Vieles im Verein war nicht in Ordnung, so der Tenor der Debatte. „Es war wie in einer kaputten Ehe, in der es Dinge gab, die sich eingeschliffen haben und die nicht in Ordnung sind“, sagte Hans Leyendecker. „Menschlich“ sei manches zu bedauern. Doch letztlich habe „die Krise den Verein vor dem Schlimmsten bewahrt“. Am Ende, ein wenig ermattet von der komplizierten Debatte, stand dann der neue Vorstand: Oliver Schröm („Stern“) und Markus Grill (SPIEGEL). Ohne Leif. Ohne Leyendecker.

Die Journalisten vom Netzwerk – zu dem auch einige SPIEGEL-Redakteure gehören – lernen nun schmerzhaft, dass auch sie unter dem gleichen blinden Fleck leiden wie diejenigen, über die sie sonst oft schreiben. Selbsterkenntnis ist eine nicht immer einfache Sache. Das gilt nicht nur für Leif.

Zu viele gingen offenbar einfach davon aus, dass beim Netzwerk Mauscheleien ausgeschlossen seien, weil man selbst ja zu den Guten gehöre.

Effektive Kontrolle fehlte unter Leif. Der Vorsitzende war überarbeitet. Frust über sein Gebaren staute sich auf. Der Verein spaltete sich ganz allmählich in einen Pro- und einen Kontra-Leif-Flügel. Doch weil niemand je den Aufstand wagte – und auch keiner da war, der ihn hätte anführen können –, blieb das alles ungesagt wie schwelender Familienfrust, der auf einen Anlass wartet, um sich zu entladen. Der Fehler in den Finanzen wurde für manchen auch ein willkommenes Fanal, Leif loszuwerden. Das war kein Putsch, sondern einfach Gelegenheit.

Wer den Beteiligten länger zuhört, bekommt allerdings auch den Eindruck, dass es beim Netzwerk Recherche bislang stets um zwei Dinge gleichzeitig ging. Es ist die – dem Politikbetrieb sehr ähnliche – Gleichzeitigkeit von Eitelkeit und Auftrag, die den Verein antrieb, den Vorstand und auch den Vorsitzenden Leif. Eine Mischung, die schon am Anfang des Netzwerks stand, das stets auch der Treffpunkt einer Investigativ-Elite war, die nach Anerkennung gierte.

Mit dem Erfolg kamen Neid, Intransparenz, Missgunst und Streit. Am Ende waren alle überfordert. „Im Nachhinein ist mir klar, dass ich besser einen Wirtschaftsprüfer mit einem Stundenlohn von 500 Euro mit dem Ausfüllen der Anträge beauftragt hätte. Ich hätte es nicht selbst machen sollen“, sagt Leif. Und sein scheidender Vize Leyendecker sagt, mit dem Erfolg sei der ehemals kleine sympathische Verein allen über den Kopf gewachsen.

MARKUS BRAUCK

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail spiegel@spiegel.de · **Facebook** www.facebook.com/DerSpiegel · **SPIEGEL ONLINE** www.spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),
Matthias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Dirk Kurbjuweit,
Michael Sauga (stellv.), Christoph Schwennicke (stellv.). **Redaktion**
Politik: Ralf Beste, Ulrike Demmer, Christoph Hickmann, Wiebke
Hollersen, Kerstin Kullmann, Peter Müller, Ralf Neukirch, René
Pfister, Christian Schwägerl, Merlind Theile. **Autor:** Markus Felden-
kirchen

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

Redaktion Wirtschaft: Markus Dettmer, Katrin Elger, Alexander Neu-
bacher, Christian Reiermann.

DEUTSCHLAND Leitung: Konstantin von Hammerstein, Alfred Wein-
zierl; Hans-Ulrich Stoldt (Panorama, Personalien). **Redaktion:** Jan
Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Carsten Holm (Hausmitteilung,
Online-Koordination), Anna Kistner, Petra Kleinau, Guido Klein-
hubbert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Christoph
Scheuermann, Katharina Stegelmann, Andreas Ulrich, Dr. Markus
Verbeet, Antje Windmann. **Autoren, Reporter:** Jürgen Dahlkamp,
Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno
Schrepf, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). **Redak-
tion:** Sven Becker, Markus Deckerich, Sven Röbel, Marcel Rosenbach,
Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. **Auto-
ren:** Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. **Redaktion:**
Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung,
Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Jan-
ko Tietz. **Autoren, Reporter:** Markus Grill, Dietmar Hawranek,
Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta
Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). **Redaktion:** Dieter Bednarz,
Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinvorth,
Helene Zuber. **Reporter:** Clemens Höges, Susanne Koelbl, Walter
Mayr, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf.
Redaktion: Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hacken-
broch, Laura Höflinger, Julia Koch, Cordula Meyer, Hilmar
Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian
Wüst. **Autorin:** Rafaela von Bredow

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.).
Redaktion: Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike
Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Nora Reinhardt, Elke Schmit-
ter, Claudia Voigt, Martin Wolf. **Autoren, Reporter:** Georg Diez,
Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm,
Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias
Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara
Supp (stellv.). **Redaktion:** Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf
Hoppe, Ansbart Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Wür-
ger. **Reporter:** Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Hüetlin,
Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. **Redaktion:** Lukas
Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg
Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Annette Großbongard
(stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). **Redaktion:** Annette Bruhns, Angela
Gatterbug, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Jo-
hannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Nicola Abé, Roman Hofner, Bernhard Ried-
mann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lützen (stellv.),
Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt,
Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Huneke, Anke Jensen,
Maika Kunze, Stefan Moos, Reiner Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred
Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann;
Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heft-
gestaltung), Michaela Herold (stellv.), Claudia Jeczawitz, Claus-Die-
ter Schmidt; Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke,
Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer
Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. **E-Mail:** bildred@spiegel.de
SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumer-
mann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Ger-
not Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Ralf Geilhufe (stellv.), Reinhilde Wurst
(stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina
Fuhrmann, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara
Rödiger, Doris Wilhelm

Sonderhefte: Jens Kuppi, Rainer Sennewald

TITELBILD Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg,
Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft
Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft,
Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel.
(0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen,
Barbara Schmid-Schalenbach, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf,
Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kai-
ser, Christoph Pauly, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt
am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel.
(0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter,
Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-
20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BANGKOK Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

BRÜSSEL Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel.
(00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558,
Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo,
Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN,
Tel. (004420) 32394776, Fax 75045867

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034)
650652889

MOSKAU Matthias Scheppe, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009
Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254)
207123387

NEW DELHI Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel.
(009111) 24652118, Fax 24652739

NEW YORK Ullrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite
3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel.
(00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Dr. Wieland Wagner, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel.
(008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glitsing, Caixa Postal 56071, AC Urca,
22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522,
Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael,
CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Taiyuan Road, Lane 63, Block 7 (jia),
Room 101, Xuhui District, Shanghai 2000 31, Tel. (008621) 34141703

STAVANGER Gerald Traufetter, Ryggiaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel.
(0047) 51586252, Fax 51583543

TEL AVIV Juliane von Mittelstaedt, P. O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa
61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSCHAU P. O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau,
Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National
Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax
3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle
(stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms,
Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Cur-
taz-Wilken, Heinz Egleder, Johannes Eltschig, Johannes Erasmus,
Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. An-
dré Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne
Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger,
Joachim Immisch, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens,
Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensicki, Jan Kerbusk, Ulrich Klöt-
zer, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner,
Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine
Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cor-
nelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret
Nitsche, Malte Nohn, Sandra Öfner, Thorsten Olmer, Thomas Rie-
del, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf
G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Ma-
rio Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Dr. Kristina Schuricht, Ulla
Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz,
Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser,
Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windel-
bandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times /
Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 65 vom 1. Januar 2011
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden

Prinovis, Itzehoe

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schrift-
licher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für
die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mail-
boxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:
Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustra-
tionen als Kunstdruck und eine große Auswahl an
weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter
www.spiegel.de/shop

Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-2948
Fax: (040) 3007-857003
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)*

Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)*

Fax: (040) 3007-857006

* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Kundenservice Schweiz

Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070

E-Mail: kundenservice-schweiz@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259

E-Mail: info@blista.de

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt

Frankfurt am Main

Telefon: (069) 955124-15 Fax: (069) 5976296

E-Mail: m-kirchner@t-online.de

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 197,60

Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 717,60

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 252,20

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 330,20

DER SPIEGEL als E-Paper:

zwölf Monate € 197,60

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements

werden anteilig berechnet.



Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 3,80 pro Ausgabe (Normallieferung)

☐ für € 13,80 pro Ausgabe (Eilbotenzustellung am

Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zum Monatsende

zu kündigen.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

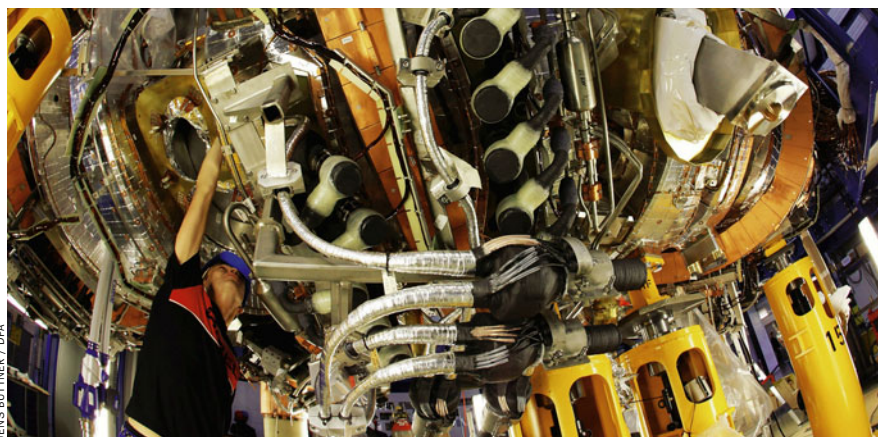
Name, Vorname des neuen Abonnenten	
Straße, Hausnummer oder Postfach	
PLZ, Ort	
☐ Ich zahle	
☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)	
Bankleitzahl	Konto-Nr.
Geldinstitut	
☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.	
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten	SP11-001-WT127

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$350 per annum.

K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631.

Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster:

Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood, NJ 07631.

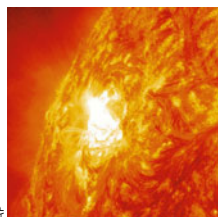


THEMA DER WOCHE

Die Sternenmaschine



Ende aller Energiesorgen? In Greifswald entsteht derzeit der Versuchsreaktor „Wendelstein 7-X“, in dem sich Wasserstoff auf hundert Millionen Grad erhitzt. Magnetspulen sollen das Plasma in der Schwebe halten – und so Bedingungen für eine Kernfusion wie auf der Sonne schaffen.



So kompliziert ist der Bau eines Fusionsreaktors

Die unermessliche Kraft der Sonne

POLITIK | Die verunsicherte Partei

Mitten in der Euro-Krise mutet Parteichefin Merkel den Christdemokraten die nächsten Kurskorrekturen bei Bildung und Mindestlohn zu. Wie viel Linksruck verträgt die CDU? SPIEGEL ONLINE berichtet vom Parteitag in Leipzig.

SPORT | Auftritt gegen den Angstgegner

Im letzten Länderspiel des Jahres trifft die DFB-Auswahl auf den Erzrivalen Niederlande. Gegen den WM-Finalisten von 2010 hat das Team seit 15 Jahren nicht mehr gewinnen können. SPIEGEL ONLINE berichtet live aus Hamburg.

einstages.de | Das geheime Tagebuch der SAS



„Wer wagt, gewinnt“, lautet das Motto der härtesten Spezialeinheit des britischen Militärs. In einem lange verschollenen Kriegstagebuch beschreiben die ersten Mitglieder des Special Air Service die Geburtsstunde der legendären Kampftruppe vor 70 Jahren – einen desaströs verlaufenen Fallschirmeinsatz im Zweiten Weltkrieg.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

MONTAG, 14. 11., 20.15 – 21.00 UHR | KABEL DEUTSCHLAND

SPIEGEL TV WISSEN

„Iss richtig!“ Wöchentlich neu auf SPIEGEL TV WISSEN

Bei „Iss richtig“ dreht sich in dieser Folge alles rund um eines der wichtigsten Nahrungsmittel überhaupt: das Brot. Sternekoch Alexander Herrmann zeigt, wie sich aus diversen Brotsorten besonders bekömmliche Gerichte zubereiten lassen. Er begrüßt den Lebensmittelchemiker und Bestseller-Autor Udo Pollmer, der verrät, warum Brot und Backwaren in Deutschland so beliebt sind und wie sich diese Lebensmittel im Laufe der Zeit verändert haben.

DONNERSTAG, 17. 11., 20.15 – 21.15 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE

Die Toten von Haditha – Massaker im Irak



US-Soldat in Haditha

Bei einer Explosion in der irakischen Stadt Haditha stirbt im November 2005 ein US-Soldat. Kurz darauf tötet seine Kompanie 24 Iraker, darunter Frauen und Kinder. Wollten die U. S. Marines mit einem Vergeltungsschlag den Tod ihres Kameraden rächen, oder handelten die Soldaten nach den Richtlinien zur militärischen Gewaltanwendung in Kampfeinsätzen? Die Armeeführung versucht den Fall zu vertuschen, doch die Wahrheit über „das vielleicht schlimmste Kriegsverbrechen im Irak“ („Washington Post“) kommt dennoch ans Licht.

SONNTAG, 20. 11., 23.05 – 23.50 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Griechisch-römische Tragödie – Wen retten wir als Nächsten? **Teufliche Puppenstube** – Der Grabschänder von Nischni Nowgorod; **Der ist doch nicht blöd!** – Die Machenschaften des Media-Markt-Chefs.

GESTORBEN



DAPD

Joseph William Frazier, 67. Unter dem Kampfnamen „Smokin’ Joe“ wurde der jüngste Sohn einer 15-köpfigen Farmerfamilie aus South Carolina zur Boxlegende. „Lass uns sehen, wie das Leder raucht, Joe!“, motivierte einst ein Amateurcoach den jungen Frazier, der 16-jährig mit dem Boxen begonnen hatte, um abzunehmen. Während seiner Arbeit in einem Schlachthof schlug er zum Training noch auf Rinderhälften ein. Schon 1964 gewann Frazier bei den Olympischen Spielen in Tokio Gold im Schwergewicht, danach wurde er Profi. Seine Fights gegen den großmäuligen, aber elegant boxenden Muhammad Ali waren Kämpfe der Systeme. Denn Frazier, ein stiller Patriot, war unermüdlich, mutig und aggressiv. Zum ersten Mal trafen sie 1971 im Madison Square Garden aufeinander, in einem Fight, der als Kampf des Jahrhunderts in die Geschichte einging. Frazier schlug Ali in der letzten Runde zu Boden, er gewann am Ende nach Punkten und wurde Weltmeister. Die beiden trafen sich noch zweimal im Ring, erneut in New York (Ali siegte nach Punkten), dann auf den Philippinen. Der „Thrilla in Manila“ am 1. Oktober 1975 war eher eine Schlacht als ein Boxkampf: Gegen Fraziers Willen warf sein Trainer vor der letzten Runde das Handtuch. 1981 beendete Frazier seine Karriere. Joe Frazier starb am 7. November in Philadelphia an Leberkrebs.

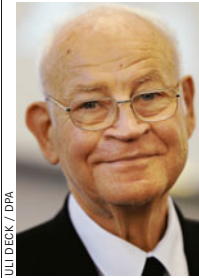
Jörg-Dietrich Hoppe, 71. Der Pathologe aus Düren war ein Arzt alter Schule. Während der zwölf Jahre, in denen er als Präsident der Bundesärztekammer die rund 440 000 Mediziner in Deutschland vertrat, verteidigte er leidenschaftlich die persönliche Verantwortung des Arztes gegenüber dem Patienten als Kern des Berufs. In seinen über 35 Jahren als Standespolitiker wurde er nie zum Apparatschik. Unverdrossen glaubte er an das Gute im Menschen; moderne Qua-



NORBERT MICHALKE

litätssicherung wie etwa die evidenzbasierte Medizin blieb ihm lange fremd. Der hervorragende Geiger war auch als ärztepräsident ein Intellektueller: Politik machte er, indem er eine Idee zur Diskussion stellte – so etwa den Vorschlag, ärztliche Leistungen nach Dringlichkeit zu staffeln. Als er voriges Jahr überraschend dafür eintrat, ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung im Berufsrecht zu erlauben, stand er möglicherweise schon unter dem Eindruck seiner schweren Krankheit. Mit eiserner Disziplin übte er sein Amt wie geplant bis Juni aus. Jörg-Dietrich Hoppe starb am 7. November in Köln.

Gottfried Kiesow, 80. Mit Sprachgewalt, Herzblut und Elan setzte sich der Pfarrerssohn für den Erhalt deutscher Kulturdenkmäler ein. Die Wiedervereinigung wurde für den 1950 aus der DDR geflohenen Kunsthistoriker zur Herausforderung, da es galt, in kürzester Zeit die ruinierte historische Bausubstanz vor dem Verfall zu retten. Die von Kiesow 1985 gegründete



ULRIKES / DPA

Deutsche Stiftung Denkmalschutz sorgte nicht nur in Görlitz, Quedlinburg und Wismar für beeindruckende Restaurierungen. Über 3600 Denkmäler hat die nach dem Vorbild des National Trust angelegte Einrichtung seither bewahrt. In seiner Zeit als Landeskonservator von Hessen (1966 bis 1996) machte sich das FDP-Mitglied einen Ruf als „Pflichtverteidiger des Denkmals“. Der Autor zahlreicher Bücher zur Backsteingotik lehrte zudem an der Universität. Gottfried Kiesow starb am 7. November in Wiesbaden an Krebs.



PHIL MCCARTEN / REUTERS

Dwight Arrington Myers, 44. Wenige Rapper hatten im schnelllebigen HipHop-Geschäft eine so lange Karriere wie Myers alias Heavy D, so nannte er sich wegen seines Übergewichts. Aufgewachsen als Kind jamaikanischer

Eltern in der Nähe der New Yorker Bronx, begann er, gerade achtjährig, zu rappen. Mit seiner Gruppe Heavy D & The Boyz landete er einige Hits, das Rezept war einfach: Fast immer waren es Partysongs, oft machte er sich über sein Gewicht lustig. Ab Mitte der Neunziger reüssierte er auch als Schauspieler, vor allem in Komödien. Dwight Arrington Myers starb am 8. November in Los Angeles, nachdem er mit Atemnot zusammengebrochen war.

Gerhard Schröder, 67, Altkanzler und in jungen Jahren auf dem Fußballfeld als „Acker“ titulierter Sozialdemokrat, ist ein unverdrossener Fan. Trotz ungemütlichen Wetters (sechs Grad bei hoher Luftfeuchtigkeit) schwenkte er kürzlich tapfer das Fähnchen für seinen Verein Hannover 96 beim Heimspiel des Bundesligisten gegen Schalke 04 in der AWD-Arena der niedersächsischen Landeshauptstadt. Der unentschiedene Spielausgang (2:2) beeinträchtigte Schröders Laune nicht, zumal sein Fan-Herz bereits tags zuvor fröhlich hatte klopfen können. Seit langem schon gönnt er sich nämlich einen zweiten Lieblingsverein: Borussia Dortmund. Und die Jungs aus dem Ruhrpott hatten 5:1 gegen Wolfsburg gewonnen.



FABIAN BINDER / REUTERS

Xenija Sobtschak, 30, russische Version von Paris Hilton und Fernsehmoderatorin, kann ganz schön ärgerlich werden, wenn sie ihren Willen nicht bekommt. Im Moskauer Luxusrestaurant Mario entdeckte sie den Leiter der staatlichen Jugendbehörde, Wassilij Jakemenko. Sobtschak wollte ihn spontan interviewen, er wei-

gerte sich – da wurde sie patzig. Spitz und vorwurfsvoll fragte sie ihn, wie er es sich als Beamter überhaupt leisten könne, in einem der teuersten Restaurants der Stadt zu tafeln. Den verbalen Schlagabtausch zeichnete Sobtschak mit Hilfe ihres Mobiltelefons auf. Weil das Fernsehen sich weigerte, die Sequenz in Sobtschaks Show zu senden, stellte sie den Clip kurzerhand ins Internet. Jakemenkos Pressesprecherin bezeichnete die Moderatorin daraufhin als „billige Prostituierte“. Xenija ist die Tochter des verstorbenen ehemaligen Bürgermeisters von St. Petersburg, Anatolij Sobtschak, der neben Russlands erstem Präsidenten Boris Jelzin zu den Leitfiguren der russischen Demokratiebewegung zählte.



VLADIMIR STARKOV / ITAR-TASS

Sobtschak

Winfried Kretschmann, 63, grüner Ministerpräsident von Baden-Württemberg, wurde online mit dem Tod bedroht. Ein wütender Internetnutzer aus dem Lager der S-21-Befürworter hatte auf Facebook vorgeschlagen, „den Kretschmann“ zu hängen, „solange es im Stuttgarter Stadtpark noch Bäume hat“. Die brachiale Phantasie rief die Staatsanwaltschaft Stuttgart auf den Plan. Da Facebook eine öffentliche Plattform sei, könnte es sich um die Aufforderung zu einer Straftat handeln, sagte eine Sprecherin. Am vergangenen Wochenende durchsuchte die Polizei die Wohnung des Lynchmord-Ausrufers im beschaulichen Balingen. „Der Mann hat gesagt, er habe es nicht so gemeint“, teilte ein Polizeisprecher anschließend mit. Er habe angeblich noch nicht einmal gewusst, dass Kretschmann der Ministerpräsident des Landes sei.

Jörg Kachelmann, 53, seit kurzem Wettervorhersager auf YouTube, kämpft mit Anhängern meteorologischer Verschwörungstheorien. Kondensstreifen am Himmel seien in Wirklichkeit Giftwolken, so deren These; sogenannte Chemtrails würden das Klima verändern und alle Arten von Volkskrankheiten auslösen. Kachelmann nennt das nicht nur „vollkommenen Schwachsinn“; in einem seiner Online-Videos sagte er, dass „80 Prozent der Leute“, die an Chemtrails glauben, „Nazis“ seien. Die Kondensstreifen-Krieger erwirkten jetzt eine einstweilige Verfügung beim Landgericht Berlin, sie werfen dem Wettermann Verletzung ihrer Persönlichkeitsrechte vor. Kachelmann muss seine Nazi-Vergleiche nun unterlassen, denn die seien von der Meinungsfreiheit nicht gedeckt, so das Gericht. Inzwischen wird er von Chemtrail-Fans in Kommentaren auf YouTube sogar mit Folter bedroht.

Prinz Charles, 63, Daueranwärter auf den britischen Thron, outet sich als Modemuffel. Während einer Afrikareise nahm er gemeinsam mit Gattin **Camilla**, 64, Herzogin von Cornwall, an einer Veranstal-



CHRIS JACKSON / GETTY IMAGES

Camilla, Charles

tung zur Förderung der Wollindustrie teil. Bei der Gelegenheit gestand Charles: „Mein Modegeschmack ändert sich nur alle 25 Jahre.“ Veränderung allein um der Veränderung willen sei seine Sache nicht, sagte der Prince of Wales. Was manchem als Beleg für den verknöcherten Konservatismus der britischen Krone erscheint, interpretierte Charles, doch nicht ganz uneitel, so: „Ich bin ein klassischer, zeitloser Typ.“

Jones



Lale Akgün, 58, ehemalige Bundestagsabgeordnete der SPD, ist die erste türkischstämmige deutsche Politikerin, über die ein Spielfilm gedreht wird. Auf der Grundlage ihres biografischen Buchs „Tante Semra im Leberkäseland“ arbeitet die Produktionsfirma Ziegler Film an einem Drehbuch für den WDR. Die Tochter eines türkischen Zahnarztes, die heute als Gruppenleiterin für internationale Zusammenarbeit in der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen tätig ist, beschreibt in ihrem Buch die Tücken türkischen Lebens in Deutschland. Regisseur Sinan Akkus besuchte sie in ihrer Kölner Wohnung mit den Worten: „Ich muss mich jetzt empathisch in dich reinfühlen.“ Es war dann aber nur halb so schlimm: Akkus schaute sich stundenlang alte Fotoalben an und ließ sich Akgüns Leben in Deutschland erzählen.

Dieter Zetsche, 58, Vorstandsvorsitzender der Daimler AG, agierte als Fotomodell. Für die berühmte Werbekampagne „Kluge Köpfe“ der „Frankfurter Allgemeinen“ fuhr der Manager kurz vor Mitternacht auf einen Acker in der schwäbischen Provinz, setzte sich frierend unter den Sternenhimmel – und verbarg sein Gesicht hinter der Zeitung. Zetsche, mit 8,7 Millionen Euro Jahreseinkommen kaum auf einen Zuverdienst angewiesen, nahm die Acker-Strapaze denn auch nicht für Geld, sondern nur für gute Worte auf sich. Manche Prominente hatten weit mehr zu leisten, bevor sie von der „FAZ“ zum klugen Kopf erklärt wurden: Sie mussten auf eine deutsche Eiche klettern (Ignatz Bubis, seinerzeit Zentralratsvorsitzender der Juden in Deutschland) oder zwischen 160 Tonnen Erdnüssen kauern (der ehemalige Deutsche-Bank-Chef Hilmar Kopper, der zuvor 50 Millionen Mark als „Peanuts“ bezeichnet hatte). Die „FAZ“-Kampagne hat deutsche Werbegeschichte geschrieben: Sie läuft schon seit 1995. Keine andere wurde mit mehr Preisen ausgezeichnet.



Zetsche

January Jones, 33, amerikanische Schauspielerin, wird als aussichtsreiche Kandidatin für die Rolle der Grace Kelly in dem für 2012 geplanten Kinofilm über die monegasische Dynastie gehandelt. „Grace of Monaco“ – so der aktuelle Arbeitstitel – soll die Geschichte des Kampfes um das Fortbestehen der Unabhängigkeit des Zwergstaats von Frankreich erzählen: 1962 wollte der damalige Staatspräsident Charles de Gaulle der Steueroase ihren Sonderstatus nehmen. Im März dieses Jahres hatte Jones die Vorstellung, als Grace Kelly aufzutreten, noch mit Abscheu von sich gewiesen. Sie habe mehrere Angebote bekommen, die Monegassin im Fernsehen darzustellen, aber diese Rolle würde sie nicht mal mit der Kneifzange anfassen – das wäre ein purer Karrierekiller. Bei „Grace of Monaco“ handelt es sich aber nicht um schnödes Fernsehen, sondern um eine aufwendige Hollywood-Produktion, deren Hauptdarstellerin – unabhängig von der Besetzung – jetzt schon als Oscar-verdächtig gilt. Zwei Aspekte, die auch Jones nicht entgangen sein dürften. Zu den Gerüchten hat sie sich bisher nicht geäußert.

SCOPE FEATURES / BULLS

HANS STARCK / SCHOLZ & FRIENDS

Aus der Hamburger „HafenCity Zeitung“: „Neben Umweltaktivisten machen die Abgase des Schiffsverkehrs unter unterschiedlichsten Aspekten zunehmend Anlieger, die Politik und auch die Reedereien besorgt.“

Ein Haus wirft eine Rüttelplatte nicht um

Aus der Zeitschrift „Familienheim und Garten“

Aus der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“: „Gleichzeitig kündigte Berlusconi an, die Behörden würden solche Überschwemmungen in Zukunft vermeiden.“

Brandopfer womöglich von Feuer getötet

Aus der „Saarbrücker Zeitung“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Die Feuerwehr fing den Hund ein, anschließend brachte ein Krankenwagen den Mann in eine Klinik. Jetzt wird entschieden, ob er eingeschläfert wird.“

Landfrauen zum Nachttisch

Aus dem „Soester Anzeiger“

Aus der „Sächsischen Zeitung“: „Der jungen Ferienregion fehlen größere Hotels, um auch Busreisegruppen zu locken. In den knapp 3300 Betten im Seenland ist noch zu wenig los.“

Zeuge beobachtet Einbrecher: Haft

Aus dem „Main-Echo“

Aus der Zeitschrift „Neon“: „Die Trennung gilt in der Psychologie als der zweitgrößte Stressfaktor des Lebens nach dem Tod.“

Bildunterschrift aus der „FAZ“: „Die Spieler bejubeln das Tor von Raúl, bei dem er die Hand im Spiel hatte, genauso wie die Fans in der Kurve.“

Zitate

Das Online-Portal der Basler „Tageswoche“ über eine Razzia am vergangenen Mittwoch beim Präsidenten der Internationalen Handball-Föderation, Hassan Moustafa, und zum SPIEGEL-Bericht „Affären – 602 000 Euro für den Pharao“ über einen geheimen Beratervertrag Moustafas (Nr. 4/2010):

Die Ermittlungen gegen Moustafa gehen aller Wahrscheinlichkeit nach zurück auf seine umstrittene geschäftliche Verbindung mit der Sportrechte-Agentur Sportfive. Im Januar 2010 hatte das Nachrichten-Magazin SPIEGEL enthüllt, dass Moustafa im Jahr 2007 als Besitzer der in Kairo ansässigen Firma Sport Group einen geheimen Beratervertrag mit Sportfive abgeschlossen hatte. Laut diesem Vertrag erhielt Moustafa eine Million Schweizer Franken dafür, dass er zwischen 2007 und 2009 für Sportfive im nordafrikanischen und arabischen Markt tätig sein sollte ... Mindestens die Hälfte des Honorars, recherchierte der SPIEGEL, floss auf ein Privatkonto Moustafas bei der Filiale der BNP Paribas in Dokki, einem Stadtteil Gizehs.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Gespräch „Assad könnte zurücktreten“ mit Großmufti Scheich Hassun über einen drohenden Bürgerkrieg in Syrien (Nr. 45/2011):

Ein unerwartetes Signal kam von Syriens Großmufti Scheich Hassun, der als ein Vertrauter von Präsident Assad gilt. Der oberste islamische Religionsgelehrte des Landes hält einen Rückzug des Staatsoberchefs aus der Politik für möglich. „Er ist kein Präsident auf Lebenszeit“, sagte er dem SPIEGEL.

Die „Welt“ zum SPIEGEL-Bericht „Baden-Württemberg – Schwäbische Rechnung“ über Beweise, dass Kostenberechnungen bei der Planung von Stuttgart 21 verheimlicht worden sind (Nr. 45/2011):

Fast drängt sich der Verdacht auf, es bereite Günther Oettinger Freude, in seiner früheren Heimat Baden-Württemberg ein bisschen zu zündeln – als späte Rache ... Schließlich war der CDU-Politiker 2009 recht rüde nach Brüssel abgeschoben worden. Vielleicht verweigerte der EU-Energiekommissar nun deshalb entlastende Worte zu skandalösen Stuttgart-21-Papieren aus seiner Amtszeit. Damit hätte er kurz vor dem Volksentscheid am 27. November einigen Ärger abwenden können ... Versorgt wurde der SPIEGEL, von wem auch immer, mit internen Papieren ... Die Akten belegen angeblich, dass Landesbeamte schon 2009 Milliarden-Mehrkosten für den Bahnhof errechnet hatten.

